Plaudereien aus dem Paradiese.

Plaudereien aus dem Paradiese.

Der Naturzustand des Menschen in Wahrheit und Dichtung.

Von

Carus Sterne.

Salon-Bibliothek.

Wien und Teschen.
K. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Vorwort.

Wohl in keiner früheren Zeit hat die Noth des Daseins stärkeren Ausdruck gefunden und ist die Zukunft schwärzer gemalt worden, als gegenwärtig im Zeitalter des Pessimismus. Das Lob der „guten alten Zeit" ertönt von neuem auf allen Gassen. Da mag es denn nicht überflüssig sein, sich einmal auf ein paar Stunden mit dem schönen Traum vom goldenen Zeitalter etwas eingehender zu beschäftigen, nachzuschauen, ob es wirklich in grauer Urzeit stärkere, schönere, gesündere, weisere, gerechtere, glücklicher und friedlicher lebende Menschen in dieser besten Welt gegeben hat, als heutzutage, oder ob in alledem nur ein Phantasiegebilde des Sehnens und Schmachtens einer zur äußern und innern Arbeit gleich wenig aufgelegten Menschenclasse zu erkennen ist.

Die Anwendung der Entwicklungsforschung auf die Culturgeschichte der Menschheit zeigt uns unwidersprechlich, daß die bei den verschiedensten Völkern ausgebildete Lehre von einem vollkommnen „Urzustande des

Menschen," wie sie noch kürzlich Prof. Zöckler vom christlichen Standpunkte zusammengefaßt hat, kaum irgendwelche Stützen in der Wirklichkeit findet. Durch Gegenüberstellung von Wahrheit und Dichtung gilt es aber zu zeigen, daß dies weder einen Verlust noch Entmuthigung für die Gesellschaft bedeutet. Der Ersatz der trostlosen Lehre vom verlorenen Paradiese durch den nach den verschiedensten Richtungen zu erbringenden Nachweis, daß der Mensch aus niedrigeren und unvollkommeneren Zuständen überall zu höheren und besseren aufgestiegen ist, gibt der Hoffnung, auch fernere Klippen glücklich zu umschiffen, mächtigen Aufschwung. Die Entwicklungslehre wirbt mit einem Worte der gesunden optimistischen Auffassung Anhänger, daß der Traum vom goldenen Zeitalter, soweit er überhaupt Sinn und Berechtigung hat, ein Zukunftstraum ist, dessen annähernde Erfüllung nur durch eigene Anstrengungen erreicht werden kann.

Berlin, im Herbst 1886.

Der Verfasser.

Inhalt.

Der Paradieses-Traum.

. . . . . Als der Göttin das Opfer gebracht war,
Langten sie an in den Sitzen der Lust, in den holden Gewinden
Glück ausspendender Hain' und den Wohnungen seliger Freude.
Prächtiger kleidet der Äther mit Purpurlicht die Gefilde,
Eigene Sonn' erblicken sie dort und eigene Sterne.
Einige üben die Glieder auf grasigem Plane der Ringbahn,
Kämpfen im Spiel miteinander und ringen im gelblichen Sande,
Andere führen den hüpfenden Reigen und singen ein Festlied.
(Aeneis VI. 637—644).

Von Geschlecht zu Geschlecht erben im Munde des Volkes Erzählungen und Sagen aus der Vorzeit fort, für deren Wahrheit keine Bürgschaft besteht, außer in der Uebereinstimmung, mit welcher sie hier und da, an den entferntesten Orten erzählt werden. Was der Sohn vom Vater vernahm, übergibt er treu dem Sohne, und so empfangen oft späte Enkel Kenntnis von den frühesten Schicksalen, Unternehmungen und Heldenthaten ihres Volkes, ohne daß diese je niedergeschrieben wurden in den ältesten Zeiten. Die gebundene Form des Heldengedichts unterstützte das Gedächtnis und band auch den Inhalt. Dennoch würde der Geschichtsforscher übel fah-

ren, wenn er solchen Überlieferungen immer aufs Wort glauben wollte, gerade als wenn ein Geldstück, nachdem es durch tausend, nicht immer reine Hände gegangen, noch ebenso scharf und deutlich erscheinen sollte, wie es vom Prägstock gekommen. Am schlimmsten steht es daher mit den Berichten über die Urgeschichte der Völker, und das meiste, was davon überliefert ward, erwies sich als Anleihe oder freie Schöpfung der Phantasie, welche kein leeres Blatt vor dem Historienbuche der Menschheit stehen lassen möchte.

Aber wenn man von der buchstäblichen Wahrheit absieht, entdeckt man in solchen Sagen nicht selten einen tiefern, völkerpsychologischen Kern, mitunter sogar einen historischen Faden, dessen Zurückverfolgung tiefe Einblicke in die Culturbewegung und Gemüthsbedürfnisse der Völker gestattet. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, erhält gleich das erste, vom Paradiese handelnde Capitel der Völkergeschichte seine tiefere Bedeutung. Aller Sorgen baar und ledig, im blumen- und früchtereichen Garten Eden (d. i. Lust- oder Wonnegarten) lebten die ersten Menschen ihre jungen Tage, so erzählt nicht blos der jüdische Urbericht allein. Die griechische Bibelübersetzung hatte den Garten als paradeisos bezeichnet, was sich mit dem an anderen Stellen des hebräischen Urtextes vorkommenden Worte pardes deckt und von dem altpersischen Worte pairidaêza d. i. Baumgarten oder Park hergeleitet wird. In Bezug auf die Lage wird hinzugefügt, daß der Garten im Osten von Palästina zu suchen sei, und daß aus ihm ein Strom kam, der den Garten bewässerte und sich sodann in vier, weite Länder umfließende Ströme

theilte, deren Namen Pison, Gihon, Hiddekel und Phrat lauten. Von diesen vier Flüssen waren nur die beiden letztgenannten, der Hiddekel als Tigris (babylonisch Idiklat) und der Phrat als Euphrat den spätern Lesern enträthselbar, während die Unsicherheit hinsichtlich der beiden anderen den unendlichsten Vermuthungen und Streitigkeiten das Feld eröffnen mußte. In Anbetracht der vier Ströme schien nur soviel sicher, daß das Paradies in einem Berglande zu suchen sei, wobei die Bezeichnung des mit Edelsteinen geschmückten „Lustgarten Gottes“ als „Berg Gottes“ bei Hesekiel (XXVIII. 13—14) in Betracht kam.

Schon in älteren jüdischen Quellen, aus denen Josephus schöpfte, wurden die beiden unbekannten Ströme als Ganges (Pison) und Nil (Gihon) gedeutet. Die christlichen Kirchenväter schlossen sich theils dieser Ansicht an, oder legten keinen besondern Werth auf die Lage des verlornen Gutes; sie begnügten sich zu wissen, daß es im fernen Morgenlande gelegen sei, und nur einige syrische Kirchenväter, namentlich das große Kirchenlicht Ephräm († 378), mochten Europa nicht so ganz leer ausgehen lassen, und brachten für den Ganges die — Donau als Paradiesesstrom in Vorschlag. Die weite Entfernung der Quellgebiete dieser Ströme galt als kein nennenswerthes Hindernis, da ja eine unterirdische Verbindung der Quellen angenommen werden könnte. Noch andere Kirchenlehrer betonten in erster Linie die Unerreichbarkeit des Paradieses, sei es, wegen der Höhe des Berges, hinter welcher selbst die Sintfluth zurückgeblieben, oder weil es durch ein weites Meer oder Wolken ganz von dieser Welt geschieden

sei. In den ältesten christlichen Erdbeschreibungen zweier weitgereister Kaufleute, des Äthikus und des Indienfahrers Kosmas, wurde es weit hinter China (Tzinitza) verlegt und nahm in dem kofferförmigen, nach dem Muster der Arche Noäh oder der Stiftshütte erbauten Weltgebäude des letzteren den östlichsten Platz ein.

Inzwischen war das Paradies mehr und mehr auch als künftiger Aufenthalt der Seligen ins Auge gefaßt worden, und während die einen dasselbe über den Wolken suchten, begannen andere es mit den „Inseln der Seligen", von denen Hesiod und Pindar gesungen, zu verschmelzen und mit ihnen im fernen Westen zu suchen, so daß nun eigentlich zwei irdische Paradiese vorhanden waren, ein Paradies des Ursprungs im Osten und ein Paradies der Abgeschiedenen im Westen, die aber beide der Beschreibung nach gleich wonnevoll, von den meisten als ein und dasselbe betrachtet wurden. Unter den Reisenden regte sich früh das Bestreben, diese Paradiese irgendwo zu finden. Klösterliche Berichte, deren Abschriften sich mindestens bis zum 11. Jahrhundert zurückverfolgen lassen, erzählen in todten und lebenden Sprachen, in Prosa und Versen von der abenteuerlichen Reise des irischen Abtes St. Brandanus, der, ein christlicher Odysseus, im Jahre 565 nach siebenjähriger Irrfahrt das irdische Paradies im fernsten Westen entdeckt habe. Er betrat mit seiner Mannschaft eine große, in dichtem Nebel gehüllte Insel, in deren Innern ewiger Sonnenschein und milde Lüfte herrschten, die Blumen blühten, die Vögel sangen und die Bäume ohne Unterlaß Frucht trugen. Nachdem sie vierzig Tage landeinwärts gewan-

dert, trennte ein breiter Fluß ihren Weg, und ein Bote in glänzender Jünglingsgestalt rieth ihnen, nicht weiter in das den Auserwählten vorbehaltene Paradies einzudringen, erlaubte ihnen aber, vor der Rückkehr ihr Schiff mit edlen Steinen und köstlichen Früchten zu füllen. In dem Maße, wie unternehmende Leute immer weiter in das westliche Meer hinausdrangen, zogen auch die Inseln der Seligen immer weiter hinaus, und auf dem Erdglobus des Martin Behaim von 1492 sind die von St. Brandanus besuchten Inseln der Glückseligkeit (Insulae fortunatae) schon 40 Grad westlich über die Kanarischen Inseln hinausgerückt, von denen man annimmt, daß sie den Alten, ihres milden Klimas und üppigen Pflanzenwuchses wegen als die wirklichen glücklichen Inseln gegolten hätten.

In den geistlichen Reise- und Abenteuer-Romanen, die in jenen mönchischen Zeiten das Unterhaltungsbedürfnis befriedigen mußten, bildete nach dem Vorgange der Brandanus-Legende die Aufsuchung des irdischen Paradieses fortan ein stehendes Capitel, dem man durch einen Besuch in der Hölle und im Fegefeuer eine wirksame Einleitung zu geben trachtete. Dies konnte in der Form einer Vision oder Erzählung eines in's Leben zurückgekehrten Scheintodten geschehen; die kräftigste Anregung und Bekehrung bewirkte aber immer die Romanform, in der alles als mit wachen Sinnen erlebt, dargestellt wurde. Am berühmtesten darunter ist die Erzählung von dem Besuche der St. Patrikshöhle durch den Ritter Owen geworden, welche von einem Mönche des 12. Jahrhunderts verfaßt wurde und bald zahlreiche Neubearbeitungen und Nachahmungen in ver-

schiedenen Sprachen, in Prosa und Versen gefunden hat. Dem Apostel der Iren, St. Patrik, war auf einer Insel im Derg-See der Grafschaft Dounegal eine Höhle gezeigt worden, welche geradenwegs in die Hölle führte, und in deren dunklen Gängen man lebendigen Leibes den Qualen der Verdammten beiwohnen konnte, nachdem man sich durch mehrtägiges Fasten auf den Gang vorbereitet hatte. Der Heilige baute sein Kloster daneben, weil die Schrecknisse dieser neuen Trophonius-Höhle sich als treffliches Stärkungsmittel für Ungläubige erwiesen und Jahrhunderte lang als solches dienten. Weil aber viele Besucher nicht wieder lebend an die Oberwelt kamen, war der Eingang längere Zeit verschlossen gehalten worden, bis zur Zeit des Königs Stephan ein sündiger Ritter, Namens Owen oder Owain sich durchaus nicht zurückhalten ließ und hineinging. Da er nicht zurückkehrte, ging man ihm am anderen Tage nach und als man den Ohnmächtigen zum Leben zurückgebracht, erzählte er, daß er dem Geheul der Verdammten und ihren Angriffen zum Trotz immer weiter gegangen, bis er zu der schmalen Brücke gekommen sei, welche das Paradies von der Hölle scheide. Nachdem er diese überschritten, sah er sich nach einer altfranzösischen Bearbeitung, vor einer großen, sehr hohen Mauer, von wunderbarer Form, und in dieser Mauer gab es eine höchst wunderbare Thür, welche so leuchtete, als ob sie von feinem Golde wäre und war über und über mit kostbaren Steinen aller Art besäet, aber dicht geschlossen. Als er ihr auf eine kurze Strecke nahegekommen war, öffnete sich das Thor und es drang ein sehr starker Duft heraus, daß ihm schien,

auch wenn die ganze Welt aus Specereien bestände, könne es keinen stärkeren Wohlgeruch geben, und er fühlte sich dadurch so gekräftigt, daß er sich getraut hätte, ohne Angst und Schmerz alle die Qualen selber zu erdulden, die er vorher (im Fegefeuer) geschaut hatte.

In einer altenglischen Bearbeitung derselben Sage besteht die hohe Mauer des Paradieses, um sie vollends unersteigbar zu schildern, aus glattem, weißem Glase und darin dürfen wir den Uebergang finden zum Glasberg (Glasburg) oder zur Glasinsel der englischen Mythen, nach welcher die englischen Helden eingeschifft werden, um unter König Arthurs Scepter im Glücke zu leben, oder dem Gladsheim der Edda:

.... wo golden schimmert
Wallhalls weite Halle;
Da kiest sich Odhin alle Tage
Vom Schwert erschlagene Männer.

Das innerhalb dieser hohen gläsernen Mauern eingeschlossene Paradies wird aber in jener altenglischen Bearbeitung der Owain-Sage, wie folgt, geschildert:

Es war grün, mit Blumen gefüllt,
Und in prangende Farben gehüllt;
Es war grün dort weit und breit
Wie Wiesen sind zur Sommerzeit.
Da waren Bäume grün belaubt,
Von Früchten voll, je weiter er ging;
Da war gar manche verbotene Frucht,
Die man auf Erden vergebens sucht.
Dort haben sie den Lebensbaum,
Darin nie Streit, stets Lust nur wohnt,
Dort kommt die Frucht der Weisheit vor,
Die Adam und Eva einst verlor;
Viel andre Früchte waren noch da
Und aller Art Lust und Freude er sah.
....
Dort ging immer Recht vor Macht,
Stets war Tag und nimmer Nacht.

Dort war viel mehr Glanz und Pracht
Als wenn am Tag die Sonne lacht.[1])

Dantes „Göttliche Komödie" ist eine geläuterte Frucht dieser schon vor seiner Zeit beliebten „Reisen" und während die äußere Einkleidung aus der „Vision des Albericus" geschöpft sein mag, den der h. Petrus, während der Körper scheintodt im Sarge lag, durch Hölle und Himmel führte, finden sich die vielbewunderten Anschauungen Dantes über den Weltbau schon in dem handschriftlich zu Paris bewahrten „Trésor" von Brunetto Latini, der im 13. Jahrhundert lebte.[2]) In demselben Buche wird auch ein Besuch im Lande der Yssenier geschildert, welches in der Richtung der untergehenden Sonne gelegen war und in welchem das „goldene Zeitalter" fortdauerte. Die beiden Hauptursachen aller irdischen Leidenschaften, sagt Latini, „das Geld und die Frauen sind dort unbekannt; man geht unbekleidet, und obwohl niemand dort geboren wird, sind unendlich viele Leute da, aber niemand kann dort bleiben, wenn er nicht von Keuschheit, Treue und Unschuld erfüllt ist."

Auch die Gedanken des Entdeckers der neuen Welt waren noch mit diesen mittelalterlichen Träumen von der Auffindung des irdischen Paradieses erfüllt. Als er sich auf seiner dritten Reise (August 1498) der Mündung des Orinoko näherte und aus der Fülle des in der Bucht von Paria heftig strömenden Süßwassers richtig geschlossen hatte, daß so viel Wasser nicht von einer Insel, sondern nur von einem großen gebirgigen Festlande geliefert werden könnte, meinte er, immer von dem Gedanken beherrscht, daß er den fernsten

Punkt des Orients, die Ostküste des weitausgestreckten Asien erreicht habe, daß er an den Grenzen des irdischen Paradieses angelangt sein müsse. Die milde Kühle der Abendluft, die ätherische Reinheit des gestirnten Himmels, der Balsamduft der Blüten, den der Landwind dem gichtkranken Entdecker in's Schiff trug, alles dies ließ ihn ahnen, sagt Herrera, daß er sich dem ersten Wohnsitz des menschlichen Geschlechtes, dem Garten Eden, genähert habe. In seinem Reisebericht, und namentlich in einem (October 1498) aus Haiti an Ferdinand und Isabella gerichteten Briefe hat er seinen diesbezüglichen Phantasien Ausdruck gegeben, und dieser Brief, sagt Humboldt, lehrt aufs neue „daß die schaffende Phantasie des Dichters sich im Weltentdecker, wie in jeglicher Größe menschlicher Charaktere ausspricht." [3])

Der Umstand, daß hier, in geringer Entfernung vom Äquator, statt des von den Sonnenstrahlen versengten Landes und der schwarzen, kraushaarigen Menschen, die er daselbst zu finden erwartet hatte, eine hellere, schlichthaarige Race unter mildem Himmel wohnte, schien ihm nur durch die Annahme erklärlich, daß sich das Land hier viel höher erheben müsse, als in Europa, und er vermuthete deshalb, daß man die Ansicht von der Kugelgestalt der Erde, die er selbst bis dahin für die richtige gehalten, werde aufgeben müssen: unsre altweltliche Erdhälfte möge sich im Ganzen wohl in Form einer Halbkugel wölben, aber auf der entgegengesetzten Seite der Erde scheine das Land unter dem Äquator steil zum Himmel emporzusteigen, so daß die Gestalt der Erde demnach derjenigen einer

Birne zu vergleichen sei, deren steile Erhebung gegen den Stiel hin das Paradies tragen möge.

„Sanct Isidor, Beda, Strabo, der Meister der Scholastik, der heilige Ambrosius und Skotus, sowie alle die gelehrten Theologen," schreibt er, „stimmen in der Behauptung überein, daß das irdische Paradies im Orient liege. Ich habe schon gesagt, was ich von dieser Halbkugel" (d. h. von der vermeintlichen Kegelform dieses vermeintlichen Orientes) „gedacht habe, und ich meine nun, daß ich, in der Richtung des Äquators auf diese höchste Erhebung, von der ich gesprochen habe, hinsteuernd, eine mildere Temperatur und Verschiedenheit in den Gestirnen und Gewässern finden würde, nicht, daß ich deshalb glaube, der Punkt der höchsten Erhebung sei zu Schiffe erreichbar, daß es dort überhaupt Wasser gäbe, noch daß man bis dahin aufsteigen könnte, sondern weil ich überzeugt bin, daß dort das irdische Paradies liegt, in welches niemand gelangen kann, es sei denn mit dem Willen Gottes."

Die starke, den Schiffen gefährliche Strömung, die er in einem Theile des Golfs von Paria angetroffen, bestärkte ihn in der Meinung, daß der gewaltige Strom, dem das Delta angehört, einer der vier aus dem Bergparadiese herabstürzenden Ströme sein müsse. Uebrigens mochte er sich nicht den damals bereits aus indischen Mythen herübergedrungenen Ansichten anschließen, welche den Paradiesesberg in vielen Absätzen und Terrassen emporsteigen lassen, sondern meinte, daß die Abhänge, auf denen der Garten Eden zu suchen sei, sich sanft zur Ebene herabziehen möchten. „Wenn das Wasser, von dem ich spreche," fährt er fort, „nicht aus

dem irdischen Paradiese käme, so müßte es als ein noch größeres Wunder erscheinen, da ich nicht glaube, daß man in der weiten Welt noch einen ebenso tiefen Strom findet." Und gegen den Schluß dieses Herzensergusses fügt er nochmals hinzu: „Ich kann nur in dem Glauben beharren, daß an dem Orte, von dem ich spreche, das Paradies gelegen ist."

Aehnliche poetische Träume umgaukelten die Seefahrer im Jahrhundert der Entdeckungen noch lange. Will man die Züge der Spanier und Portugiesen nach den Goldländern Ophir und Eldorado wegen der darin ausgeprägten niedern Sucht nach Reichthümern nicht dahin rechnen, so entbehrt die Unternehmung des freilich ebenso beutelustigen Statthalters Juan Ponce de Leon, die Quelle der ewigen Jugend zu finden, wenigstens des poetischen Reizes nicht. Die indische Mythologie kennt die durch Trinken oder Baden jungmachenden Quellen und den alterlosen Fluß Vijara nadi, und wahrscheinlich war durch die Araber von diesen Seitenstücken des Lebensbaumes etwas ins Abendland gedrungen. Vielleicht hatte auch der englische Ritter Sir John Maundeville, den die Abenteuersucht bis Indien und China geführt hatte, die Fabel zuerst mitgebracht, denn in dem nach seiner Rückkehr (1355) verfaßten Buche erzählt er unter vielen andern Wundern auch von dem gewürzhaften Jungbrunnen bei der indischen Stadt Polombe am Fuße des gleichnamigen Berges: „Und wer dreimal nüchtern von dem Wasser dieses Brunnens trinkt, der wird geheilt von jeglicher Krankheit, die er hat. Und die dort wohnen und oft aus diesem Brunnen trinken, haben nie eine Krankheit und scheinen all-

zeit jung. Ich habe dort drei- oder viermal getrunken und mich dünkt, daß ich mich darnach wohler befinde. Manche Leute nennen den Brunnen „die Quelle der Jugend", denn wer daraus trinkt, erscheint allezeit jung und lebt ohne Krankheit. Und man sagt, dieser Brunnen komme aus dem Paradiese und deshalb sei er so heilkräftig" [1]).

Sei es nun, daß Ponce de Leon von den Träumen des Columbus, den er auf seiner zweiten Reise begleitet hatte, angesteckt war, oder hatte ihm wirklich ein alter Indianer, wie er vorgab, von einem goldreichen Lande im Norden von Portorico und von einer Insel Bimini erzählt, auf welcher die selbst Greise verjüngende Quelle der ewigen Jugend sprudele, jedenfalls verjüngte er mit seinen Verheißungen den Kreis der Abenteurer, die sich ihm anschlossen, um diese Wunderländer zu entdecken. Er brach Anfang März 1513 auf und segelte nordwärts an den Bahama-Inseln vorüber, überall nach der Insel Bimini fragend, und vorsichtshalber das Wasser aller Quellen, Flüsse und Seen der besuchten Inseln versuchend, ohne daß sich das Wunder der Verjüngung einstellen wollte. Am 27. März erreichte man ein Land, welches in der That aussah, als könne es das Paradies sein, in welchem das Wasser des Lebens sprudle, denn es prangte in der frischen Pracht des Frühlings, und nicht allein die Gefilde glichen unübersehbaren Blumengärten, auch die Bäume (Magnoliaceen) hingen voller großer tulpen- und lilienartiger Blüten. In Anspielung auf diese Blumenpracht und weil das Blumenland gerade am Palmsonntag (Pascua Florida) entdeckt worden war, erhielt es den Namen Florida.

Während so der Unternehmungsgeist der Seefahrer die Paradiesesfrage in Schwung erhielt und ihr durch aus den neuentdeckten Ländern mitgebrachte Pracht-pflanzen und Thiere (z. B. die Paradiesvögel der Magellanschen Reise) neue Nahrung zuführte, hatte sich mehr und mehr eine andere Richtung erhoben, die auf Grund wissenschaftlicher Quellenstudien und antiquarischer Forschungen die Lage des Paradieses zu ermitteln suchte. Ihr Ursprung wurzelt in der Zeit der Kreuzzüge, in denen das Andenken an die geweihten Stätten der Bibel erneuert worden war, und an die sich eine Reihe von Pilgerfahrten nach den befreiten oder zugänglich gemachten Heiligthümern knüpfte. Man erinnerte sich der alten jüdischen Sage, daß das Paradies an den fruchtbaren Libanon-Abhängen gesucht werden müsse, woselbst Strabo und Plinius einer ganzen Landschaft den Namen Paradisus beilegen und auch eine Ortschaft ermittelt war, welche den Namen Eden trug, während Damaskus selbst von den morgenländischen Schriftstellern, die „Paradiesesschöne", das „Gefieder der Paradiesespfauen" u. s. w. genannt wurde. Man nahm an, daß der Orontes und der Chrysoraos, welcher in mehrere Arme getheilt, die Umgebung von Damaskus bewässert, die Paradiesesflüsse seien, und diese Ansicht hat bis in die neueste Zeit in L. Noack (1868) und J. Sepp (1878) Vertheidiger gefunden.

Die Sage vom Paradiese bei Damaskus verknüpfte sich mit einer andern, aus einer später zu erwähnenden Bibelstelle entstandenen, nach welcher Adam und Eva, nach der Vertreibung aus dem Paradiese, in der Nähe von Hebron gewohnt haben sollten, und auch dort, nebst

Abraham, Isaak und Jakob, in dem berühmten Patriarchengrabe bestattet lägen. Aufmerksame Bibelleser, welche bemerkt hatten, daß nach dem genauen Wortlaut der Schrift Adam erst nach seiner Erschaffung in's Paradies versetzt worden war, folgerten nun weiter, daß er nach seiner Ausstoßung jedenfalls die nicht allzuferne Stätte seiner irdischen Heimat aufgesucht haben werde, um dort zu wohnen und zu sterben, daß mithin bei Hebron auch der Ort seiner Erschaffung gefunden sei. Hierbei kam nun wahrscheinlich eine griechische Sage dem Bedürfnis der Pilger nach Andenken und Reliquien zu statten. In der Gegend von Panope in Phokis (jetzt St. Blasios) in Griechenland grub man, wie Pausanias erzählt, einen röthlichen Thon, von dem man versicherte, es sei derselbe, aus welchem Prometheus die ersten Menschen gebildet habe, wobei zum Beweise der Wahrheit darauf hingewiesen wurde, daß er schon an sich ganz wie Menschenfleisch dufte. Einer der frühesten Pilger nach dem heiligen Lande, Mag. Thietmar erzählt nun in seinem 1217 verfaßten Reisebericht, daß dicht bei Hebron ein Feld liege, welches in hohem Ansehen stünde, sofern man dort die schon von Josephus erwähnte rothe Erde grabe, aus der Adam gemacht sei, und welche die Sarazenen als kostbare Waare verkauften, namentlich nach Aegypten. Und dabei geschah obendrein ein Wunder, denn am Ende des Jahres hatte sich von dieser Erde wieder so viel neu erzeugt, als weggenommen worden war. Dasselbe bestätigte bald darauf der „Pausanias des heiligen Landes" Burchard de Monte Sion und setzt hinzu, daß er zwar das Wachsen der sehr rothen Erde,

welche bildsam wie Wachs sei, nicht selbst beobachtet habe, aber es müsse sich wohl so verhalten, denn die nur einen Flintenschuß von dem Patriarchengrabe entfernte Grube, sei trotz der weggeführten Wagenladungen nicht größer, als daß kaum vier Personen darin sitzen könnten. Er selbst habe gleich den andern christlichen Pilgern einen großen Sack voll mitgenommen, denn diese Erde sei sehr kräftig und wer eine Probe bei sich trage, sei vor dem Stolpern und Stürzen seines Reitthieres sicher.

Nach dem Berichte des schon erwähnten Sir John Maundeville hätten die Herren von Damaskus in ihrer Würde als Schutzherrn des Paradieses auch diesen Acker erworben, weshalb derselbe stets den Namen des Ager Damascenicus führt. Seine braunrothe Erde, die Terra rossa bedeckt in Syrien und Palästina bald in Gestalt fein zerriebener und zusammengeschlemmter Massen, bald als gröberes Gemisch oder harte Kruste, den Kreidefelsen vieler Höhen und Thäler und ist nach der Untersuchung von Oscar Fraas [5]) eine Bildung aus der Eiszeit, die am Libanon ebenso reichliche Spuren zurückgelassen hat, wie in den europäischen Gebirgen. Sie besteht mineralogisch aus dem mehr oder minder fein zerbröckelten oder zerriebenen Kreidefelsen, der durch reichlichen Gehalt von Eisenoxyd rothbraun gefärbt erscheint, und es liegt ein eigenthümlicher Humor darin, daß diese „Menschenerde" sich im unzerriebenen Zustande an vielen Stellen sehr reich an Knochenresten und Kunstproducten prähistorischer Menschen erweist.

Dem Pilger Burchard zeigte man bei Hebron auch bereits den Ort, woselbst Kain den Abel erschlagen,

und die sog. „Thränengrotte" mit den in Stein gehöhlten Betten der ersten Eltern, in welcher sie 100 Jahre den Abel beweint haben sollen. Diese denkwürdigen Stätten vermehrten sich schnell, und dem Bruder Felix Fabri, der 1483—84 das heilige Land durchpilgerte, zeigte man bereits eine zweite Grotte, in welcher sie gewohnt haben sollen, nachdem sie sich getröstet hatten, und aus der somit der „Strom der Menschheit" seinen Ursprung genommen hat. So machte also auch die religiöse Mythe die ersten Menschen zu Höhlenmenschen. Auf dem Wege von Damaskus zum See Genezareth zeigte man bei Mesireb die Stelle, wo Adam den ersten Weizen ausgesäet hätte, aber freilich auch bei Damaskus nochmals die Stätte des Brudermords und Adam's Grab, welches die Muhamedaner nach der Gegend von Mecca, die Talmudisten nach Jerusalem verlegten.

Die Ansicht, daß das Paradies bei Damaskus gelegen haben sollte, war auch Luther sympathisch, aber eine genauere Ortsbestimmung schien ihm unersprießlich und er wies in seinem Genesis-Commentar, vielleicht um dem Streite ein Ende zu machen, darauf hin, daß das Paradies wahrscheinlich von der Sintfluth ganz vom Boden weggespült worden sein möge, und diese habe wahrscheinlich auch den Lauf der vier Paradiesflüsse gänzlich verändert. Somit sei es sehr wohl möglich, daß ehemals die Quellen von Euphrat, Tigris, Nil und Ganges näher bei einander gelegen hätten als heute, jedenfalls sei eine genauere Bestimmung der Lage heute unausführbar.

Obwohl diese Annahme Luthers bei vielen seiner Anhänger Anklang fand, begann doch zu derselben Zeit

die kritische Prüfung der Frage, ob man nicht aus den biblischen Namen der Paradiesesflüsse und den Angaben über die von ihnen bespülten Länder vielleicht dennoch die Oertlichkeit sicher feststellen könne, an welcher vor der Sintfluth das Paradies gelegen habe, und der sonst so stark poetisch angehauchte päpstliche Bibliothekar Augustinus Steuchus aus Gubbio (Eugubinus) traf merkwürdiger Weise beim ersten Anlauf und mit voller Nüchternheit dasjenige, was die Quellenforschung unserer Tage als das Richtige betrachtet, indem er in seiner „Kosmopöia" (1535) zum ersten Male die sogenannte „Pasitigris-Hypothese" begründete, nach welcher man in dem fruchtbaren Niederungslande der Euphrat- und Tigrismündungen das Paradies zu sehen habe. Hinter den beiden noch unbekannten Paradiesesflüssen seien vielleicht heute verschwundene Mündungsarme zu suchen, eine Ansicht, welche Hopkinson in seiner Descriptio Paradisi (1593) durch die Vermuthung ergänzte, daß darunter vielleicht nur zwei Canäle des an solchen so reichen Landes zu verstehen seien. Der Hinweis der Bibel, daß der eine Paradiesesstrom (Pison) das Land Hevila umgrenze, in welchem man Gold, Bdellium und Onyx finde, wurde auf Arabien gedeutet.

Dieser von den meisten katholischen Bibelauslegern jener Zeit angenommenen Hypothese trat mit wachsendem Erfolge eine andere entgegen, die sogar schon etwas früher als sie (1533) von Konrad Pellicanus aufgestellt worden war, nach welcher das Paradies den ursprünglichen Ansichten gemäß, nicht in der Niederung, sondern im Gebirge, und daher nicht an der Mündung von Euphrat und Tigris, sondern an deren Quellen zu

suchen sei, d. h. irgendwo in Armenien oder am Kaukasus. Der Jesuit J. Fournier bezeichnete (1640) den Ararat als den Punkt, für welchen die meisten Wahrscheinlichkeiten sprächen, und derselben Ansicht schlossen sich sein Ordensbruder Athanasius Kircher und andere Gelehrte der Zeit an, worauf der berühmte Utrechter Bibelforscher Hadrian Reland (1706) dieselbe zu einer ausgearbeiteten Theorie erhob, in welcher er den Gihon auf den Araxes, den Pison auf den Pasis, das Goldland Hevila aber unter Erinnerung an den Argonautenzug auf Colchis deutete.

Der französische Botaniker Tournefort hatte bald darauf seine Orientreise beendigt und von der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses in Hoch-Armenien entzückt, bestätigt, daß dieses Land und namentlich die Strecke zwischen Erzerum und Tiflis noch heute als ein Paradies zu bezeichnen sei. Die damaligen wortführenden Naturforscher, wie Scheuchzer und Linné, nahmen diese Deutung als die auch von ihrem Standpunkte beste an, und der Letztere zeigte in seiner 1743 gehaltenen Rede „über den Zuwachs des bewohnbaren Landes", daß ein Berg der wärmeren Zone, wie der Ararat, in seinen verschiedenen Höhenregionen am besten die Thiere und Pflanzen der verschiedenen Himmelsstriche, der kalten und warmen Länder nahe beieinander vereinigt haben könnte; von diesem „Schöpfungs-Mittelpunkte" hätten sie sich nachher nach allen Richtungen der Windrose verbreitet, wie dieses ja nach der Sintfluth, als die Arche Noäh am Ararat landete, sicherlich der Fall gewesen sein müßte.

An andern Deutungsversuchen, von denen einer immer abenteuerlicher ausfiel als der andere, hatte es

inzwischen nicht gefehlt. Der gelehrte Olof Rudbeck wollte der Abwechslung halber das Paradies nach Schweden verpflanzen, andere meinten, das Städtchen Hedin in Frankreich (Artois) sei das alte Eden, aber die kühnste Entdeckerbefriedigung bereitete sich 1797 Hasse, indem er dem langen Hin- und Herschwanken der Bibelausleger hinsichtlich des kostbaren Bedollah oder Bdellium des Paradieses, welches die einen für ein Baumharz und die anderen für einen Edelstein ausgaben, ein Ende machte, und in ihm den Bernstein der Ostseeküste, das Paradies aber im Lande Preußen wiederfand. Ernsthafter erschienen die von Marignola vertheidigten Ansprüche Ceylons, woselbst man ja die Fußstapfen Adams und die Adamsbrücke zeigt, und die des glücklichen Arabiens, hinsichtlich dessen an die auch in der Bibel (Jesaias 14) und Koran (Sure 89) erwähnte Mythe vom Könige Schadad erinnert ward, der sich bei Aden (= Eden) ein prächtiges Schloß und Paradiesgärten gegründet und sich vermessen habe, gottgleich zu sein. Er wurde aber aus dem Garten Eden ausgetrieben und dieser durch dasselbe Strafgericht in die Wüste verwandelt, die man jetzt daselbst findet.

Als im Beginne unseres Jahrhunderts die orientalischen Studien auflebten und Forscher wie Wilfort, Lassen, Bopp, Spiegel, Ewald u. a. das Problem aufnahmen, zeigte sich, daß für die Verlegung des Paradieses nach Armenien eine Reihe alteranischer Sagen in die Schranken treten, namentlich der Mythus von dem Paradiesberge Hara-Berezaiti, der später Albordj genannt und im Elbrus vermuthet wurde. Auf diesem

Himmelsberge, um welchen Sonne und Mond kreisen, so daß es dort weder Nacht noch Finsternis, weder heiße noch kalte Winde gibt, von welchem die Quelle aller irdischen Fruchtbarkeit Ardwî-çura herabstürzt, weilt Jima oder Jem, der erste Mensch in ewiger Glückseligkeit und Jugend und im unmittelbaren Verkehre mit Ormuzd, dem Geber alles Guten. Nach einer an die Noah-Sage erinnernden alteranischen Erzählung des Vendidad, hatte ihm Ormuzd angekündigt, daß ein langer, verderblicher Winter mit endlosen Schneefällen eintreten und daß bei dem Schmelzen des Schnees die ganze Erde mit Wasser bedeckt sein werde. Um sich zu retten, solle er auf dem Berge einen viereckigen, mit einer Mauer fest umschlossenen Garten (Vara) anlegen, und dorthin die Samen aller Pflanzen und Thiere, sowie das Feuer retten. In diesem Garten, in welchem Jima von allen Gebrechen frei, das goldene Zeitalter durchlebte, befanden sich ebenfalls zwei Paradiesesbäume, der Baum mit dem Namen „Kummerlos", von dem die Samen aller über die Erde verbreiteten Gewächse stammen, und der in der Lebensquelle (Ardwî-çura) wachsende Lebensbaum oder weiße Haoma, dessen Saft Unsterblichkeit verleiht und die Todten wieder belebt. In späterer Zeit vermischte sich diese Paradieses-Sage in ganz ähnlicher Weise, wie bei den Indern, Griechen und vielen andern Völkern mit der Elysiums-Sage: der Garten wird unter die Erde entrückt, und gleich dem indischen Manu, dem griechischen Minos oder Kronos regiert der erste Mensch als Todtenkönig im Elysium und wird nach der Vernichtung der jetzigen Menschheit am Ende der Tage nochmals als Erster der

Menschen emporsteigen und die Erde mit seinen dorthin geretteten Samen neu bevölkern.

Die Aehnlichkeiten wie die Verschiedenheiten dieser Sagen unter einander mußten mit dem Fortschreiten der vergleichenden Mythologie zunächst nach Indien führen, wo der gemeinsame Ursprung aller indogermanischen Sagen, die der Semiten nicht ausgeschlossen, von den Sprachforschern gesucht wurde. In der That schien die dort heimische, und erweislich sehr alte Mythe vom weitschimmernden Paradiesesberge Meru, in dessen goldener Gipfelstadt die Seligen im Verkehr mit den ewigen Göttern wohnen, und von dessen Abhängen die heiligen Flüsse in's Thal herabstürzen, zunächst alle Bedingungen eines Original-Mythus darzubieten, aus welchem die persischen, assyrischen, jüdischen und germanischen Paradieses-Sagen abgeleitet werden könnten.

Der Himalaya mit den von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln schien ebenso das Vorbild zum goldschimmernden Meru, wie zum unersteiglichen Glasberge der germanischen Sage geliefert zu haben und die Schönheit der Lage, wie die üppige Fruchtbarkeit des Hochthals von Kaschmir, dessen Name wörtlich als Berg Mir oder Meru zu übersetzen wäre, schien seinen Anspruch auf den Namen des eigentlichen Paradieses vollkommen zu rechtfertigen. Die Lage entsprach besser als die des Ararat dem biblischen Hinweis nach Osten, und da man im nördlichen Indien auch die Strom- und Ländernamen der biblischen Urkunde wiedergefunden zu haben glaubte, so schien das Paradies endlich seine Heim- und Ruhestätte gefunden zu haben, und man glaubte deutlich das allmälige Westwärts-

wandern der Menschen und ihrer Heimatssagen von ihrem indischen Paradiese über Babylon einerseits nach Palästina und andrerseits über Medien und Persien nach Nordeuropa verfolgen zu können.

Allein die neueren Ausgrabungen in Assyrien haben der Paradiesessage auch diese Heimstätte wieder entzogen, indem sie zeigten, daß die indische Form ebenso wie die jüdische der chaldäischen entlehnt ist. Nachdem Sir Henry Rawlinson in den nach dem britischen Museum gebrachten Keilschrift-Täfelchen der Bibliothek von Ninive neben der von George Smith auf denselben gefundenen Urform der Sintflutsage auch die der Erzählung vom Garten Eden gefunden hat, welcher dort den Namen eines „Garten des Gottes Dunn" führt, gelang es Professor Friedrich Delitzsch aus Leipzig (1878) auf eben diesen Thontäfelchen assyrische Länderbeschreibungen zu ermitteln, unter denen sich ein Verzeichnis der daselbst angelegten großartigen Canalbauten befand, und siehe da, es zeigte sich, daß Hopkinson vor bald dreihundert Jahren das Richtige geahnt hatte: zwei dieser Canäle führten die Namen Pisan und Guchon und darin haben wir offenbar die ursprünglichen Namensformen der langgesuchten beiden Paradiesesflüsse.[6] Andere Forscher fanden darauf Bruchstücke der Sündenfall-Erzählung oder wenigstens Hindeutungen auf dieselbe und hier ist besonders eine Episode von Interesse, welche in ganz ähnlicher Weise, wie dies Vondel im „Luzifer" und Milton im „Verlorenen Paradiese" gethan haben, den Fall der bösen Engel und ihre Bemühungen, den neugeschaffenen Menschen zu verführen,

schildert. Diese Stelle lautet nach der Talbot'schen Uebersetzung [7]) etwa, wie folgt:

Dreimal sprach das göttliche Wesen den Anfang eines Loblieds
Der Gott der heiligen Lieder, der angebetete und gepriesene Herr,
Berief tausend Sänger und versammelte den Chor,
Der in sein Loblied tausendstimmig einfiel.
Mit lautem Schmähruf da unterbrachen sie den heiligen Sang,
Störten, verwirrten das herrliche Loblied.
Doch der Gott mit der strahlenden Krone, um die Seinen zu sammeln,
Stieß plötzlich in die Posaune, welche Todte wachruft,
Und sie wehrten den aufrührerischen Geistern die Umkehr;
Ein Ende machte er ihrem Dienst und sandte sie zu den Göttern, die ihm feind waren.
An ihrer Statt schuf er Menschen;
Der erste, der Leben empfing, weilte bei ihm.
Möge er ihnen Kraft geben, sein Wort nimmer zu mißachten,
Nicht auf der Schlange Ruf zu hören, die seine Hand gemacht hat!
So verstieß der Herr des göttlichen Sanges von seinen fünf Tausenden jene tausend Gottlose,
Die inmitten seines himmlischen Sanges böse Lästerungen erhoben.

Diese leider nur bruchstückweise erhaltene Dichtung wird durch die bildliche Darstellung eines babylonischen Cylinders ergänzt, auf welchem zu beiden Seiten eines fruchttragenden Baumes ein Mann und eine Frau sitzen, die ihre Hände nach den Früchten ausstrecken. Eine hinter dem Stuhl der Frau aufsteigende Schlange, die ihr in's Ohr zu flüstern scheint, beseitigt die letzten Zweifel an der Deutung dieses Bildes. Wir ersehen hieraus, daß die biblische Erzählung viel näher mit der assyrischen verwandt ist, als mit der eranischen und indischen und da sich dasselbe hinsichtlich des Sintfluthberichtes wiederholt, die assyrischen Formen aber Merkmale höheren Alters und tieferer Begründung in sich tragen, so haben wir ausreichende Gründe, in Assyrien nicht nur die Heimat der jüdischen Erzväter nach dem biblischen Berichte, sondern auch ihrer

Stammsagen zu suchen, wie dies allerdings schon aus den vor zweitausend Jahren von dem chaldäischen Priester Berosos veröffentlichten Mittheilungen hervorging. Es ist dies durchaus nicht weiter auffallend, denn wir können uns leicht überzeugen, daß auswandernde Menschen und Völker ihre Sehnsuchtsgedanken stets nach dem Heimatslande, wie nach einem verlorenen Paradiese zurückrichten. Es ist merkwürdig, daß das Land des jüdischen Heimwehs, der Garten Eden, zwischen Euphrat und Tigris heute ein fast unbewohnbarer Pestheerd geworden ist.

Aber die Bibel selbst liefert uns den Beweis, daß dieses Thalparadies im Euphratlande nur der Abglanz eines andern ist, und wir haben oben (S. 3) gesehen, daß Hesekiel von einem „Bergparadiese" und „Berg Gottes" spricht, von dem die Bösen ausgestoßen wurden, während Jesaias (XIV. 14) diesen Ort den „Berg der Versammlung (Har-Moëd) gegen Mitternacht" nennt. In der That ergab das weitere Studium der aus der Bibliothek von Ninive stammenden Keilschrifttafeln, daß auch die semitischen Assyrier noch nicht als Urheber jener Sagen und Schriftwerke anzusehen seien, denn letztere bezeichnen sich selbst als im 7. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hergestellte Abschriften aus der im Jahre 2000 v. Chr. angelegten Bibliothek von Erech, die ihrerseits aus Schriften geschöpft hätte, welche der chaldäische Noah (Sisithrus) vor Beginn der Sintfluth bei Sippara vergraben habe. Die sprachliche Untersuchung der Texte von Ninive führte den Assyriologen Oppert 1857 zu der überraschenden Entdeckung, daß die ältern mythischen und

religiösen Schriften von Ninive ursprünglich in einer nichtsemitischen Sprache abgefaßt waren, einer Sprache, für welche die Keilschrift offenbar erfunden sein muß, während sie sich der semitischen Sprache Assyriens erst nachträglich angepaßt erweist. Opperts Scharfblick erkannte die Aehnlichkeit dieser Sprache mit derjenigen der vorarischen Bewohner Mediens, sowie der finnischen und ungarischen Stämme, die sämmtlich zur turanischen Sprachfamilie gehören. So ergab sich durch weitere Vergleichung der Schriften, daß die alten Chaldäer, welche die Cultur am persischen Meerbusen geschaffen hatten, zum turanischen Stamme gehört haben, und durchaus verschieden waren, von den erst viel später unter Nimrud, dem Sohne des Kusch, in's Land eingedrungenen Semi-Kuschiten. Jene nach dem äußersten Süden gedrängten chaldäischen Urbewohner nannten sich Akkadier, d. h. Gebirgsleute, weil sie aus einer bergigen Heimat in diese Niederung herabgestiegen waren.

Und wie die Juden nach den Gärten am Euphrat und Tigris ihre Heimatsgedanken richteten, so erinnerten sich die Akkadier in ihren Heimatssagen eines noch weiter im Osten gelegenen Berglandes, von welchem sie einst ausgewandert waren. Dort, wo nach ihrer Mythe der Buckel der unten gehöhlten Erde sich zu einer Hochebene rundet, im fernsten Nordosten erblickten sie den Berg ihres ersten Ursprungs, den sie Kharsak kurra den „Berg des Ostens" nannten. Sie dachten ihn als den in den Stufenpyramiden Chaldäas nachgeahmten Pfeiler, der die Wölbung des Himmels trägt, auf welchem die Götter ihre Versammlungen abhalten,

und nach welchem deshalb die Akkadier, wie ihre semitischen Nachfolger beim Gebete das Antlitz richteten. Man hat darin das Pamir-Plateau oder sogenannte „Dach der Welt" in unmittelbarer Nähe des Himalaya zwischen Hindukusch und Belur Tagh erkennen wollen, und die Sprach- und Alterthumsforscher der verschiedensten Richtungen haben sich geeinigt, hierher die „Wiege der Menschheit" zu versetzen. Nachdem er vorausgeschickt, daß dies das Ergebnis der neueren semitischen Forschungen sei, fügt Renan über das Zusammentreffen aller Forschungswege auf diesem Centralpunkt hinzu:

„Zu demselben Orte werden wir nach E. Burnouf durch die ältesten und authentischsten Texte des Zend-Avesta geführt. Die Hindu-Überlieferungen, wie sie in dem Mahabharata und in den Puranas enthalsind, laufen in derselben Gegend zusammen. Dort ist der wahre Meru (der Hindus), der echte Albordj (der Perser), der wahre Fluß Arvanda, aus welchem der persischen Sage gemäß alle Flüsse ihren Ursprung nehmen. Ebenda liegt nach der Meinung fast aller asiatischen Völkerschaften der Mittelpunkt der Welt, der Nabel, die Pforte des Weltalls. Dort liegt die Uttara-Kura, das „Land der Glückseligkeit" von welchem Magesthenes berichtet hat.... Dieses Zusammentreffen ist eins der überraschendsten Ergebnisse, zu denen die neuere Kritik geführt hat, und es ist bemerkenswert, daß es zu einer und derselben Zeit, von zwei entgegengesetzten Richtungen erreicht worden ist, nämlich einerseits von den arischen und andererseits von semitischen Studien her."[8])

Auch die vier Paradiesesflüsse lassen sich daselbst leicht nachweisen. „In der That dort," sagt Maspero, „finden wir ein Land, welches, geographisch gesprochen, allen in den heiligen Schriften Asiens aufbewahrten Beschreibungen genügt. Von dem Pamir-Plateau, oder besser gesagt, von der Gebirgsmasse, deren Central-Ebene diese Gegend bildet, nehmen vier große Ströme, der Indus, der Hilmend, der Oxus und der Jaxartes ihren Ursprung, fließen in vier höchst verschiedenen Richtungen und entsprechen in dieser Beziehung aufs Beste den vier heiligen Strömen der Überlieferung."[9])

Indessen scheint mir die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß man noch weiter nordöstlich gehen müsse, um das älteste Urbild des Paradiesesberges zu finden. Aus dem Umstande, daß in der altakkadischen Sprache Ausdrücke für Palmen, Löwen und andre Bewohner der neuen südlichen Heimat am persischen Golfe fehlen, hat Oppert geschlossen, daß die Akkadier die Keilschrift bereits von ihren nordöstlichen Ursitzen mitgebracht haben, und wenn diese Schrift, wie einer der besten Sachkenner A. H. Sayce meint, die erste Schrift war, die erfunden und über größere Kreise verbreitet wurde, so wäre um so weniger zu bewundern, daß die Akkadier ihre Paradiesessage allen benachbarten Völkern mitgetheilt haben. Vielleicht darf man aber den Umstand nicht außer Acht lassen, daß die Indier ihren Paradiesesberg, der zugleich als Versammlungsort der Götter galt, in den höchsten Norden versetzten, und daß die classischen Völker dasselbe mit dem Sitze der Götter thaten. Die Inder bezeichneten dies dadurch, daß sie sagten, der große Wagen, der „Wagen der Aryas" (Arya ratha)

umkreise den Gipfel des Berges, ja sie nannten denselben wohl selbst Arya-ratha. Die sieben Sterne des Bären oder Wagen haben aber überall zur Bezeichnung des Nordpols gedient, und sowohl die Bezeichnung der Mitternachtsgegend (Septemtrio = septem triones, die sieben Ochsen am Pfluge) als unsere griechisch-moderne Bezeichnung des arktischen Poles ist auf sie zurückzuführen. Die Idee geht offenbar von der Unbeweglichkeit des von jenen Gestirnen umkreisten „Sitzes der Götter" aus; derselbe erschien den alten Völkern als der allein unverrückbare Punkt des Weltalls, ein in den Himmel ragender Pfeiler, um den Alles kreist. Es ist natürlich, daß ein solcher Weltpfeiler in Beziehung zu den Himmelsgegenden gesetzt werden mußte: vier Berge umlagern den Berg Meru, vier Ströme rauschen herab, und bringen Leben in die Richtungen aller vier Winde. Natürlich mußte von einem solchen ideellen Götterberge auch der Mensch und alles Leben herabgestiegen sein, und daher erinnert Lenormant an den griechischen, schon bei Homer vorkommenden Ausdruck meropes anthropoi, die vom Berge Meru ausgegangenen Menschen, und ebenso wird merops zwar der „Inder" übersetzt, aber meropeis, meropeios heißt nicht „indisch", sondern „menschlich."

Von diesem ideellen Götterberge finden wir auch Kenntnis bei den Juden in jener schon erwähnten Stelle beim Jesaias, wo von dem anmaßenden Fürsten der Finsternis, dem Lucifer, die Rede ist, der seinen Thron auf dem „Berge der Versammlung im Norden" aufschlagen und sich über die „Sterne Gottes" erheben wollte, aber nur um so tiefer stürzte. Mit den „Sternen

des El", über dem „Berg der Versammlung" ist offenbar wieder das daselbst kreisende Gestirn des Nordpols gemeint. Auch die Chinesen kennen, wie Gustav Schlegel vor einigen Jahren in seiner „Chinesischen Uranographie" gezeigt hat, dieses kosmische Gebäude: „Gegen Westen des Berges Ques Kiao," sagen sie, „liegt der Sternensee, dessen Länge tausend chinesische Li beträgt. In diesem See ruht eine göttliche Schildkröte, welche acht Füße und sechs Augen besitzt. Auf ihrer Schale trägt sie die Bilder des Nordmaßes (d. h. nach Schlegel die sieben Sterne des großen Bären), der Sonne, des Mondes und der acht himmlischen Regionen. Auf ihrer unteren Schale hat sie die Bilder der fünf Gipfel und der vier Canäle." Die Schildkröte als indochinesisches Bild des Weltalls ist bekannt, die Rückenschale stellt das Himmelsgewölbe vor, und die fünf Gipfel bezeichnen den Berg Meru, mit seinen vier Nebenbergen und den vier Weltströmen.

Wenn sich aber dieser Weltberg und Götterthron auch zunächst als philosophische Abstraction erweist, so ist doch sicher, daß ihn jedes Volk in einem Berge ihrer früheren oder jetzigen Heimat verkörpert sah, und ich bin zweifelhaft, ob nicht das Altai-Gebirge, in welches die Mongolen ihr Paradies verlegen, einen noch weiter zurückreichenden Anspruch haben dürfte, als das Pamir-Plateau. Sein Name bedeutet das „Goldene", was dem goldenen Berge Meru am besten entspricht, es liegt westlich von China, im hohen Norden von Indien, im Osten von Assyrien und Palästina. Die Mongolen und Türken erzählen, die ersten Menschen seien in einem von hohen Klippen umgebenen Hochthal des Altai ein-

geschlossen gewesen, bis ein großes Feuer die Metallfelsen schmolz und ihnen den Weg zum Thale öffnete. Noch der Prophet Hesekiel, der in Babylon war, nennt den „Lustgarten Gottes" in der obigen Stelle „den Berg mit den feurigen Steinen", und schmückt ihn mit Mineralschätzen aus, was auf die Tradition eines metallkundigen Volkes, wie es die Akkadier waren, zurückweist. [8])

Es scheint, daß alle solchen Völker, die aus einem Berglande nach einem ebenen Lande ausgewandert sind, an der Tradition des fernen Paradiesesberges am entschiedensten festhalten, namentlich wenn sie zugleich in der Knechtschaft leben; treffen sie dagegen in der neuen Heimat wiederum hohe Berge, und finden in einer neuen Blüthe ihres Volksthums Entschädigung, so ersetzen sie den fernen Götterberg der Ahnen durch einen heimischen Olymp, so die Griechen und Iranier, welche letzteren dem neuen Götterberge sogar den Namen des alten (Ararat = Arya ratha vergl. S. 28) beilegten So haben die Bewohner Java's ihren Gunung Danka, die Bewohner Borneos den Kina Balu, diejenigen Ceylons den Adams-Pik zu ihrem Götterberge erhoben, auf welchem sich die Seelen der Verstorbenen im Bergparadiese versammeln. Aber die Idee der Götterberge mit ihrer Neben- oder Hauptbedeutung als Paradiese der Seligen reicht viel weiter, denn auch jenseits des großen Wassers finden wir die uns geläufigen Bergparadiese. Washington Irving erzählt uns, daß nach dem Glauben der Indianer Wacondah, der „Herr des Lebens", auf dem Felsengebirge wohnt, und daß die Seelen der Todten mühsam (wie am germanischen

Glasberge) emporklimmen müssen, um dort herrliche Prairien und Jagdgebiete zu finden. Ebenso liegt das glückliche Gartenland Tlalocan der Mexikaner, in welchem die Seelen der Kinder, der den Göttern geopferten Menschen und sonst im Kriege Getödteten Mais und Früchte im Ueberfluß finden, hoch und für Lebende unzugänglich, in den Bergen.

Es dürfte verkehrt sein, wenn man in allen diesen Sagen, zu denen sich in beinahe allen Theilen der bewohnten Welt Gegenstücke finden lassen, immer und wieder nur Entlehnungen suchen wollte. Der Sang von der „guten alten Zeit", vom vorübergegangenen „goldenen Zeitalter", vom „verlorenen, aber nach dem Tode wiederzugewinnenden Paradiese" ist kein Vorrecht einzelner Stämme, sondern ein der gesammten Menschheit angehöriger und psychologisch unschwer zu deutender Ausdruck ihrer Naturlage. Eben darum vermag ihn der Archäologe Jahrtausende weit zurück zu verfolgen, bis zu den ältesten Völkern und Dichtern, denn es war überall eine der ältesten Phantasieschöpfungen, welche der Aufzeichnung werth erschien. Der Antrieb zu diesem „Klagegesang der Jahrtausende" — denn um einen solchen handelt es sich im Wesentlichen, — darf schwerlich blos in der früh hervorgetretenen und für den Fortschritt der Menschheit höchst förderlichen Ungleichheit des Besitzes und der Macht gesucht werden, denn die ersten Sänger und Vorbeter des Liedes waren keineswegs die in Macht und Besitz zu kurz Gekommenen, sondern die Dichter und Philosophen, welche ehemals weniger zu darben brauchten, als zuweilen heute. Der tiefere Grund entspringt vielmehr dem, was den

Menschen über das Thier erhebt, der Fähigkeit, über das ihm gefallene Loos nachzudenken. Der durch die Reflexion erkannte Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen dem Wünschenswerthen und Erreichbaren, die damit erweckte Unzufriedenheit mit seinem Loose hat auch den weicher Gebetteten zu allen Zeiten getrieben, den Blick der Sehnsucht und des Verlangens auf eine bessere Zukunft zu richten, und gleichzeitig zum Beweise, daß Alles besser sein könnte, auch auf eine schönere Vergangenheit zu deuten. Alles das hat keinen anderen Zweck, als der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, nur jetzt in der Gegenwart sei Alles so schlecht, daß es nicht schlechter sein könne, ehemals sei es viel, viel besser gewesen, und werde dereinst auch wieder besser werden; deshalb seien die Geschlechter der Vergangenheit und Zukunft zu beneiden, diejenigen der Gegenwart aber von tiefstem Grunde der Seele zu bemitleiden.

Daran ist so viel unleugbar wahr, daß die Geschlechter der Vergangenheit Alles glücklich hinter sich haben, und daß wir, die Lebenden, die gesammte, von Schopenhauer und Hartmann so schwarz geschilderte Last des Daseins allein tragen müssen, sie aber nicht durch den Gedanken zu vermehren brauchen, daß es einst wirklich besser gewesen sei. Die merkwürdige Thatsache, daß jeder dieser fabulirenden Janusköpfe die Verschlechterung der Zeiten bereits selber erlebt haben will, ist eine Täuschung, die darauf beruht, daß eben Jeder in seinen Kinder- und Jugendjahren, als noch andere für ihn sorgten, glücklicher gewesen ist, und die Dinge mit rosigeren Farben gesehen hat, als später,

wo er das Hinsinken seiner Ideale zu beklagen beginnt, und schließlich für die ungeheuren Fortschritte in der Erleichterung und Vertiefung des materiellen wie des geistigen Lebens blind und taub wird, obwohl uns diese heute mehr als jemals fühlbar werden müßten. Nur zuweilen ringt sich der Gedanke empor: ja wenn mein Vater das hätte erleben können! Und wenn es erst ein Archimedes, ein Spinoza oder Leibniz erlebt hätte!

Wenn heute so ein silberhaariger Greis oder ein steinaltes Mütterchen anfängt zu klagen: in meinen jungen Tagen war es doch ganz anders, da waren die Winter nicht so häßlich naßkalt wie jetzt, sondern ordentlich kalt und schneereich, aber der Frühling kam bei Zeiten und der Mai war herrlich, wie er jetzt gar nicht mehr wiederkehrt; damals konnte man noch recht von Herzen aufathmen und fröhlich sein, auch die Leute waren gesünder und wurden viel älter als jetzt; wenn, sage ich, heute einer dieses alte Lied anstimmt, so können wir ihm aus unzähligen schriftlichen Documenten nachweisen, daß alle diese sicheren Erinnerungen nur in der verschönernden Phantasie ihren Sitz haben, daß es auch früher verpfuschte Winter, Sommer und Mißernten gegeben hat, daß auch damals, wo halb Europa noch bewaldet war, große Ueberschwemmungen eingetreten sind, daß die Menschen früher nicht älter geworden sind als heute, sondern das Gegentheil eher zutrifft, daß Krankheiten und Seuchen ehemals viel schlimmer gewüthet haben als heute, daß man auch damals tüchtig arbeiten mußte, um sich durchzuschlagen, und wenn einer gar den alten Zunftzwang, die Kirchenzucht, die Gerichtsverfassung und die patriarchalische

Regierung von ehemals lobt, da machen die besser Unterrichteten drei Kreuze und sagen auf Grund von actenmäßigen Beweisen, man solle ihnen mit der guten alten Zeit vom Halse bleiben.

In früheren Jahrtausenden, bevor sich eine solche genauere Buchung des Erlebten eingeführt hatte, bevor noch Clio, die Muse der Geschichte, über die Schultern der einzig zu Lob und Preis der Gewalthaber bestellten Hof-Historiographen hinweg, ihren Blick auf das Leben der Völker gerichtet hatte, konnte das Lied, das damals sicher mit noch tieferer Inbrunst gesungen wurde als heut, nicht widerlegt werden, und der Gesang aus tausend Kehlen verdichtete sich zu jener über die ganze Welt verbreiteten und überall aus den gleichen Bedürfnissen des menschlichen Gemüths hervorgegangenen Sage vom „goldenen Zeitalter", dem in unaufhaltsamer Verschlechterung erst das silberne und dann das eherne, zuletzt das eiserne gefolgt sein sollen, in dem wir leben. Der arme Mensch laborirt ach! an zu vielen Schmerzen! Er möchte sich seiner Gesundheit freuen, und ist so vielen Krankheiten ausgesetzt, daß es besser ist, deren Namen und Eigenart nicht zu kennen; er möchte ewig jung sein und muß zur bestimmten Zeit altern und sterben; er möchte riesenstark sein, und kann doch nicht über ein bescheidenes Maß hinaus wirken; er möchte genießen und muß arbeiten, um nur zu leben; er wünschte den Zusammenhang aller Dinge zu kennen und findet seiner Erkenntnis von allen Seiten Grenzen gezogen. Was kann da näher liegen, als diese Schranken wenigstens in der Phantasie hinwegzudenken und sich in eine Welt hineinzuträumen, die noch besser war

oder sein wird, als unsere beste. Paradieses- und Elysiums-Traum verschmelzen für ihn in Eins, und er hofft, daß er wenigstens nach dem Verlassen dieses irdischen Jammerthals das verlorene Paradies wieder erlangen werde.

Aber der Mangel an Befriedigung ist es doch wohl nicht allein, welcher diese Sehnsucht schuf, sondern er begegnet einem mächtigen Bundesgenossen in dem Heimatsgefühl, welches den Greis veranlaßt, zur Stätte seiner fröhlichen Jugendspiele zurückzukehren, um dort zu sterben und in heimatlicher Erde zu ruhen, ein Drang, der bei dem armseligen chinesischen Kuli so stark ist, daß er sich das Essen am Munde abspart, bis er das Capital zusammen hat, um in das übervölkerte Land, welches ihn in die Fremde stieß, zurückzukehren, oder sterbend als heilige Pflicht von den Genossen fordert, wenigstens seine Knochen der Muttererde zurückzusenden. Bei den Bergbewohnern ist dieses Heimatsgefühl sicherlich am unwiderstehlichsten und die Schweizer, welche von der Kargheit ihrer Scholle mehr als andere Völker gezwungen werden, in der Fremde Unterhalt und Vermögen zu erwerben, empfinden bekanntlich ein ebenso mächtiges und nicht zu unterdrückendes Heimweh, wie die Chinesen.

Aber dasselbe, was in dieser Beziehung für den einzelnen Menschen gilt, gilt auch für ganze Völker. Auch sie haben ihre Jugend oftmals in einem fernen Lande verlebt, aus welchem sie durch die Noth oder den stärkern Willen übermüthiger Besieger vertrieben wurden, nach welchem sie aber unaufhörlich ihre Sehnsuchtsblicke richten und in welches sie wenigstens nach

ihrem Tode zurückzukehren hoffen, so lange eben die Erinnerung an das ferne Heimatsland lebendig bleibt. Darauf beruhete wahrscheinlich die Sitte mehrerer alteuropäischer Küstenvölker, welche ihre Todten nicht auf dem festen Lande begruben, sondern sie in Kähne alterthümlicher Bauart, am liebsten in sogenannte Einbäume setzten, damit sie der fernen Heimat zutreiben möchten. In altgermanischen Dichtungen kehrt dieser Zug vielfach wieder. In der Beowulfsage wird der Leichnam des vergötterten Helden Scild, kostbar geschmückt, auf ein Schiff gebracht und in's Meer hinausgestoßen und ebenso bringt Siegmundr seines geliebten Sohnes Sinfiötli Leichnam auf ein Schiff; auch Balders Scheiterhaufen wird auf einem Schiffe geschichtet, und brennend der flutenden See überlassen. Die Charons-Mythe scheint aus diesen Vorstellungen entstanden zu sein und der Lethestrom ist nur ein Symbol jenes Meeresstromes, der die Lebenden von den „Inseln der Seligen" trennte.

Solche Völker, denen zwar eine dunkle Erinnerung des fernen Ursprungs geblieben, Richtung und genauerer Bericht aber verloren gegangen ist, pflegen ganz allgemein die Reiserichtung ihrer Todten, das Paradies der Seligen in den fernen Westen zu versetzen, ohne Zweifel weil dort allabendlich die Sonne in den Ocean versinkt und zur Ruhe geht, und die andern Gestirne ihr dorthin folgen. Daher bei den Griechen die Sage der glücklichen Inseln im fernen Westen, die keltische Sage von der „Insel der Edeln" (Flath-Innis) und der alte Ruf Irlands und Englands als Todteninseln. Prokop[10]) hat uns ausführlich die Sage von der

Insel Brittia unweit der bretagnischen Küste erzählt, nach welcher die von dort stammenden Bretonen nach ihrem Tode von den Strandbewohnern als Seelen übergeführt werden mußten, und es gibt noch heute dort einige Friedhöfe, die jenseits einer Meeresbucht angelegt sind, und nach denen man die Todten, nach altem Brauche, nicht auf dem kürzern Landwege, sondern im Schiffe über die „Todtenbucht" führt. Sei es nun aus unbestimmter Erinnerung, oder aus den genannten kosmischen Gründen, jedenfalls sprechen auch die Chilenen und gewisse nordamerikanische Indianer von einem Paradiese im fernen Westen, nach welchem die Seelen ihrer Todten hinzögen.

Aus denselben Ursachen, wie schwer zugängliche Berge, werden auch wohl bestimmte Inseln der Nachbarschaft, am liebsten unbewohnte oder unzugängliche Felseneilande, der unbekannten Heimat untergeschoben und die Bewohner der Freundschaftsinseln erzählen von einer nordwestlich von ihrer Gruppe gelegenen großen Insel Bolotu, auf welcher die Götter und Seligen inmitten der üppigsten Natur voller Blumen und schöner Vögel, sowie reicher Nahrungsmittel, in Früchten und Schweinen bestehend, leben. Nach einer von Mariner mitgetheilten Sage wären einst einige der Ihrigen lebend dahin verschlagen worden, vermochten aber die Blumen und Früchte nicht zu pflücken und schritten durch Bäume und Hütten, ja durch die Leiber verstorbener Häuptlinge, denen sie begegneten, ohne Widerstand hindurch, weil sie sich eben in der vierdimensionalen Welt befanden; sie starben, als sie auf den Rath eines der Seligen schnell nach Tonga zurückgekehrt

waren, an den Nachwirkungen der vierdimensionalen Luft, die sie so lange geathmet hatten.

An die Stelle der Paradieses-Sagen hat die neuere Forschung die Frage nach den Schöpfungs- oder Entstehungs-Mittelpunkten des Menschengeschlechts gesetzt. Schon die Alten philosophirten darüber und der Historiker Justinus hat ausführlich die Ansprüche verglichen, welche die alten Aegypter und die Scythen für das Vorrecht, daß in ihrer Heimat die ersten Menschen erschienen seien, erhoben haben. Sei die Erde aus dem Feuer hervorgegangen, so habe kein Theil derselben früher als die nördliche Heimat der Scythen (d. h. etwa der Turanier) ein gemäßigtes Klima erhalten und Menschen ernähren können und zwar zu einer Zeit, wo Aegypten und das südliche Morgenland unbewohnbar gewesen sein müßten, da sie jetzt noch von sengendem Sonnenbrande heimgesucht werden. „Lag aber einst die ganze Erde tief unter dem Meere, so seien doch wahrlich immer die am höchsten gelegenen Theile beim Abflusse des Wassers zuerst zum Vorschein gekommen; auf dem am tiefsten gelegenen Boden aber sei das Wasser am längsten stehen geblieben, und je früher ein jeder Theil der Erde trocken geworden, desto eher habe er angefangen, lebendige Wesen zu erzeugen." Nun liege aber Scythien viel höher als Aegypten, welches selbst heute nur durch künstliche Dämme vor allgemeiner Ueberschwemmung zu bewahren sei. „So viel rauher aber bei den Scythen das Klima sei, als bei den Aegyptern, desto gefestigter seien sie auch an Körper und Seele." [11])

Schon bei einem so frühen Schriftsteller sehen wir somit den in neuerer Zeit vielbesprochenen Unterschied der im Norden wohnenden „activen" Menschenrassen von den „passiven" Völkern des Südens hervorgehoben werden, und diese Gründe scheinen einen tiefern Eindruck gemacht zu haben, denn lange Zeit haben die gemäßigten Ebenen oder Hochthäler Innerasiens das unbestrittene Vorrecht behauptet, für die Urheimat der Menschen gehalten zu werden. Die Bewohner der wärmeren Länder der alten Welt konnten recht gut als durch das Klima der südlichen Striche abgeänderte Abkömmlinge der Ersteren gedeutet werden.

Mit der Entdeckung Amerika's trat dann die Frage in den Vordergrund, ob denn die dort lebenden Menschen, Thiere und Pflanzen ebenfalls aus dem asiatischen Paradiese stammen könnten? Aber als einzelne Gelehrte, wie Paracelsus, Isaak Peyrerius u. A. sich geneigt zeigten, sie zu Autochthonen zu machen und somit einen mehrfachen Ursprung des Menschengeschlechtes anzunehmen, wurde diese Idee für ketzerisch erklärt, und schon im sechzehnten Jahrhundert suchten Joseph a Costa, Aria Montanus u. A. den Weg zu verfolgen, auf welchem die Urmenschen vom Indus und Ganges über China und Japan nach Amerika gewandert seien, von welchem Erdtheil man damals annahm, daß er noch in bewohnten Breiten des Nordens mit der alten Welt zusammenhänge. Bereits 1652 schrieb Georg Horn in diesem Sinne ein Werk über die Herkunft der Amerikaner. In der Neuzeit ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob die Urheimat der Menschheit wohl überhaupt auf unserem derzeitigen

Festlande gelegen haben müsse, ob diesen Ruhm nicht vielleicht ein heute im Meere versunkenes Festland in Anspruch nehmen könnte, und in dieser Richtung haben thiergeographische Studien, namentlich solche über die gegenwärtige Verbreitung der Affen und Halbaffen vorübergehend einem angeblich zwischen Südafrika und Südasien versunkenen Continent, welchen der englische Zoologe Sklater Lemuria taufte, den Anspruch verschafft, die ersten Menschen getragen zu haben. Aber seit man wiederholt fossile Reste von Halbaffen, echten Affen, sehr menschenähnlichen Anthropoiden und äußerst tief stehenden Menschenrassen im alten Europa aufgefunden hat, ist solchen Schlüssen alle Berechtigung geraubt worden und da Amerika, wegen seines früheren und jetzigen Mangels an Anthropoiden und schmalnasigen Affen nicht zur Mitbewerbung zugelassen werden kann, so bleibt der alten Welt auch vom rein zoologischen und entwickelungsgeschichtlichen Standpunkte der sichere Anspruch, als das Ursprungsland des Menschen betrachtet zu werden.

Während aber einige ältere Anhänger der Darwin'schen Theorie aus der Nacktheit der Haut des Menschen geschlossen hatten, daß ein wärmeres Land seine Urheimat gewesen sein müsse, haben andere Forscher, welche von ähnlichen, aber besser begründeten Erwägungen wie der alte Justin ausgingen, namentlich Moritz Wagner, die Ansicht vertheidigt, daß gerade die kälteren und kargeren Striche der alten Welt es gewesen sein müßten, welche durch Anspannung aller Kräfte seines Geistes ein menschenähnliches Thier über seines Gleichen erhoben hätten. Die Begründung dieser An-

sicht ist so gut, wie sie in einem solchen Falle überhaupt verlangt werden kann, denn es ist einleuchtend, daß ein rauheres Klima, welches ein fortgeschrittenes Wesen zwingt, auf Wohnung und Bekleidung zu denken, und seinen Unterhalt mit Anspannung seines ganzen Scharfsinnes zu suchen, förderlicher auf seine geistigen Kräfte wirken muß, als ein warmes Klima, welches Wohnung und Bekleidung überflüssig macht, und ausreichende Fruchtnahrung bequem an die Hand gibt. Ob man nun mit Cuno oder Spiegel bei dem Scythenland oder Armenien stehen bleiben, oder mit Pösche Westpreußen, mit L. Geiger Ganz-Deutschland, mit Unger dem schönen Steiermark den Ruhm zuwenden will, die letzte Schule des Thieres und die erste des Menschen gewesen zu sein, wird lediglich Liebhaberei und Geschmackssache bleiben und mag auf sich beruhen.

Aber auch die Frage, ob man sich bei der einmaligen Menschwerdung oder Menschenschöpfung beruhigen könne, oder ob man nicht vielmehr einen mehrfachen Ursprung annehmen müsse, ist in der Neuzeit wieder aufgetaucht, und namentlich in dem Sinne behandelt worden, daß sich deutlich zwei Hauptrassen der Menschheit unterscheiden ließen, eine hellhäutige „active" Rasse, der die meisten Fortschritte einer höheren Cultur zu danken seien, und eine dunkelhäutige „passive" Rasse, welche aus sich selbst nirgends eine höhere Civilisation erzeugt habe, ja nicht einmal fähig sei, sich die ihr von der ersteren gebrachten Culturfortschritte anzueignen und deshalb dem Untergange entgegen gehe. Der eigentliche Urheber dieser bei den Anhängern des

Sklaverei-Systems begeistert aufgenommenen Idee scheint Peyroux de la Cordonnière in seiner 1814 erschienenen Arbeit über die sieben Rassen der Menschheit gewesen zu sein, während einige neuere Culturforscher, wie Klemm, Waitz, Wuttke, K. Hermann und namentlich der französische Gesandte, Graf Gobineau dieselbe weiter zu begründen gesucht haben [12]. Die meisten dieser Forscher verlegen die Urheimat der hellhäutigen Rassen nach Hochasien und die der schwarzen nach Inner-Afrika; auch haben die Anthropologen in dieser Beziehung längst auf das merkwürdige Zusammentreffen aufmerksam gemacht, daß die menschenähnlichen schwarzen Affen denselben Verbreitungsbezirk haben, wie die Neger, und gleich diesen langköpfig (dolichocephal) sind, während die menschenähnlichen braunhaarigen Anthropoiden, gleich ihren Heimatsgenossen, den Malayen und Mongolen, kurzköpfig (brachycephal) sind. Ueber die Begrenzung der eigentlichen Culturrasse sind aber die Anhänger dieser Hypothese selbst noch nicht einig, und während die älteren unter ihnen nur im allgemeinen die hellhäutigen arischen oder kaukasischen Völker, den dunkelhäutigen als Culturbringer gegenüberstellten, wollen Weitergehende diesen Ruhm ganz auf die blonden und schlichthaarigen, seefahrenden Völker beschränken, welche von den classischen Nationen als Barbaren bezeichnet wurden, und sie meinen, nur diese seien von jeher tapfer und unternehmend gewesen und hätten den zu Macht und Ansehen gelangten schwarzhaarigen Mischvölkern seit jeher ihre Anführer, Fürsten und Geistes-Aristokratie geliefert. Es wird aber gut sein, hierin Vorsicht walten

zu lassen, und dies Capitel mit dem Urtheil zu beschließen, welches Camoëns im dritten Gesange der Lusiaden über die Paradiesesforscher ausspricht:

Doch will ich drauf zu schwören, mich enthalten,
Da leicht zum Alterthum sich Mythen fügen
Und Sichres wird allein nur der ergründen,
Der bei Damask das Paradies mag finden.

Der Naturfrieden im gold'nen Zeitalter.

. . . . Doch die Zwietracht,
Der Sünde Tochter, führt durch wilden Haß
Den Tod zuerst ein bei den Unvernünft'gen.
Nun kriegte Thier mit Thier, mit Vogel Vogel
Und Fisch mit Fisch. Das Grasen ließen Alle
Und fraßen sich. Auch stand nicht mehr in Ehrfurcht
Der Mensch; sie flohn ihn oder schielten schreitend
Mit grimmem Blick ihn an. . . . . .
(Milton, Verlorenes Paradies. X. Ges.).

Aus dem Umstande, daß nach dem mosaischen Berichte der Mensch zum Herrscher aller irdischen Wesen gesetzt war, und alle zu ihm kommen mußten, um von ihm Namen zu empfangen, schloß man, daß sie alle mit ihm friedlich im Garten Eden zusammengewohnt hätten, was wiederum nur möglich war, wenn sie alle auch unter sich Frieden hielten. Dichter und Künstler haben gewetteifert, diesen paradiesischen Zustand weiter auszumalen, und noch in der Renaissancezeit nannte man die zoologischen und botanischen Gärten als friedliche Vereinigungen von Thieren und Pflanzen der verschiedensten Zonen: Paradiese.

Furchtlos sehen wir die Maus auf dem Dürer'schen Kupferstiche, der Adam und Eva darstellt, vor den Augen der Katze spielen; andere Paradiesesbilder zeigen uns den Löwen von friedlich grasenden Lämmern umringt und die Eule dem Gesange der Singvögel lauschend. Die Schildkröte brauchte, wie das siebenbürgische Märchen vom Paradiese erzählt, damals noch keinen Panzer, der Igel keine Stacheln, der Eber keine Hauer, der Ochse keine Hörner; Schlange, Skorpion und Bienen hatten noch kein Gift. Platon gibt in seiner „Politik" ein ähnliches Traumgemälde von dem allgemeinen Frieden in der Natur und von der Intimität der Menschen mit den Thieren im goldenen Zeitalter des Saturn, wo beide gegenseitig ihre Sprache verstanden und einander somit belehren, warnen und helfen konnten.

Auch die chinesische Mythe weiß zu erzählen, daß der Mensch vor dem Sündenfalle mit sich selber, mit der Natur und mit allen Geschöpfen in Frieden gelebt habe. Erst nachdem der Mensch verderbt worden war, sagt Lo-pi, erklärten ihm die wilden Thiere, die Vögel, Insecten und Schlangen den Krieg; kaum hatte er ein höheres Wissen erlangt, als alle Geschöpfe ihm feind wurden; in wenigen Stunden veränderte sich der Himmel, und der Mensch war nicht mehr derselbe. Selbst die christliche Mythe bemächtigte sich ohne Zögern dieses poetischen Motivs: Die heimtückischen Giftpflanzen wuchsen nach Jakob Böhme ebensowenig im Paradiese, wie Disteln und Dornen, welche gleich dem Taumellolch, der im Norden Teufelskorn und Loki's Hafer hieß, unbedingt als „Saat des Bösen" bezeichnet wurden.

Tiefer blickende Theologen und Philosophen erkannten freilich bald, daß diese Betheiligung der gesammten Natur, die nicht mitgesündigt hatte, an den Folgen des Sündenfalls, doch ein bedenkliches Dogma sei; sie mochten sich auch wohl vergeblich bemühen, eine glaubhafte Vorstellung von einem grasfressenden Löwen oder Tiger zu gewinnen, und andrerseits empfanden sie Widerstreben, dem bösen Princip die Macht der Erschaffung lebendiger Wesen — sei es auch nur von Fliegen und Unkraut — überhaupt zuzuschreiben; wir finden daher bereits in den ersten Jahrhunderten der Kirche den heiligen Ambrosius und andere Ausleger des Schöpfungswerks bemüht, die gleichmäßige Güte und Reinheit alles Geschaffenen zu betonen und das Vorhandensein schädlicher Thiere und Pflanzen durch einen unsern blöden Augen oftmals verborgenen Nutzen zu erklären, wie denn z. B. viele Giftpflanzen dem Menschen heilsame Arznei und manchen Thieren gesunde Nahrung lieferten.

Auf den höchsten Grad war der Drang, die Harmonie und Unübertrefflichkeit der gesammten Schöpfung zu preisen, im vorigen Jahrhundert gestiegen, in welchem eine wahre Flut von Schriften erschien, in denen nach der Reihe: Sonne, Mond und Sterne, Steine Felsen und Gewässer, Muscheln und Insecten, Fische und Vögel für die ausnahmslose Güte der Schöpfung Zeugnis ablegen mußten. In besonderen mehrbändigen Werken, von denen Rathleff's Acrido-Theologie (1748) und Preu's Sismo-Theologie (1772) genannt werden mögen, wurden selbst Heuschreckenschwärme und Erdbeben als für den Menschen wohlthätige Natureinrich-

tungen gepriesen! Des englischen Dichters Henry Brooke's Lehrgedicht Universal Beauty und seines deutschen Namensvetters Heinrich Brocke's „Irdisches Vergnügen in Gott" dürften den Gipfelpunkt dieser von Leibniz inaugurirten, mehr als optimistischen Naturauffassung darstellen. Der erste Denker, welcher gegen diese ebenso verlogene als geschmacklose Schönfärberei ein energisches Veto einlegte und es mit zahlreichen Beispielen zu begründen wußte, war der Großvater Darwin's, der zu seiner Zeit gefeierte Arzt und Dichter Erasmus Darwin († 1802). Derselbe zeigte, daß im schroffen Gegensatz zu der Harmonie und dem allgemeinen Frieden, den unter andern ein Dr. Balguy damals in der Natur nachweisen zu können glaubte, vielmehr alle Wesen in einem beständigen und nie ruhenden Kampf mit einander begriffen wären, durch welchen der ganze Erdball in ein einziges großes „Schlachthaus" verwandelt werde. Es seien keineswegs blos die Raubthiere, welche den allgemeinen Landfrieden stören, sondern auch die unschuldigen Lämmer und andere Pflanzenfresser nähmen einander die Nahrung fort, ja die Pflanzen selbst müßten unter und gegeneinander um ihren Unterhalt kämpfen.

....

Ja, Flora selbst, die heitre, kann nicht siegen,
Ohn' wilden Streit, dem tausende erliegen.
Das Kraut, der Strauch, der Baum aufstrebend ringen
Nach Luft und Licht; sich unterdrückend dringen
Sie himmelwärts. Hinab die Wurzeln streben,
Um feuchte Nahrung kämpfend für ihr Leben.
Als Schmeichlerin umstrickt des Epheus Ranke,
Den Baum, den sie erstickt, die geile schlanke.
Vom Mancinello träufelt gift'ger Thau
Und fällt versengend nieder auf die Au.

Hoch streben Stengel auf, mit schatt'gem Laub,
Streu'n Mehlthau auf das Feld und gift'gen Staub,
Und unersättlicher Insecten Horden
Die holde Blüthe sammt der Knospe morden.
. . . .
Luft, Erd' und Meer — falls tief zu schaun es gilt —
Sind nur Ein Grab, Ein weites Blutgefild.
Der Hunger kämpft, die Todespfeile fliegen
Im Schlachthaus Welt, wo alle sich bekriegen.[13])

Es gäbe, sagte Darwin sen., nur einen einzigen Trost innerhalb dieses nicht einen Augenblick ruhenden Gemetzels der Natur, die Gewißheit nämlich, daß dadurch das Leben selbst immer frisch erhalten und den neu aufblühenden von den absterbenden Wesen Platz gemacht werde, und auch Goethe fand sich durch diesen Gedanken getröstet. Dem rückschauenden Blick des Forschers bleibt es natürlich nicht verborgen, daß ein solcher Kampf nicht etwa erst ein Product neuerlicher Ueberfüllung der Welt ist, sondern seit den frühesten Zeiten gewüthet haben muß, denn selbst zu einer Epoche, in welcher erst wenige Lebensformen vorhanden waren, würde ihre Fruchtbarkeit hingereicht haben, in wenigen Jahren die ganze Welt zu erfüllen, wie es noch jetzt der Fall ist, sobald ihrer Vermehrung ins Unendliche nicht wirksame Schranken entgegentreten.

Würd' der Vermehrung einer Art Nichts wehren,
Fehlt' bald ihr Raum in Ländern, Luft und Meeren,

sang bereits der englische Dichter-Philosoph. In der Natur, welche die Ueberproduction nicht entbehren kann, wenn sie ihre Arten selbst unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen erhalten will, findet, wie Düsing und andere Naturforscher gezeigt haben, eine gewisse Selbstregulirung der Vermehrung schon dadurch statt, daß jede Thierart sich in Zeiten eines für sie bestehen-

den Nothstandes in Folge eines Vorwiegens von Männchengeburten langsamer vermehrt. Ist indessen Nahrungsüberfluß vorhanden, so geht die Production durch Vermehrung der Weibchen schnell ins Ungeheuere. Der kürzlich verstorbene österreichische Naturforscher Ferdinand von Hochstetter fand einst (auf der Novarareise) den Boden der einsam im Meere gelegenen, vulkanischen Insel St. Paul in Folge eines Mangels an insectenfressenden Thieren derart und so dicht mit unserer gemeinen Kellerassel bedeckt, daß er mit jedem Schritte Hunderte derselben zertreten mußte.

Ein dauerndes Vorwiegen einzelner Thierarten in einer Gegend, oder die Beschlagnahme weiter Bodenstrecken durch eine einzelne Pflanzenart findet in der Regel nur da statt, wo Abgeschlossenheit die Einwanderung anderer Arten verhindert, oder die Lebensbedingungen so einseitige sind, daß nur ein diesen Bedingungen auf das genaueste angepaßter Organismus daselbst bestehen kann. Die Renthierflechte der Tundren, die Moose der Torfmoore, die Heidekräuter und Kieferwälder trockener Sandstrecken, die Mangrove-Dickichte tropischer Seegestade, die Vogel- und Robbenschaaren nordischer Seeufer sind solche fast ohne fremde Mitbewerber und deshalb schaarenweise auftretende Wesen, die ihre Zahl nur selbst beschränken. Bei andern tritt in der Regel nur ein vorübergehendes Ueberschreiten mittlerer Zahlen ein, wenn ungewöhnlich günstige Nahrungs- und Witterungsbedingungen für die eine Art und ungünstige für ihre Mitbewerber oder Feinde eingetreten sind. Doch regelt sich das Gleichgewicht in den meisten Fällen binnen weniger Jahre.

Die Schwärme der Tag- und Nachtschmetterlinge, welche unsre Gärten, Felder und Wiesen gelegentlich mit ihrer gefräßigen Brut besetzen, die Wanderheuschrecken und Mäuseschaaren, die in manchen Landstrichen regelmäßig wiederkehren, würden aller Anstrengungen des Menschen spotten, und die von ihm mühsam geschaffenen Anlagen für Jahrzehnte verwüsten, wenn er nicht in den meisten Fällen bald Bundesgenossen erhielte und der „Kampf um's Dasein" zu seinen Gunsten einwirkte. Was beispielsweise den durch die bekannten weißen Schmetterlinge bedroheten Kohlbau betrifft, so tritt alsbald eine unscheinbare kleine Wespe aus der Zunft der Brakoniden, der Kleinbauch (Microgaster glomeratus) zu unsern Gunsten in die Schranken, und füllt die Raupen jenes Schmetterlings ohne Schonung bei lebendigem Leibe mit seiner Brut, so daß man im Herbste überall Häufchen von Schlupfwespen-Cocons aus den Raupen hervorquellen sieht. Und sollte die Vernichtung der Ueberzahl jenes Schmetterlings im ersten Jahre nicht gelungen sein, so wird aus jenen Cocons eine Ueberzahl der Schlupfwespen hervorgehen, der die Bewältigung jener Landplage im nächsten Jahre sicher gelingt. Ich führe dieses Beispiel an, nicht allein, weil es zu den bekanntesten gehört, sondern auch, weil es die Schonungslosigkeit, ja Grausamkeit des nie ruhenden Kampfes in der Natur zeigt. Die Raupen werden von den Ichneumoniden nicht getödtet oder gefressen, sondern lebendig mit der Brut gefüllt, die ihnen, durch inneres Auffressen, ein vielleicht höchst qualvolles Ende bereitet, ähnlich wie die Mordwespen (Sphegiden) ihre Opfer nicht tödten, sondern durch einen Stich, mit dem

sie gewisse Nervenknoten zu treffen wissen, lähmen und in bewegungslose Scheinleichen verwandeln, die lange frisch bleiben und der auskriechenden Brut als wehrlose Nahrung dienen. Noch schrecklicher in ihrer Grausamkeit sind Thiere, die aus bloßer Lust oder Feinschmeckerei morden, wie der Marder auf dem Taubenschlage, oder jener Haubentaucher (Podiceps cristatus) auf dem Tiberiassee, von dem uns der französische Reisende Lortet vor einigen Jahren berichtet hat, daß er den Fischen mit seinem spitzen Schnabel beide Augen, die für ihn einen besondern Wohlgeschmack zu haben scheinen, ausbohre und sie dann ihrem Schicksale überlasse.

Es kann heute nicht mehr bezweifelt werden, daß die Natur von Unbeginn an und lange vor dem Auftreten des Menschen ebenso friedlos und unbarmherzig gewesen ist, wie sie sich heute dem Tieferblickenden offenbart. Die heimtückische Waffe des Giftstachels finden wir bereits bei dem ältesten Landthier, welches uns die Forschung der jüngsten Zeit kennen gelehrt hat, dem Skorpion, und schon vor seiner Zeit, in den ältesten Meeren, von deren Bewohnern wir uns nach den erhaltenen Resten eine einigermaßen deutliche Vorstellung machen können, begegnen wir bereits einer großen Anzahl von Raubthieren der verschiedensten Art, gefräßigen Polypengeschlechtern und Schaaren der „Hyänen des Meeres" aus dem berüchtigten Haifischgeschlecht, mit denen unsere eigene Sippschaft, die der Wirbelthiere, auf dem Welttheater debütirte. In einem recht schroffen Gegensatz zu dem oben erwähnten siebenbürgischen Paradieses-Märchen waren die ältesten Thierarten der

meisten Abtheilungen fast durchweg stärker gepanzert als ihre heute lebenden Nachkommen, was nicht sehr für den „ewigen Frieden" der Vorzeit spricht, denn zum bloßen Putz und Vergnügen schleppt man nicht solche Panzer mit sich herum, wie sie die ältesten Kopffüßler, Fische, Amphibien und Reptile trugen. Die lebenden Cephalopoden haben sich gleich den jüngeren Fischen und Amphibien ihrer ehemals schweren Panzer entweder gänzlich oder bis auf leichte Schuppengewänder entledigt; Panzerreptilien gibt es nur noch in einzelnen Familien. Diese starke Panzerung der älteren Thiergeschlechter könnte einen weiteren Beweis davon liefern, daß die Raubthiere sich schon in dem paradiesischen Urzustande nicht mit Pflanzenkost begnügt haben, wenn zu dieser Erkenntnis nicht bereits ein Blick auf ihr Gebiß und ihre Krallen ausreichte.

Daß diese Panzer meist wieder geschwunden sind, darf übrigens nicht etwa umgekehrt als Beweis angeführt werden, daß es seitdem friedlicher geworden sein müsse in der Welt, ebensowenig wie man aus den ungeheuren Panzerplatten, die man jetzt für die Schiffe herstellt, schließen darf, die Welt sei kriegerischer geworden, als sie jemals vorher gewesen. Alles was wir sagen können, besteht wie Charles Morris dies sehr eingehend dargethan hat,[14]) darin, daß wir einen Wechsel der Kampfesform darin zu erkennen haben. In der Regel ist es der Schwache unter den Thieren, also der Pflanzen- und Insectenfresser, der sich in Panzer kleidet, aber wie im Seekriege mit der Stärke der Panzer die Stärke der Geschütze wächst, so steigerten sich die Kräfte des Gebisses der Angreifer mit der Dicke

des Panzers ihrer Opfer. Der letztere konnte in diesem Zug-um-Zug-Kriege zuletzt nicht mehr zunehmen, wenn mit der vermehrten Schwere des Panzers nicht die Beweglichkeit der Gepanzerten ganz in Frage gestellt werden sollte. Die Widerstandsfähigkeit mußte deshalb nach einer andern Richtung erreicht werden, und hier standen verschiedene Wege offen: die Vermehrung der Schnelligkeit in den Bewegungen des Ausweichens und Fliehens, in der Ausbildung weniger die Beweglichkeit in Frage stellender oder sie entbehrlich machender Schutzmittel (übler Geschmack und Duft) oder endlich in der Ausbildung von Verbergungskünsten und -Listen. In den meisten Fällen haben diese Auswege bald über die Panzerung den Vortheil errungen, aber der Krieg selbst war damit nicht zu Ende.

Wenn wir aber die Thiere auf einen Augenblick außer Augen lassen, und uns wieder zum Menschen wenden, so erscheint uns die Idee, daß wenigstens er, der „Herr der Schöpfung" mit allen Wesen in Frieden zu leben vermocht habe, im ersten Anblicke vielleicht hochpoetisch. In dem Jahrhundert der Entdeckungen hat man thatsächlich beim Betreten einsam gelegener, oceanischer Inseln die daselbst lebenden Thiere dem Menschen gegenüber zutraulich und furchtlos gefunden und dies zum Beweise der Wahrheit jenes poetischen Traumes angeführt. Dubois sah — um von den vielen einschlägigen Beispielen nur einige wenige hier mitzutheilen — 1571 alle Vögel der Insel Bourbon, mit Ausnahme der Flamingos und Gänse, den Menschen sich furchtlos nähern, so daß sie beliebig mit den Händen gegriffen werden konnten, und Cowsley erzählt, daß

1684 die Turteltauben der Galapagos-Inseln sich immerfort auf die Köpfe und Arme der Besucher setzten und sich ohne Scheu greifen ließen. Noch im Jahre 1835 fand Darwin bei seinem Besuche dieser Inselgruppe, daß die Vögel sich beinahe gar nicht vor dem Menschen fürchteten, so daß er einen Falken mit dem Laufe seiner Flinte von einem Baumzweig stoßen mußte, während eine Spottdrossel ruhig auf dem Rande eines in seiner Hand gehaltenen Wassergefäßes sitzen blieb und daraus trank, während er das Gefäß emporhob und senkte. Auch eine große, dort lebende Eidechse, der Höckerkopf (Amblyrhynchus), ließ sich ruhig greifen und kam, ins Meer geworfen, immer wieder an's Ufer zurück, weil sie ohne Zweifel vor gewissen Meeresthieren mehr Furcht hatte, als vor dem ihr bisher nicht von seiner schlechtesten Seite her bekannten Menschen.

Mit Erstaunen entnimmt man den ferneren Darwin'schen Berichten, wie langsam sich ein Mißtrauen gegen neue Erscheinungen bei den Thieren befestigt Auf der Charles-Insel, die damals bereits seit sechs Jahren colonisirt war, sah Darwin einen Jungen an einer Quelle sitzen, welcher die kleinen Vögel, die, um ihren Durst zu stillen, dorthin kamen, mit einer Ruthe erschlug und erzählte, daß es seit lange seine Gewohnheit sei, in dieser Weise sein Mittagbrot zu erlegen. Man ersieht hieraus, wie allmälig die Scheu vor dem gefährlichsten Raubthiere erworben werden muß, denn es scheint, daß sie erst nach mehreren Generationen, nachdem sie in Fleisch und Blut übergegangen und zum erblichen Instincte geworden ist, den uns geläufigen Charakter annimmt. Auch das im neugeborenen

Hunde lebendige Vertrauen zum Menschen kann meist nur langsam durch schlechte Behandlung ausgerottet werden. [15])

Man darf wohl annehmen, daß die im Freien lebenden Thiere ihr gegenseitiges Verhältnis von Fall zu Fall regeln. Sie lernen ihre Feinde und Freunde kennen, und allmälig wird diese Kenntnis instinctiv. Wir wissen, daß viele Vögel den Weidethieren das Ungeziefer vom Rücken lesen und daß einzelne sich sogar in den aufgesperrten Rachen des Krokodils wagen. Die Polar-Reisenden haben uns seltsame Geschichten von dem Eisfuchse (Canis Lagopus) erzählt, der sich mit größter Zudringlichkeit dem Menschen nähert, nicht um ihn anzugreifen, sondern um ihn anzuschauen und bei erster Gelegenheit zu bestehlen, so daß er mitunter selbst durch Steinwürfe und Flintenschüsse nicht zu verjagen war.

Auch die wolfsähnlichen Füchse der Falklands-Inseln trieben es, noch als Darwin die letzteren betrat, ähnlich, und den Matrosen der Byron'schen Reise folgten sie so dicht auf den Fersen, daß diese einige Male aus Furcht vor denselben ins Wasser gesprungen sind. Die dortigen Gänse fand Darwin den Menschen gegenüber ebenso furchtlos, aber den eben erwähnten Füchsen begegneten sie durchaus nicht mit dem gleichen Vertrauen und nisteten, um vor ihnen sicher zu sein, nur auf den kleinen vorliegenden Inseln, auf denen sich keine Füchse halten können.

Auf den Zustand der Arglosigkeit gegen den Menschen ist bei den meisten wilden Thieren der dichter bewohnten Länder die Neigung zum unbedingten Miß-

trauen gefolgt, und wir müssen alle möglichen Künste versuchen, und ihre Gewohnheiten studiren, um sie zu überlisten und lebendig in unsere Gewalt zu bringen. Wir dürfen annehmen, daß wir uns bei den meisten in den Ruf der schlimmsten und arglistigsten aller Mitbewohner dieser Erde gesetzt haben. Andererseits hat das Schutzbedürfnis gegen Feinde viele Thiere zu gegenseitigem Anschluß und Heerdenbildungen getrieben, ja in einzelnen Fällen haben einander ganz fremde Wesen, wie Krebse und Seerosen, Ameisen und Pflanzen Bündnisse zu Schutz und Trutz geschlossen.

Unter allen Umständen müssen wir annehmen, daß der beständige Kriegszustand der Natur den Intellect der Thiere, und zwar sowohl den der Verfolgten, als den der Verfolger, in gegenseitiger Steigerung vermehrt hat, wie denn die Paläontologen ein starkes Wachsthum der Gehirnmasse bei ein und derselben Thiergattung in der Zeit unzweifelhaft nachgewiesen haben. In dieser Beziehung wäre also der nie ruhende Kampf ums Dasein nicht ohne einen erheblichen Nutzen für die Thiere selbst gewesen, und Charles Darwin erwies bekanntlich noch weiter, daß auch die meisten körperlichen Vorzüge, vor Allem die zweckentsprechende Ausbildung aller Organe, in erster Linie diesem Kampfe zuzuschreiben seien, da die unvollkommneren Formen den nach irgend einer Richtung vollkommneren beständig unterliegen und Platz machen mußten, und in der That liefert die Paläontologie ausgiebige Beweise für die Thatsache, daß, während eine unausdenkbare Zahl von Formen gänzlich ausgerottet wurde, immer höher stehende Formen auf der Erde erschienen sind. So tröstet also ein noch versöhn-

licherer Gedanke, als ihn Erasmus Darwin und Goethe finden konnten, beim Rückblick auf das unübersehbare Kampfgewühl der Jahrtausende, das Hervorgehen immer vollkommnerer Wesen, der Sieg des Höheren und Besseren.

Wie der Tod in die Welt gekommen.

Denn wohl lebeten einst auf Erden die Stämme der Menschen
Jeglichem Elend fern und auch mühseliger Arbeit,
Ferne der Krankheit Schmerz, der jetzt so viele dahinrafft.
. . . .
Und wie die Götter so lebten sie All' ganz ohne Betrübnis
Weit von Mühe getrennt und Arbeit, klägliches Alter
Nahete nicht; sie blieben an Hand und Fuße sich immer
Gleich, — voll Freud' am Mahl, des Uebels ledig in Allem;
Wie vom Schlafe bezwungen, so starben sie. Trefflich war Alles
Diesem Geschlecht. Frucht brachte die nahrungsprossende Erde
Ganz von selbst in reichlicher Füll' und willig; die Menschen
Wirkten ihr Werk in Frieden, von der Güter Fülle getragen.
(Hesiod, Werke und Tage.)

Der Begriff des Todes ist für ein lebendes Wesen naturgemäß ein schwer erfaßbarer. Das thierische Denkvermögen reicht kaum für denselben aus, und sogar höhere Thiere äußern nur selten ein Zeichen des Schreckens, wenn sie einen Genossen todt am Boden liegend erblicken, weshalb Darwin eine Mittheilung, nach welcher Ameisen beim Anblicke todter Artgenossen in Schrecken gerathen sein sollten, mit großem Erstaunen aufnahm.[16]) Selbst der sonst so intelligente Hund vermag den Tod seines Herrn nicht zu begreifen,

und wartet am Grabe desselben auf sein Wiederemporsteigen. Er verschmäht die Nahrung dann nicht etwa aus freiem Willen, um dem geliebten Herrn im Tode zu folgen, sondern der tiefgehende Schmerz um die Trennung von demselben raubt ihm, wie dies Preyer kürzlich mit großer Wahrscheinlichkeit ausgeführt hat, [17]) den Appetit. Wenn ein Thier, ähnlich wie der Mensch, sein Ende zu ahnen im Stande ist, und seinen Pfleger im letzten Augenblicke umarmt und küßt, wie es von einem im Dresdener Zoologischen Garten verstorbenen menschenähnlichen Affen — der vielbesprochenen Mafuka — erzählt wird, so muß man darin ein Merkmal fast überthierischer Intelligenz anerkennen.

Auf seinen untersten Civilisationsstufen ist selbst der Mensch kaum im Stande, das Wesen des Todes in seiner vollen Bedeutung zu erfassen. Allerdings muß er sich von einem Tage zum anderen überzeugen, daß der gewöhnliche Zustand des menschlichen Lebens gelegentlich und oft sehr plötzlich sein Ende erreicht, allein er vermag sich ein Aufhören seines Seins durchaus nicht vorzustellen, sondern glaubt fest an ein Fortleben in vergeistigter Gestalt, wie er es aus den Traumerscheinungen abstrahirt hat. Es ist eine völlige Umkehrung des thatsächlichen Befundes, wenn man, wie es oft geschieht, den Unsterblichkeitsglauben als eine Errungenschaft der höheren Cultur bezeichnet. Soweit wir irgend die Spuren des Menschen in der Vorzeit zurückverfolgen können, vermögen wir den Gräberfunden die sicheren Beweise zu entnehmen, daß er schon damals an ein Fortleben nach dem Tode glaubte, und diese Beweisstücke sind so allgemein und über die ganze bewohnte

Welt zerstreut, daß wir die Behauptung aufstellen dürfen, der Unsterblichkeitsgedanke sei, weit entfernt, eine Quintessenz der Cultur darzustellen, vielmehr die älteste nachweisbare religiöse Regung des auf niederster Culturstufe stehenden Menschen: Ahnen- und Gräbercultus seine erste Religion. Auch das Verhalten solcher Naturvölker, die wir noch heute in ursprünglicher Wildheit beobachten können, lehrt uns dieselbe Wahrheit; sie glauben nicht einmal, daß ein Mensch überhaupt im natürlichen Laufe der Dinge zu jenem Uebergange in einen anderen Zustand gelangen könne, und machen böse Menschen, Hexen und Dämonen für Krankheit und Sterben verantwortlich. Dagegen glauben sie (z. B. auf verschiedenen ostindischen Inseln) an Seelenwanderung und an ein Fortleben in Thierleibern, verehren Tiger, Schlangen und Krokodile ganz wie die alten Aegypter.

In der Folge ging auf der gesammten Erde in dieser Richtung eine merkwürdige Wandlung vor sich. Man hörte zwar nicht auf, dem Todten Speise und Trank, Waffen und werthvollsten Besitz, oft sogar Gattin und Diener, in seine bei einigen Völkern prachtvoll ausgestattete neue Wohnung mitzugeben, aber man begann den natürlichen Tod als ein so unabänderliches Ziel aller lebendigen Wesen anzusehen, daß man selbst den inzwischen aus den Manenvorstellungen erstandenen und mit aller nur denkbaren Machtfülle umkleideten Göttergestalten nicht von Natur ein Erhabensein über die Macht der Zeit, einen Schutz gegen Altern, Dahinsiechen, Vergänglichkeit und Sterben zuerkannte. In der Mehrzahl der ältern Religionssysteme sehen wir die

Götter wie die Menschen dem Altwerden und dem Sterben unterworfen; das Leiden und der gewaltsame Tod einzelner Gottheiten wird überall in religiösen Festen beklagt, und wenn sich die andern in ewiger Jugend und Unsterblichkeit erhalten, so wird dies einzig dem Besitz einer Panacee oder eines Lebensverlängerungsmittels, heiße dasselbe nun Nectar und Ambrosia oder „Wasser des Lebens", zugeschrieben. Uralte chaldäische und persische Mythen kennen bereits lange vor der Bibel den „Baum des Lebens", von dessen Früchten die Götter aßen, um sich ewige Jugend und Unsterblichkeit zu sichern, und ebenso finden wir in der nordischen Mythologie die von Iduna, der Gattin des Dichtergottes Bragi, bewachten goldenen Aepfel, welche den Asen die Frische der Jugend brachten.

Von diesem Standpunkte des mythischen Processes aus sehen wir die jüdische Paradiesessage ausgehen. Der nach dem Ebenbilde der Gottheit erschaffene Mensch gilt von Natur aus als sterblich, aber so lange er sich nicht gelüsten läßt, von den Früchten des Erkenntnisbaumes zu naschen, darf er zu den Früchten des Lebensbaumes greifen, die ihm ewige Jugend und Unsterblichkeit gesichert haben würden. Da er aber die Frucht vom Baume der Erkenntnis vorzieht, so verfällt er unrettbar dem Tode, nicht weil diese Frucht, wie man ehemals wohl annahm, ein für ihn tödtliches Gift enthielt, sondern weil er zur Strafe für seinen Ungehorsam aus dem Bereiche des Lebensbaumes vertrieben wird und ihm das Verjüngungsmittel somit nicht mehr zugänglich ist. Deuten wir diese Mythe in dem philosophischen Sinne, wie Herder, Kant und Schiller im An-

schluß an die Lehren der Ophiten die Erkenntnismythe betrachtet haben, so lautet die Erklärung, der Mensch büßt die Unsterblichkeitssicherheit der Thiere und des eigenen naiven Urzustandes ein, sobald er sich durch tiefere Studien von der Unwahrscheinlichkeit der älteren Darstellungen dieser Richtung überzeugt.

Aber die religiöse Logik ist eine wunderbare Pflanze. Sobald die ersten Christen die Nothwendigkeit einer weitern Ausbildung jener alten Vorstellungen von Sündenfall, Erbsünde, Erlösung empfanden, ergab sich die Nützlichkeit der Lehre, den ersten Fehltritt und seine Folgen nicht mehr blos als eine der moralischen Welt angehörige Verirrung des Geistes, sondern als eine physische Verschlechterung des Körpers, unter welcher die ganze Welt mitzuleiden hatte, als ein Herabsinken von ursprünglicher Vollkommenheit darzustellen. Aus rein dogmatischen Gründen setzte man sich über den klaren Wortlaut der Bibel hinweg und nahm an, der erste Mensch sei nicht in Folge seines Genusses der Früchte vom Lebensbaum, sondern als Ebenbild der inzwischen erwachten höheren Gottesvorstellung von Natur unsterblich gewesen. Die Theologen mußten sich ja über mancherlei hinwegsetzen, um ein erträgliches Lehrgebäude zu Stande zu bringen, und Irenäus suchte z. B. die Nichterfüllung der Drohung Jahves: „desselbigen Tages, da du von diesem Baume issest, sollst du des Todes sterben" so zu erklären, daß er meinte, nur an dem nämlichen Wochentage, an welchem Adam gesündigt, und zwar an einem Freitage, sollte er sterben, aber die göttliche Gnade habe diesen Tag um beinahe tausend Jahre aufgeschoben.

In der Folge deuteten andere Kirchenlichter diesen Aufschub dann so, daß sie meinten, der vorher unsterbliche Mensch sei durch seinen Ungehorsam nicht gleich ganz verdorben und hinfällig, sondern nur verschlechtert und weniger gesund als vorher gemacht worden, und mit ihm sei auch die Verschlechterung der übrigen Natur nur eine schrittweise voranschreitende gewesen: auf das goldene Zeitalter folgte nicht sogleich das eiserne, sondern erst das silberne und dann das eherne. Außer seinem Ungehorsam werden von Adam keine weiteren Sünden gemeldet, erst mit Kain versank das Geschlecht immer mehr in Sünde, und wurde auch körperlich immer hinfälliger. Aber der Rückgang war langsam, und noch Noah wurde 950 Jahre alt. Gegen das hohe Alter seines Großvaters Methusalem wurden schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums Zweifel erhoben, und man rechnete ihm nach, daß er die große Flut, falls die Altersangabe der Texte richtig sei, noch um mehrere Jahre überlebt haben müsse, während doch die Schrift seiner nicht unter den in die Arche aufgenommenen Personen gedenkt. Die Kirchenväter Hieronymus und Augustinus haben über diesen kniffllichen Schreib- oder Rechenfehler, der sich nur im hebräischen Urtext befindet, lange Rechtfertigungs-Capitel schreiben müssen.

Die Angaben über das Alter der vorsintflutlichen Menschen zeigen auch sonst in dem hebräischen Urtext und in der Septuaginta erhebliche Differenzen, und es wäre z. B. Adam, als ihm sein Sohn Seth geboren wurde, nach dem griechischen Texte 130, nach dem hebräischen dagegen 230 Jahre alt gewesen. Diese Widersprüche und die hohen Alterszahlen des ersten

Buches Mosis überhaupt erweckten früh Zweifel daran, ob unter den acht- bis neunhundert Jahren, welche die ersten Menschen erlebt haben sollen, Jahre wie die unsrigen zu verstehen seien, oder solche, die nur den vierten oder gar nur den zehnten Theil derselben betrugen, und der heilige Augustin hatte seine liebe Noth, die von Plinius und andern Heiden vorgebrachten Zweifel gegen die Altersangaben der jüdischen Schriften zu entkräften. [18]) Nach der großen Flut läßt die jüdische Ueberlieferung das Alter der Menschen mit reißenden Schritten abnehmen, selbst unter den Patriarchen, von denen Abraham 175 Jahre, Jakob 147, Aaron und Moses 120 zugeschrieben werden, und nicht lange darauf sieht sich der Psalmist bereits genöthigt, achtzig Jahre als die höchste Ausdehnung des menschlichen Lebens zu bezeichnen. Wäre die menschliche Altersgrenze nicht seitdem ziemlich stationär geblieben, sondern in einem ähnlichen Verhältnisse weiter gesunken, so würden wir dem Prof. Zöckler [19]) und andern Theologen, die darin eine unverkennbare Gesetzmäßigkeit finden wollten, beipflichten können: wie die Dinge aber in Wirklichkeit liegen, beweisen uns jene Zahlen nur, daß die seit hundert Jahren mit Vorliebe neu belebte Degradations- oder Depravations-Hypothese schon sehr früh auch unter dem Judenthum Anhänger gehabt hat. Wir begegnen ihr auch bei andern Völkern, und selbst auf den Südsee-Inseln fand man Mythen über ehemals höhere Lebensdauer der Menschen, die demselben Gedankenkreise angehören.

Auch das Beispiel der noch heute mitunter 120—150 Jahre erreichenden Personen, welches Prof. Zöckler zu

dem Nachweise heranzieht, daß dem menschlichen Leben eine bestimmte Grenze nicht gezogen sei, und daß dieselbe ehemals viel weiter hinausgerückt gewesen sein möge, wird uns für den Glauben daran und die damit zu verknüpfende Depravations-Hypothese nicht gewinnen. Solche Ausnahmen, die sich zu dem mittleren Lebensalter des Menschen ähnlich verhalten wie die Riesen zu seiner mittleren Wachsthumshöhe, stoßen die Regel nicht um, und wir lassen die mit der Pünktlichkeit der Seeschlange allemal in der „todten Saison" auftretenden Nachrichten von dem „alten Mann in Schweden", der es durch einfache Lebensweise, Fleisch- oder Branntwein-Enthaltung auf 150 Jahre und darüber gebracht habe, um so lieber auf sich beruhen, als B. J. Thoms in seinem vor einigen Jahren neu aufgelegten Buche über menschliche Langlebigkeit gezeigt hat, daß derartige Angaben in vielen Fällen auf Greisen-Eitelkeit beruhen und einer genauen Prüfung nicht Stand halten. Seit den Zeiten, aus denen man statistische Nachweise über die Dauer des menschlichen Lebens besitzt, scheint das Zöckler'sche „Naturgesetz", welches schon zu Salomons Zeiten nicht mehr dicht hielt, ganz außer Wirksamkeit getreten zu sein, denn man spricht von einer langsamen Zunahme der mittleren Lebensdauer trotz des verschärften Daseinskampfes, und daß daran mehr die Fortschritte der Hygiene, als eine zunehmende Entsündigung des Geschlechtes Antheil haben, dürfte selbst Zöckler nicht bezweifeln.

Aber auch diejenigen, welche, ganz abgesehen von einer dogmatischen Anknüpfung, glauben möchten, der Mensch müsse im Naturzustande, eben weil er darin

naturgemäßer lebe, auch gesünder und langlebiger sein, finden für eine solche Annahme weder in den prähistorischen Funden noch in ethnologischen Studien die geringste Stütze. Wenn wir den Untersuchungen Virchow's und Broca's an prähistorischen Knochenresten Glauben schenken, so waren in der Vorzeit sogar die Knochenkrankheiten, welche schon einen höheren Grad der Erkrankung des Gesammt-Organismus kennzeichnen, ziemlich häufig. Und selbst solche Krankheiten, die wir im Besondern als üble Geschenke der Civilisation anzusehen geneigt sind, wie jenes Leiden, dessen Verbreitung die Deutschen den Franzosen, die Franzosen den Italienern und diese den Spaniern zuschreiben, welche ihrerseits den Vorwurf auf die Amerikaner abwälzen, haben die neueren Untersuchungen Parrot's als eins der allerältesten Erbtheile des Menschen nachgewiesen. An Schädelresten der Dolmen- und Höhlengräber im Departement Lozère (Südfrankreich), wie am Unterkiefer eines jungen Franken der Merowingerzeit, ja an unzweifelhaft prähistorischen Menschenresten aus Peru fand dieser kenntnisreiche Arzt genau dieselben krankhaften Veränderungen, welche heute ausschließlich durch jene Krankheit erzeugt werden.[20]) Und bei der notorischen Unsauberkeit des prähistorischen Menschen, der so zu sagen auf seinem Düngerhaufen lebte, bei den natürlichen und widernatürlichen Ausschweifungen, die sich ebenso gut bei den Indianern, wie in den modernen Großstädten finden, hat die Thatsache an sich nichts Verwunderliches. Naturmenschen sind gegen die Einflüsse der Witterung abgehärtet und gegen die heimischen Infectionskrankheiten durch natürliche Auslese widerstandsfähig, aber

von außen her eingeführte Krankheitskeime wirken unglaublich verheerend unter ihnen.

Solche Personen jedoch, welche die meisten unserer Krankheiten und vor Allem die Nerven- und Gehirnleiden einzig den unnatürlichen Zuständen und Erwerbsverhältnissen, welche die Civilisation schafft, aufbürden möchten, werden besonders erstaunt sein, zu erfahren, daß Gehirnerkrankungen auch bei den Naturvölkern der Jetztwelt und Vorzeit nicht zu den seltenen Vorkommnissen zu rechnen sind. Bei den Südsee-Insulanern kommt Wahnsinn ebensowohl vor, wie in Berlin und London und der bekannte Ethnologe Miklucho-Maklay hat vor nicht langer Zeit eine genaue Beschreibung des Verfahrens gegeben, welches man in der Südsee zur Heilung der Gehirnkrankheiten anwendet. Es ist eine Art Trepanation, wie man sie auch bei uns anwendet; man schabt nämlich, nachdem die Kopfhaut an der betreffenden Stelle durch einen T-förmigen Schnitt entfernt worden ist, den Knochen mit einem Feuersteinmesser so dünn, daß ein Loch von der Größe eines Zweithalerstückes entsteht, um sich einen Zugang zum Sitz der Krankheit zu schaffen. Nun hat man aber Schädeltheile von Menschen, an denen dieselbe Operation bereits in prähistorischen Zeiten vollzogen wurde, wiederholentlich gefunden, und namentlich sind solche in größerer Zahl von Dr. Prunières aus den schon erwähnten Dolmengräbern von Lozère untersucht worden, wobei die in den meisten Fällen glücklich erfolgte Heilung und Vernarbung des Einschnitts bewies, daß derselbe am lebenden Menschen vorgenommen war. Trotz der Rohheit des offenbar in der obenbeschriebenen Weise aus-

geführten chirurgischen Eingriffs zeigt von zwanzig in Dr. Prunières' Händen befindlichen Schädeln dieser Art nur ein einziger Spuren einer darnach entstandenen Knochenentzündung. Wohl zu unterscheiden von diesen Ueberresten einer prähistorischen Chirurgie und Psychiatrie sind die noch zahlreicheren, besonders von Broca studirten Funde von Schädeln, aus denen nach dem Tode ein rundes Stück herausgesägt ist, sei es, um dem Todten für jenes Leben einen Dienst zu erweisen, oder um das herausgesägte Stück an einem Faden als Amulet zu tragen.[21])

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu der von Milton mit lebhafter Phantasie besungenen Lehrmeinung zurück, nach welcher die Dämonen der Krankheit und des Todes erst durch Adams Fall aus der Hölle an die Oberwelt gelockt wurden, so ist es selbstverständlich, daß eine so seltsame Lehre alsbald Anstoß erregen mußte. Seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts zog ein britischer Mönch Namens Pelagius, überall gegen das damals begründete Dogma von der Erbsünde predigend, durch den Westen Europas bis nach Rom und Carthago. Die Folge seiner Sünden, lehrte dieser unerschrockene Mönch, habe Jedermann selbst zu tragen, und Niemand könne mit Recht für die Fehler seiner Vorfahren verantwortlich gemacht werden. Auch sei es ganz verkehrt, zu behaupten, daß der Tod erst durch Adams Fall in die Welt gekommen sei, denn Adam würde, gleich jedem andern Menschen und jedem Thier, der Natur schließlich seinen Tribut bezahlt haben, wie es Naturordnung sei, auch wenn er niemals gesündigt hätte. In Europa hatte man an der, wenn auch

etwas abweichenden, so doch dem gesunden Menschenverstande entsprechenden Meinung des Pelagius kein erhebliches Aergernis genommen, als aber derselbe bis zur Werkstätte des großen Dogmen-Fabrikanten Augustin in Carthago, von dessen theologischen Grübeleien die Kirche noch heute zehrt, vorgedrungen war, konnte dieser die Sache nicht länger mit ansehen. Er durfte sich in der That die Gefährlichkeit einer derartigen Ketzerei für seinen luftigen Dogmentempel keinen Augenblick verhehlen, und als die auf seinen Betrieb versammelte Synode von Diospolis die pelagianische Ketzerei für unerheblich erachtete, wurde der Papst Innocenz I. um seinen Spruch angegangen, welcher verdammend ausfiel. Ein päpstliches Urtheil ist bekanntlich unfehlbar, aber sein ebenso unfehlbarer Nachfolger Zosimus hob dieses Urtheil wieder auf und erklärte die Lehre des Pelagius für orthodox. Es blieb nunmehr für Augustin und seinen rührigen Anhang nichts weiter übrig, als sich mit Umgehung des Papstes an den damaligen Kaiser zu wenden, der dann in der That das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte, die Lehrmeinung des Pelagius verdammte und ihn selbst mit allen seinen Anhängern des Landes verwies. Seitdem wurde es zum Staatsverbrechen, zu behaupten, der Tod habe schon vor dem Falle Adams in der Welt geherrscht, und so lebendig hat sich diese Lehre tausend Jahre hindurch fortgepflanzt, daß die Todtentanzbilder der Kirchen und Friedhöfe ihren Reigen fast regelmäßig mit Adams Fall eröffnen mußten.

Die Natur war damals noch nicht zum Sprechen gebracht und konnte nicht als Schiedsrichter in dieser

Frage angerufen werden. Denn die unübersehbaren Massen von Thier- und Pflanzenresten, welche man in viel tiefer liegenden Erdschichten, als diejenigen, welche Menschengebeine enthalten, also aus bedeutend früheren Zeiten stammend, im Erdschooße begraben findet, wurden noch ein Jahrtausend später, sowie man ihren organischen Ursprung überhaupt anerkannte, als Zeugen der Sintflut, und nicht als Opfer des lange vor Adam und seit Anbeginn des Lebens in der Welt wüthenden Todesgenius anerkannt. Es ist sonderbar, daß die Frage, wie der Tod in die Welt gekommen ist, bis vor Kurzem noch keine befriedigende Antwort gefunden hate. In den letzten Jahren hat dieselbe indessen mehrere Naturforscher ernstlich beschäftigt. Den ersten Schritt in dieser Richtung that Dönhoff in seiner Abhandlung über „die mittlere Lebensdauer" der Thiere, in welcher er zeigte, daß man von der natürlichen Lebensdauer, d. h. der Anzahl der Tage, Wochen, Monate und Jahre, welche ein Thier unter günstigen Bedingungen erleben kann, bevor der Tod aus Altersschwäche eintritt, die viel beschränktere, mittlere Lebensdauer, welche der Art zukommt, wohl unterscheiden muß. Wenn man davon ausgeht, daß in einem bestimmten Bezirk die Kopfzahl der Schwalben, Störche, Eidechsen und aller Thiere, von vorübergehenden Schwankungen abgesehen, im Ganzen dieselbe bleibt, so geht daraus hervor, daß im Allgemeinen im Jahreslauf ebensoviele Vertreter einer Art sterben müssen, als Junge aufkommen. Somit muß sich aus der Vermehrungsfähigkeit, d. h. aus der Jungenzahl, die ein Pärchen dieser Art durchschnittlich im Jahre aufzubringen pflegt, die mittlere Lebensdauer

berechnen lassen, welche demnach um so kleiner ausfallen wird, je mehr Nachkommenschaft eine Art zu hinterlassen im Stande ist.

Von ähnlichen Voraussetzungen ging August Weismann in einer bald darauf erschienenen Schrift [23]) aus, in welcher die Frage bedeutend vertieft und ihrer Lösung um ein gutes Stück näher geführt wurde. Zunächst wies derselbe darauf hin, daß bei den am einfachsten gebauten Lebewesen, die wir naturgemäß auch als die Anfangsstufen des organischen Lebens betrachten müssen, bei den Moneren und anderen Protisten, von einem natürlichen Tode im eigentlichen Sinne des Wortes keine Rede sein kann. Sie vermehren sich durch Theilung, und wenn aus einem älteren Individuum zwei jüngere entstanden sind, so kann man weder eins von beiden als Mutter und das andere als Tochter bezeichnen, noch auch mit Recht sagen, das ältere Individuum sei gestorben, da ja durchaus keine Leiche vorhanden ist. Ähnlich verhält es sich mit einigen niederen mehrzelligen Wesen, deren Inneres schließlich ganz und gar in junge Keime zerfällt, wobei also höchstens die von den Keimzellen abgestreifte äußere Haut als Leiche bezeichnet werden könnte. Diese ältesten organischen Wesen kannten also den natürlichen Tod in Wirklichkeit nicht, und sie können auch heute nur gewaltsam getödtet werden, wenn sie z. B. von anderen Wesen verzehrt werden. Eine äußere Ursache muß hinzutreten, um ihren Tod herbeizuführen.

Früher nahm man an, daß das Altern und der natürliche Tod der höher organisirten Wesen von einem allmäligen Unbrauchbarwerden der Gewebe herrühre,

mit denen der in den einfachsten Wesen gleichsam nackt bleibende Lebensstoff, das Protoplasma, sich bekleiden muß, um zusammengesetzte Organe zu bilden und mit diesen durch sogen. Arbeitstheilung höhere Leistungen zu verrichten. Diese Ansicht verträgt sich freilich nicht ganz mit der Lehre vom Stoffwechsel, nach welcher die abgenutzten und unbrauchbar werdenden Elementartheile des Körpers durch neue, mittelst der Nahrung aufgenommene ersetzt werden sollen, so daß der Körper nach einem gewissen Zeitraum stofflich ein ganz neuer sein sollte. Auch spielt die Schnelligkeit des Stoffwechsels und der Entwicklungsvorgänge keine bestimmende Rolle, wie man daraus ersieht, daß die so heißblütigen Vögel zum guten Theil eine höhere Lebensdauer haben, als die kaltblütigen und anscheinend so zählebigen Amphibien. Man weiß, daß Raubvögel trotz ihres heißen Blutes und lebhaften Naturells ein sehr hohes Alter (bis über hundert Jahre) erleben.

Ebenso wenig spielt die Entwicklungs- und Wachsthumsdauer in dieser Frage eine so wichtige Rolle, wie man früher glaubte. Bereits Baco von Verulam machte die für viele Fälle zutreffende Bemerkung, daß im Allgemeinen am längsten dauert, was am langsamsten heranwächst und zum Reifezustand gelangt. Man sagt, daß der Elephant 200, der Löwe 70, das Pferd 40—50, das Schwein 20, die Amsel 12–18, die Maus 6 Jahre alt werden, während bekanntlich viele kleineren Thiere nur Monate und Tage leben. Andererseits weiß man aber, daß viele in der Größe sehr ungleiche Thiere eine annähernd gleiche Lebensdauer erreichen, z. B. Pferd, Katze und Kröte (40 Jahre). Eine See-Anemone

soll in einem Edinburger Aquarium über 60 Jahre alt geworden sein. Aus dem Verhältnis beim Menschen und einigen wenigen andern Thieren hatte der französische Physiologe Flourens geschlossen, daß die Lebensdauer der fünffachen Wachsthumsdauer entspräche, was zu einer sehr einfachen Altersregel führen würde, allein ein genaueres Hinschauen lehrt alsbald, daß sich nur sehr wenige Thierarten dieser Regel fügen.

Es ist das entschiedene Verdienst Weismanns, in seiner Schrift die Haltlosigkeit aller dieser Regeln erwiesen und andererseits gezeigt zu haben, daß die äußern Lebensbedingungen es sind, welche die Lebensdauer einer Art bestimmen. Hierbei kommen nun außer der unmittelbaren Bedrohung des Lebens durch Feinde, die am verhängnisvollsten für die ersten Entwicklungszeiten ist, mancherlei Umstände in Betracht und namentlich auch die Dauer der Jugendperiode, bevor das Thier zur Fortpflanzung gelangt. Doch ist alles dies in dem Begriff der Vermehrungsfähigkeit einbegriffen, so daß Weismann zu dem Schlußergebnis gelangt: „Die äußeren Bedingungen des Lebens sind es, welche dem Organismus gewissermaßen die Feder einsetzen, die seine Dauer bestimmt, oder besser, die ihn selbst zu einer Feder von bestimmter Stärke machen, welche nach einer bestimmten Zeit ihre Spannkraft verliert.“ Wie aber kann sich dieses Erschlaffen der Lebensfeder in einem bestimmten Jahres-Cyclus ausprägen?

Diejenige Körperfähigkeit, die mit den fortschreitenden Jahren am regelmäßigsten versagt, ist bekanntlich das Fortpflanzungsvermögen, und dieses Verhalten hat, zusammengehalten mit der Thatsache, daß die oben-

gedachten niedersten Wesen in dem Augenblicke, wo sie sich fortpflanzen, aufhören zu sein, und unter Berücksichtigung noch anderer analoger Erscheinungen Prof. A. Götte [24]) vor einigen Jahren veranlaßt, in dem Fortpflanzungsvorgange selbst die Ursache des Todes zu suchen. Er beruft sich dabei unter anderem auf die Thatsache, daß viele Insectenmännchen, wie z. B. Eintagsfliegen, Bienen, Schmetterlinge u. A., entweder unmittelbar oder sehr bald nach der Paarung sterben, während andrerseits z. B. Schmetterlinge, die nicht zur Paarung gelangt sind, noch den folgenden Winter überstehen und dann schon beim ersten warmen Sonnenschein im Februar oder März wieder aus ihrem Verstecke zum Vorschein kommen — die sogenannten „Redactions-Schmetterlinge", die sehr verkehrter Weise häufig als Frühlingsboten begrüßt werden. Allein wenn man die Thatsachen genauer ins Auge faßt, so ist es unschwer zu erkennen, daß solche Fälle, bei denen der Tod unmittelbar durch Entkräftung oder durch die Stärke des Affects erfolgt, nur Ausnahmen darstellen. höchst lehrreiche Ausnahmen insofern, als sie zeigen, daß Abnutzung oder sogenannte Involution der Gewebstheile schwerlich als allgemeine Ursache des Todes betrachtet werden darf, denn die in Rede stehenden Thiere sind meist erst wenige Stunden oder Tage vor ihrem Tode mit funkelnagelneuen Organen aus der Puppe hervorgekommen.

Umgekehrt können uns gerade diese Thiere den Weg zeigen zu einer wahrscheinlicheren Erklärung der allgemeinen Sterblichkeit, wie sie zuerst Weismann gegeben hat, indem er von der Zweckmäßigkeit und dem

Vortheil des individuellen Todes für die Gattung ausging. Da die Organe eines Thieres mit complicirterem Bau sich naturgemäß im Gebrauche abnützen müssen, und keine Ausbesserung so vollkommene Organe wiedergeben kann, wie sie neu gewachsene an sich darstellen, so müssen alternde Thiere dem Daseinskampfe leichter erliegen, als jüngere. Jede Einrichtung, die eine ausreichende Verjüngung des Lebens sichert, muß somit als Vortheil gelten, der Tod ist daher, wie es zuerst Erasmus Darwin und Goethe betont haben, „der Kunstgriff der Natur", reichlicheres, jüngeres und glücklicheres Leben zu haben. Was könnte es nützen, wenn die Eintagsfliege, der Schmetterling und die männliche Biene, welche keinen Honig einträgt, noch, nachdem sie für reichliche Nachkommenschaft gesorgt, am Leben blieben? Die Drohnen würden nur unnütze Kostgänger im Bienenstocke sein; die Schmetterlinge und andere gebrechliche Insecten doch meist in den Stürmen des Herbstes zu Grunde gehen. Wir können hieraus entnehmen, daß die Fortpflanzung allerdings zu der Sterblichkeit der Thiere in einem gewissen Verhältniß stehen muß, aber nicht in einem unmittelbaren, denn auch Thiere, die sich niemals fortpflanzen, wie z. B. die geschlechtslosen Arbeiterinnen der Bienenstöcke und Ameisenstaaten sind sterblich, sondern nur in dem von Dönhoff und Weismann angenommenen, wonach die individuelle Lebensdauer einer jeden Art ursprünglich durch die Zahlen der Ueberlebenden bestimmt worden zu sein scheint. Das heißt mit anderen Worten, jede Lebensform mußte, wenn sie bestehen sollte, eine Lebensdauer erlangen, in der sie für das Bestehen der Art genügend sorgen

konnte. Pflanzen und Thiere, die nur einen Sommer leben, müssen daher mehr Keime erzeugen als länger lebende, solche, deren Junge stark verfolgt werden, müssen, ceteris paribus, länger leben, als andere, bei denen dies nicht zutrifft, und ebenso diejenigen, welche nur fähig sind, im Jahre einige wenige oder vielleicht blos ein Junges aufzubringen.

Der Kampf ums Dasein bedroht zunächst die Jungen, so weit sie nicht von den Eltern beschützt werden, er bedroht dann — und namentlich in der Form, die wir als Mitbewerbung oder Concurrenz unterscheiden — wieder die Aeltesten, die im Nahrungserwerb den in rüstigeren Jahren stehenden nicht gleichkommen; somit würde sich die Vermehrung der Wesen gegenseitig in Schranken halten und durch vieljährigen Ausgleich für jedes Wesen eine mittlere Lebensdauer feststellen. Darum leben viele Thiere im reifen, fortpflanzungsfähigem Zustande nur wenige Stunden, andere je nach ihrer Eigenart Tage, Wochen, Monate und Jahre bis über ein Jahrhundert hinaus. Man prüfe die Frage nur an sich selbst. Um wieviel kümmerlicher würden sich die Lebensverhältnisse der Menschen gestalten, wenn dieselben bei gleicher Vermehrungsfähigkeit statt 50—60 Jahre deren 200 lebten? Die Art und Weise, wie sich die von den äußeren Bedingungen verlangte mittlere Lebensdauer dem Organismus selbst einprägen kann, ist dunkel, aber vielleicht hat Weismann das Richtige getroffen, wenn er auf eine Analogie mit dem Wachsthumsprocesse hinweist. Wir wissen, daß jedem Lebewesen nicht nur eine bestimmte mittlere Lebensdauer, sondern

auch eine bestimmte mittlere Körpergröße zukommt, die in noch geringeren Grenzen schwankt, als die Lebensdauer. Diese für jede einzelne freilebende Art ziemlich beständige Grenze des Wachsthum muß nun durch eine Grenze der Zellenvermehrung gesetzt sein, und demnach vermuthet Weismann, daß auch eine Grenze für die Regeneration der Zellen in jedem Organismus bestehe, mit deren Annäherung das Altern und langsame Hinsterben beginne.

Zum Schlusse eröffnet sich uns aber ein noch weiterer Blick, geeignet, uns mit der Beschränkung der Lebensdauer der Organismen ganz auszusöhnen. Was würde geschehen sein, wenn die organischen Wesen der Gepflogenheit ihrer niedersten Formen, nicht zu sterben und sich nur durch Theilung auf ungeschlechtlichem Wege zu vermehren, treu geblieben wären? Theilungs-Abkömmlinge pflanzen, wie wir aus der Gärtnerei wissen, den Mutterstamm fast unverändert fort, der Kampf um's Dasein würde also nur unter nahezu gleichen Wesen aufgeräumt haben, ein Sieg mit gewissen Vorzügen Geborener hätte nicht eintreten können, und damit wäre also auch — wenn die neueren Anschauungen richtig sind, — eine Fortentwickelung zu höheren Formen und Leistungen unmöglich gewesen, Adam vor Allem würde niemals an der Spitze der Wesen erschienen sein. Wir müssen also den Lehrsatz der alten Theologen umkehren: nicht durch Adam ist der Tod in die Welt gekommen, sondern durch den Tod unzählbarer niederer Wesen ist Adam in die Welt gekommen, resp. sein Erscheinen ermöglicht worden.

Die Riesengeschlechter der Vorzeit.

Wenn die Natur nicht mehr nach altem Brauche
Dergleichen Wesen schafft, so thut sie recht,
Damit nicht Mars sie mehr als Schergen brauche —
Schafft sie den Walfisch auch und das Geschlecht
Der Elephanten noch, doch sicher findet,
Wer reiflich urtheilt, sie hierin gerecht,
Weil, wenn die Ueberlegung sie verbindet
Mit bösem Willen und mit großer Macht,
Jedwede Schutzwehr dann dem Volke schwindet.
Dante, Hölle 31. Gesang.

Durch einige vorgeschichtlichen Funde der letzten Jahre, namentlich durch die Riesen-Fußtapfen von Carson-City in Nevada ist die alte Frage, ob die Menschen der Vorzeit größer und stärker gewesen sein möchten, als die jetztlebenden, in gewissen Kreisen wieder zur lebhaften Erörterung gelangt. In ihrem Ursprunge zwar scheint diese Frage dem in den Köpfen der Völker aller Zonen lebenden Phantasiegebilde anzugehören, welches man den Traum vom „goldenen Zeitalter“ nennt, nach welchem die Menschen der Vorzeit nach jeder nur denkbaren Richtung, nämlich körperlich, geistig, gesundheitlich, sittlich u. s. w. viel vollkommener

gewesen sein sollen, als das jetztlebende entartete Geschlecht, welches Professor Leo in seiner Kraftsprache ein „skrophulöses Gesindel" nannte. Indessen knüpfte die Vorstellung einer vermehrten Körpergröße und Kraft der vorgeschichtlichen Menschen doch überall an gewisse thatsächliche Befunde an, und hier sind es zunächst zwei Wahrnehmungen, welche dieser Idee einen gewissen greifbaren Hinterhalt gaben: die mächtigen, von ihrem Mutterfelsen weit in die felslose Flur oder auf dem Gipfel von Sandhügeln abgesetzten erratischen Blöcke, deren Räthsel erst die Neuzeit gelöst hat, und die, offenbar von Menschenhand aus solchen wenig oder gar nicht behauenen Felsblöcken erbauten Steindenkmale, die über ganz Europa, das nördliche Afrika und einen großen Theil Asiens zerstreut sind und von den Forschern der Neuzeit als „Megalithische Denkmale" bezeichnet werden.

Noch heute heißen derartige Denkmale bei uns im Volksmunde Riesentische, Riesenbetten, Riesentänze u. s. w. und ebenso nannte man schon im Alterthum aus derartigen Blöcken zusammengefügte Mauern, wie sie sich in Griechenland und Italien vielfach aus grauester Urzeit finden, Cyklopische Mauern und sie wurden als beweiskräftige Zeugnisse von der Stärke der Menschen, die sie errichtet hatten, angesehen, indem man still schweigend voraussetzte, die einzelnen Blöcke müßten ohne alle mechanischen Vorrichtungen und wo möglich von den Händen einer einzigen Person an den Platz gebracht worden sein, an welchem sie jetzt liegen. In demselben Sinne wurden die zwecklos über die Ebene zerstreuten Blöcke als Ueberbleibsel von Kämpfen und

Spielen der Riesen und Cyklopen angesehen, indem man annahm, sie seien von denselben dorthin geschleudert worden, wo sie jetzt liegen. Wir finden diese Ideen-Verknüpfungen, die dann stets Anlaß gaben, achselzuckend auf die herabgekommenen Geschlechter der Neuzeit zu blicken, schon in der Ilias, wo es heißt:

. . . . Da ergriff den gewaltigen Feldstein
Tydeus Sohn, so schwer, daß nicht zween Männer ihn trügen,
Wie jetzt Sterbliche sind, doch behende schwang er allein ihn.

Die späteren Dichter wußten den Homer dann noch zu überbieten, und Virgil läßt seinen ungeschlachten Helden Turnus mit einem so ungeheuren Grenzsteine um sich werfen, daß er von demselben sagt:

Schwerlich hätten ihn zwölf der erlesensten Männer gehoben,
So wie jetzo die Erd' der Sterblichen Körper hervorbringt.

Aus dem Heidenthum drangen diese Sagen dann auch allmählich in das Juden- und Christenthum, und indem man dieselben zu Gunsten der Depravations- oder Entartungs-Hypothese verwerthete, sprach man nicht mehr bloß von einzelnen Riesen und Riesengeschlechtern, wie sie ja auch heute noch vorkommen und schon in der Bibel erwähnt werden, sondern von einem allgemeinen höheren Körpermaß der ersten Menschen und einer allmählichen Abnahme desselben überhaupt. Die Bibel enthält gar keine deutliche Hindeutung auf eine ungewöhnliche Körpergröße der ersten Menschen, aber schon in die jüdische Auslegung des alten Testaments hatten derartige Sagen Eingang gefunden, und bereits Philo von Alexandrien, der zu Beginn unserer Zeitrechnung lebte, versicherte, daß Adam an Größe des Leibes und der Seele alle späteren Menschen weit übertroffen habe. Die Talmudisten mit ihrer grotesken

Phantasie, die den orientalischen Ursprung nicht verleugnen kann, giengen bald noch viel weiter, und meinten, der auf der Erde spazierende Adam habe mit seinem Haupte in den Himmel gereicht, eine Ansicht, für welche R. Elieser die Beweise aus dem fünften Buche des Moses (4,32) zieht, weil daselbst geschrieben steht: „Gott schuf den Menschen auf Erden von einem Ende zum andern.“ In dem Buche Sanhedrin wird weiter erzählt, daß Gott erst nach dem Sündenfall die Größe der Menschen auf hundert Ellen herabgesetzt habe. Einige Talmudisten wollten wissen, dies sei auf Bitten der Engel geschehen, die sich vor dem ursprünglich neunhundert Ellen langen Adam gefürchtet hätten, wie der Pater Bartolocci im ersten Bande seiner „Rabbinischen Bibliothek“ (1675) erzählt. Die Araber und morgenländischen Christen überboten diese Angaben noch und Erstere zeigten in der Nähe von Mekka mehrere benachbarte Berge die den einzelnen Körpertheilen der ruhenden Eva als Stützen gedient haben sollten. Wenn wir Moses Barcepha in seinem dem zehnten Jahrhundert angehörigen „Paradiesbuche“ erzählen hören, daß Adam groß genug gewesen sei, um das Weltmeer, welches nach seiner Ansicht das Paradies von der übrigen Welt trennte, zu durchwaten, so erkennen wir sein Vorbild leicht in dem Polyphem des Virgil, von dem es (Aen. III. 664—65) heißt:

. . . . . . Drauf schreitet er mitten das Meer durch
Und unbenetzt noch ragen die Hüften hervor aus den Wellen.

oder in dem gewaltigen Orion, von dem derselbe Dichter (Aen. X. 763) sagt:

. . . . . . Wie die Riesengestalt des Orion,
Wenn er zu Fuß heimwandelt durch Nereus' tiefesten Abgrund

Bahn sich macht, und die Schulter ihm über die Wogen hervorragt,
Oder bejahrte Eschen herab von dem Scheitel des Bergs trägt,
Unten den Boden berührt und das Haupt einhüllet in Wolken.

Aber weder Polyphem, noch Orion, noch andere Riesen konnten sich mit Adam messen, denn Joh. Lucidus glaubte ganz klar aus der Bibel beweisen zu können, daß Adam sämmtliche anderen Riesen an Größe übertroffen habe. Er berief sich dabei auf eine bereits von dem heiligen Hieronymus mißverstandene Stelle im Buche Josua, wo es (Cap. 14 V. 15) heißt: „Hebron" hieß vor Zeiten Kiriath-Arba, der ein großer Mensch war unter den „Enakim", d. h. unter den Riesen. Hieronymus hatte nämlich, als er den Text der lateinischen Bibel oder sogenannten Vulgata feststellte, übersehen, daß das Wort Adam in dem hebräischen Urtext einfach Mensch bedeutet, und hatte darnach übersetzt: Adam maximus ibi inter Enakim situs est, das heißt im Zusammenhange, Adam, der größte aller zu Hebron wohnenden Enakims, von deren Vertreibung aus dieser Gegend in der Bibel öfter die Rede ist, sei auch daselbst begraben. Daran knüpften sich dann weitere Sagen, nach denen dieses Riesengeschlecht von Hebron, aus welchem auch Goliath abgeleitet wurde, den letzten Ueberrest jenes Titanengeschlechts darstellen sollte, welches vor der großen Fluth überall auf der Erde gelebt habe. Aus den in der Bibel angegebenen, mit einer gewissen Regelmäßigkeit abnehmenden Alterszahlen hatte man auf eine dementsprechende, allmähliche Abnahme der Körpergröße geschlossen, um so einen Uebergang zu dem jetzt lebenden zwerghaften Geschlecht zu finden, und noch im Jahre 1719 legte ein Mitglied der Pariser „Akademie der Inschriften" Namens Henrion dieser ge-

lehrten Körperschaft eine Berechnung vor, in welcher er die Größe Adam's ganz genau auf 123 Pariser Fuß und 9 Zoll und diejenige der Eva noch genauer auf 118 Fuß 9 Zoll und 9 Linien berechnet hatte. Die Abnahme der Größe bei den Patriarchen und Erzvätern sei dann, der Abnahme des Lebensalters entsprechend, so langsam vor sich gegangen, daß selbst Noah noch gegen 100 Fuß lang gewesen sein sollte.

Wie groß muß hiernach erst jener Riese Og gewesen sein, den Noah nicht mit in die Arche hineingenommen hatte, der aber, wie uns Targum Jonathan ben Uziel ausführlich erzählt hat, auf das Dach der Arche geklettert war, und welcher nachher von dem mitleidigen Noah durch das Dachfenster gefüttert wurde, nach der Fluth aber bei Hebron gewohnt habe. Die Sage scheint ziemlich alt zu sein, denn schon Eupolemos, ein Schriftsteller, der ums Jahr 120 vor Christi Geburt lebte, erzählt in einer durch Alexander Polyhistor erhaltenen Stelle von dem der großen Flut glücklich entronnenen Riesengeschlecht von Hebron. Auch Josephus, der spätere Geschichtsschreiber der Juden, scheint von diesen Sagen gehört zu haben, denn er nennt den berühmten Abrahamsbaum am Patriarchengrabe von Hebron, Sintflut und Ogygische Flut verwechselnd, den Baum des Ogyges und versichert wiederholt, daß er die von jenem um Hebron wohnenden Enaksgeschlechte herrührenden kolossalen Knochenüberreste mit eigenen Augen gesehen habe.[25]) Der Herzog von Luynes, welcher vor zwanzig Jahren die meisten feststellbaren biblischen Stätten einer genauen Untersuchung unterwarf, ist dadurch auf die Idee gekommen, daß das berühmte

6*

Patriarchengrab von Hebron, eine weite unterirdische, ausgemauerte Erdhöhle, welche den Augen der Ungläubigen nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten geöffnet wird, wie es z. B. beim Besuche des deutschen Kronprinzen (1869) geschah, vielleicht an einer Stelle angelegt sei, an der man mächtige fossile Knochenreste ausgegraben hatte, die man früher regelmäßig auf die vorsintfluthlichen Riesen bezog.[26])

Vorweltliche Riesenknochen sind die ersten Reliquien, von denen unsere Ueberlieferungen zu erzählen wissen, denn der Zweifel der Ungläubigen verlangte früh nach sichtbaren Beweisen, und so erzählt denn bereits die Bibel (5. Mose 3, 11), daß man das neun Ellen lange und vier Ellen breite, eiserne Bett (oder Grabmal?) des „letzten Riesen", König Og von Basan, in der Ammoniter-Stadt Rabbath als Merkwürdigkeit gezeigt habe. Das junge Christenthum mußte gegen die Zweifler mit ähnlichen Beweisstücken ins Feld rücken. In Betreff der Körpergröße der vorsintfluthlichen Riesen sagt der heilige Augustin[27]) „werden die Ungläubigen durch die Gräber überführt, die sehr häufig durch Verfall, Ueberschwemmungen und mancherlei Zufälle bloßgelegt werden, und in denen Todtengebeine von unglaublicher Größe zum Vorschein kamen oder aus denselben herausfielen. Ich habe selbst," fügt er hinzu, „und zwar nicht ich allein, sondern Mehrere mit mir, am Gestade bei Utika einen menschlichen Backenzahn von so ungeheurer Größe gesehen, daß es uns schien, man hätte, wenn er in Stücke zerschlagen worden wäre, nach dem Maße unserer Zähne hundert aus ihm machen können." Doch will der Heilige, der wahrscheinlich einen Mastadonten-

zahn zu Gesicht bekommen hatte, nicht gerade behaupten, daß jener Backenzahn einem vorsintflutlichen Menschen vom Mittelschlage angehört habe; er könne ja auch von jenen biblischen Giganten herstammen, wie es denn in keiner Zeit an über das Mittelmaß weit hinausragenden Menschen gefehlt habe. Er beklagt, daß man nicht ebenso greifbare Beweise für das hohe Lebensalter der Urmenschen beibringen könne, und beruft sich in Betreff ihres Riesenwuchses auf den höchst gelehrten Plinius, der ebenfalls derartige Riesengebeine als vollgiltige historische Zeugnisse dafür angesehen habe, daß die Natur desto kleinere Leiber erzeuge, je mehr die Weltuhr ablaufe.

Die Berufung des christlichen Kirchenvaters auf die gelehrten Heiden war vollkommen gerechtfertigt, denn auch bei ihnen war es seit dem grauesten Alterthum üblich, die Knochen der vorweltlichen Riesenthiere für die Gebeine menschlicher Riesen anzusehen. Der Grammatiker Apollonius, welcher im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, hat ausführlich berichtet, wie man in einer auf der Insel Sicilien durch ein Erdbeben enstandenen Erdspalte ein ungeheuer großes Skelet gefunden, und einen aus den Kiefern desselben gezogenen, über fußlangen Zahn als Probe an den Kaiser Tiberius geschickt habe, mit der Anfrage, ob er vielleicht das vollständige Gerippe dieses Riesen in seiner ganzen Länge nach Rom geschickt zu haben wünsche. Tiberius, der sich nicht übermäßig für Naturmerkwürdigkeiten interessirte, habe darauf verzichtet, jedoch einen Maler und Meßkünstler Namens Pulchro beauftragt, mit Zugrundelegung der Größe dieses Zahnes den Riesen in richtigem Verhältniß seiner Gestalt bildlich

darzustellen, wie Cuvier nur eines Zahnes bedurfte, um Gestalt und Lebensweise eines ausgestorbenen Thieres darnach zu ergänzen und wiederherzustellen. Es war dies der erste Versuch, ein vorweltliches Wesen aus seinen Ueberresten neu zu schaffen. Nachdem der Zahn dem Maler als Maßstab gedient, wurde er nach seinem Ursprungsorte zurückgesandt, um dem Schädel wieder eingefügt und mit dem ganzen Gerippe pietätvoll von Neuem bestattet zu werden.

Sicilien war an solchen Funden reich, und schon Empedokles berichtet von der großen Zahl von Gigantenknochen, die man dort in seiner Gegenwart gefunden und natürlich den Aetnariesen zugeschrieben hatte. Ueberhaupt beschränkte sich die Deutung damals auf die Ermittelung der Namen des Riesen, der in der betreffenden Gegend gehaust haben könnte, und so erzählt uns Plinius von der Auffindung der Gebeine des Orion, Plutarch von derjenigen des Ankäos, worauf in den Fundberichten von Solinus, Strabo, Pausanias und Philostratus die Heroen an die Reihe kamen, für die eine Größe von zehn bis fünfzig Fuß herausgerechnet wurde, während einige, zum Beispiel ein zu Athen gefundener Riese, von dem der schon genannte Apollonius berichtete, auf 200 Ellen geschätzt wurde, und die angeblichen Reste von Ajax und Orest Kniescheiben von der Größe und Wölbung der damaligen Soldatenschilder aufwiesen. Boccaz erzählt uns in seinem Buche über die „Genealogie der Götter", daß man noch 1342 bei einem Hausbau am Berge Drepana auf Sicilien einen 200 Ellen langen Riesen gefunden habe. Solche Maße kamen heraus, indem man auf Grund eines Zahnes

oder Knochens, der fünfzig Mal so groß war, als ein menschlicher Zahn oder Knochen ähnlicher Art, ein aufrechtstehendes Ungethüm in menschlicher Gestalt ableitete.

So seltsam das heute erscheinen mag, ist es doch völlig verständlich, daß man diese Knochen regelmäßig als Riesenüberreste deutete, denn die religiösen Mythen aller Völker sind reich an Riesensagen, während der Gedanke, daß es in der Vorzeit auch riesenhafte Thierarten, viel größer als die heute in der betreffenden Gegend lebenden, gegeben haben könnte, zunächst gar nicht in den Ideenkreis der Menschen eintrat. Im Mittelalter betrachtete man die ansehnlicheren Knochenfunde einfach und allgemein als Ueberreste des in der Sintflut umgekommenen Gigantengeschlechts, und hing sie, wegen der daran zu knüpfenden erbaulichen Betrachtungen, in den Vorhallen der Kirchen und Klöster auf, woselbst sie zur Ausbildung des Legendenkreises vom heiligen Christophorus beitrugen und mit der Aufstellung dieses ungeschlachten Heiligen in den Kirchenhallen in Verbindung zu setzen sind. Indessen dauerten die Riesenfunde fort, und bald waren nur wenige Hauptkirchen ohne ihre Riesenrippe, und die Domkirche in Breslau erfreute sich sogar eines bei Liegnitz gefundenen Riesenschädels. Im Jahre 1577 fand man unweit des Klosters Reyden (Kanton Luzern) unter den Wurzeln einer vom Sturme umgeworfenen Eiche große Knochen, welche der Baseler Arzt Felix Plater 1584 untersuchte und für die Reste eines 19 Fuß langen Riesen erklärte, der dann auf den Klosterwänden in natürlicher Größe abgebildet wurde und als Gygas

helveticus in der späteren Riesenliteratur eine große Rolle spielte.

Aber ein noch viel größeres Aufsehen erregten die Knochen eines Mastodonten, die noch jetzt im Museum des Jardin des plantes aufbewahrt werden, und am 11. Januar 1613 in einer Sandgrube auf dem linken Rhoneufer unterhalb Lyon in der Nähe des Schlosses Chaumont gefunden worden waren. Es handelt sich dabei um eine an den Resten vorweltlicher Dickhäuter besonders reiche Fundstätte von diluvialen Sand- und Lehmlagern, die darnach schon seit alten Zeiten den Namen eines Riesenfeldes (Champ des géants) trug. Ein speculativer Chirurg Namens Mazurier hatte sich des Fundes bemächtigt und erzählte, das vollständige Gerippe, dessen Länge mehr als 25 Fuß, bei 10 Fuß Schulterbreite und 5 Fuß Schädelhöhe betragen habe, sei in einem, aus Ziegelsteinen erbauten, dreißig Fuß langem Grabe mit der Aufschrift Teutobochus rex gefunden worden, und es könne demnach kein Zweifel sein, daß es sich um den in dortiger Gegend von Marius besiegten Cimbernherzog Teutobochus handle! Der schlaue Mann reiste mit seinen Mastodontenknochen durch halb Europa, zeigte sie gegen Entgelt allen Fürsten und sonstigen „küriösen Leuten", und ließ sich von den medicinischen Facultäten bezeugen, daß es sich um wirkliche Menschenknochen und nicht um ein „Naturspiel" — eine dritte Möglichkeit kannte man damals noch nicht! — handle.

Inzwischen entbrannte im Schooße der Pariser Akademie zwischen den Medicinern und Chirurgen ein hitziger, fünf Jahre lang fortgesetzter Streit über den

riesenhaften Cimbernkönig. Der Professor der Medizin N. Habicot verfaßte 1613 unter dem Titel »Gigantosteologie« ein Handbuch der Anatomie der Riesen, worauf der Professor der Chirurgie Riolan im selben Jahre mit einer »Gigantomachie« antwortete, in welcher er den Versuch, alle solche Funde, die vielleicht von Elephanten herrührten, oder Naturspiele seien, auf Riesen zu deuten, bespöttelte. Er ließ es dabei nicht bewenden und veröffentlichte 1618 eine »Gigantologie«, auf welche dann wieder Habicot mit einer »Anti-Gigantologie« antwortete, die in demselben Jahre und, wie alle diese Bücher, in Paris erschien. Allmälig begann man einzusehen, daß es sich bei vielen dieser vermeintlichen Riesengerippe um eine, an den Stoßzähnen kenntliche Art von Elephanten handle, und der Pater Kircher erinnerte an die von Hannibal nach Europa gebrachten Kriegselephanten. Als man dann im April 1700 zu Cannstatt bei Stuttgart große Mengen fossiler Knochen fand, wollten diejenigen, die an die Riesengebeine nicht mehr glauben mochten, darin „Ueberbleibsel römischer Hecatomborum und alter Viehopfer" sehen, aber die Mehrzahl blieb auch jetzt noch dem Glauben an die vorsintflutlichen Riesen getreu. „Wie häufig die Riesen vor der Sintflut gewesen, sieht man zu Cannstatt Heidelberg, Speyer und Palermo", wo man soviel Knochen ausgegraben habe, „daß ganze Armeen davon könnten aufgerichtet werden," schreibt der Göttinger Professor Sigismund August Büttner.[28]) „Und," setzt er hinzu, „wenn man den herrlichen Zustand der ersten Erde bedenkt, die gute Konstitution der Menschen, den vortrefflichen und gesunden Saison, die nahrhaften Ge-

wächse, anbei auch die Langlebigkeit der ersten Menschen, darf man sich eben über ihre hohe und starke Statur so gar sehr nicht wundern. Zumal da noch itzo durch alle Theile der Welt, sonderlich an dem freto magellanico dergleichen Leute angetroffen werden."

Dieser Meinung schloß sich sogar noch Linné an, indem er in den Anmerkungen seiner Nordlandsreisen sagt: „Ich bin der Meinung, daß Adam und Eva Riesen waren, und daß die Menschen aus Armuth oder anderen Ursachen von Generation zu Generation abgenommen haben. Daher vielleicht die kleine Statur der Lappländer."

Man war einigermaßen enttäuscht, als der verdiente schweizerische Naturforscher Jakob Scheuchzer bald darauf auf ein zu Oeningen bei Stein am Rhein ausgegrabenes vollständiges Skelet als einen echten menschlichen Zeugen der Sintflut (Homo diluvii testis) von kaum drei Fuß Länge hinwies. Man tröstete sich natürlich mit dem Gedanken, daß es einem sehr jugendlichen Sünder, der schon noch hätte zum Riesen anwachsen können, angehört habe. In Scheuchzer's 1727 unter dem Titel: „Ein recht seltenes Denkmal jenes verfluchten Menschengeschlechts der ersten Welt" veröffentlichten Buche befindet sich unter der Abbildung des erst von Cuvier richtig (und zwar als das eines Riesen-Salamanders) gedeuteten Skelets der berühmt gewordene Vers:

Betrübtes Beingerüst von einem alten Sünder
Erweiche Sinn und Herz der neuen Bosheitskinder.

Vom paläontologischen Standpunkte könnte es für den ersten Augenblick scheinen, als ob die Ansicht, das

Menschengeschlecht müsse früher von stärkerem Wuchse gewesen sein, im Einklange mit anderen Funden stehe, sofern wir auch eine Reihe von fossilen Thieren kennen, die ganz erheblich größer waren, als ihre nächsten Verwandten in der Jetztwelt. Wir dürfen in dieser Beziehung nur an die Riesen-Reptile der Secundärzeit erinnern, unter denen die nächsten Verwandten unseres winzigen Chamäleon, die Dinosaurier, Längen von hundert Fuß und darüber erreichten, oder an die jüngst ausgestorbenen Riesenvögel, die man bis zur doppelten Größe unsres Straußes gefunden hat, oder an die Gürtel- und Faulthiere des Diluviums von Amerika, im Vergleich zu welchen ihre jetzt lebenden Verwandten zwergartig genannt werden müssen, an den Riesenhirsch des nordeuropäischen Pliocän und so viele andere Thiere. Warum könnte es sich nun mit dem Menschen nicht in gleicher Weise verhalten? Solche Erwägungen haben im Einklange mit den biblischen und anderen Berichten immer von Neuem die Hoffnung angefacht, schließlich doch noch irgendwo die Spuren der patriarchalischen Riesen anzutreffen.

In neuerer Zeit ist namentlich das von starken Sympathien für das Leben der Erzväter und Patriarchen beseelte Nordamerika immer von Neuem der Schauplatz von Riesenfunden gewesen, die sich aber bisher leider sämmtlich, gleich dem König Teutobochus, als mehr oder weniger geschickte Betrügereien erwiesen haben. Wir erinnern an den vielbesprochenen versteinerten Onandaga-Riesen von 10—11 Fuß Höhe, an das 9 Fuß lange Riesenskelet des Dr. P. Snell und das Collier'sche Skelet aus Quebeck, die sämmtlich

als Schwindeleien entlarvt wurden. Größeres Aufsehen erregten die 1882 in Nevada aufgefundenen Riesenfußstapfen, die schon insofern ein größeres Interesse beanspruchten, als bei ihnen von Täuschung keine Rede sein konnte, weshalb sie die amerikanische Theologie in gewaltige Erregung brachten. Das Thatsächliche besteht in Folgendem: Vor vier Jahren berichtete Karl Drayton Gibbs der kalifornischen Akademie der Wissenschaften, daß auf dem Gefängnißhofe von Carson-City (Nevada) auf unberührten Schieferschichten, die eben erst von darüberlagernden Sandsteinschichten, aus denen man Bausteine gebrochen, befreit worden waren, zahlreiche Spuren riesenhafter Menschenfüße, die sich über eine weite Strecke ausdehnen, gefunden seien. Die Spuren geben ziemlich genau die Umrisse menschlicher Füße wieder, deren Zehen nicht deutlich erkennbar sind, als wenn die betreffenden Füße mit Sandalen oder Schuhen aus weichen Thierhäuten bedeckt gewesen seien, oder als wenn der feuchte Schlamm, in welchem die Eindrücke gemacht wurden, dieselben nicht ganz scharf bewahrt habe. Die Spuren sind achtzehn bis zwanzig Zoll (45—53 Centimeter) lang und 8 Zoll breit, zeigen eine Schrittweite von 2—3 Fuß, und es lassen sich an einigen Stellen alternirende Spuren von 15—20 Eindrücken des rechten und linken Fußes unterscheiden, die in der Breite 18—19 Zoll von einander entfernt stehen. Es müßten in der That höchst ungeschlachte, breitspurige und auf ungeheurem Fuße lebende Riesen gewesen sein, die solche Spuren zurücklassen konnten. Sie erinnern an die angebliche Fußspur Adams auf dem Adamspik der Insel Ceylon, die aber noch viel größer, nämlich 5

Fuß lang ist. Die Fußspuren Abrahams, die man in einer kleinen Moschee bei Hebron zeigt, sind noch 0,37 Meter lang und gleich den auf derselben Platte sichtbaren Knieeindrücken hoch ansehnlich. Ebenso die Lothspuren bei Betlehem und Mecca, aber die amerikanischen Fußspuren sind offenbar von einem viel ehrwürdigeren Alter. Denn nicht allein, daß sich unter die gedachten menschlichen Fußspuren deutlich die Fährten mehrerer ausgestorbener Thiere, wie die des Mammuth mischen, man fand auch in dem Schiefergestein selbst die Reste mehrerer ausgestorbener Thiere, wie die des amerikanischen Elephanten (Elephas americanus) und zweier Pferde (Equus pacificus und E. occidentalis), nach denen einzelne Geologen diese Schichten zur obersten Tertiär-, andere aber zu den untersten Quaternärschichten rechnen.

Man kann sich denken, daß die amerikanischen Reverends über ihre biblisch-riesenhaften Erzväterspuren sehr in Entzücken geriethen, aber leider wurde ihre Freude bald gedämpft durch die Erklärung von Prof. Leconte, daß die Spuren für einen menschlichen Fuß viel zu stark gekrümmt seien, und eher von den im obersten Pliocän und untersten Quaternär gefundenen, aber jetzt ausgestorbenen Riesenfaulthieren der Gattungen Mylodon oder Morotherium herrühren möchten. Diese Bestien hätten die Gewohnheit gehabt, ihre Hinterfüße immer in die Spuren der Vorderfüße zu setzen, und dadurch sei der Schein einer Zweifüßler-Spur entstanden. Professor O. C. Marsh, einer der besten Kenner der fossilen Wirbelthiere Nordamerikas, hat diese Vermuthung zu einem an Gewißheit streifenden

Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben, indem er zeigte, daß ein wohlerhaltenes Fußskelet dieser ausgestorbenen Riesen-Faulthiere nach Größe und Form genau in jene Fährten hineinpaßt. Es war also wieder mal nichts mit den nordamerikanischen Riesen-Patriarchen, und zum Gipfel der Enttäuschung will neuerdings W. O. Ayros die Knochen eines echten Tertiärmenschen unter einem Lavastrom in Talaveros-County aufgefunden haben, die sich in der Größe durchaus nicht von denen eines jetzigen Mittelmenschen unterscheiden sollen. Einen nur schwachen Ersatz dafür bieten einige zwischen sieben und neun amerikanischen Fußen lange Skelete, die man in sitzender Stellung seitdem in einem Grabhügel zu Berty County (Nord-Carolina) gefunden haben will.

Zu solchen Nachrichten läßt sich zunächst bemerken, daß der Einzelnfund eines etwas über acht Fuß langen Skeletes uns in keiner Weise überraschen könnte. Denn auch in der jetzigen Epoche hat es niemals an Leuten von solchem stattlichen Höhenmaß gemangelt. In den Hauptstädten, wo die Raritäten zur Befriedigung der Schaulust einer müßigen Menge aus aller Herren Länder zusammenströmen, löst beinahe ein Riese den andern ab. Unter den im letzten Jahrzehnt nach Berlin gekommenen Riesen besaß der aus China stammende Yank-Yu-Sing genau vom Scheitel bis zur Sohle gemessen, eine Höhe von 278 Centimetern ($8\frac{1}{2}$ Fuß), während die sechs Ellen, welche die Bibel dem Goliath zuschreibt, von den heutigen Bibelgelehrten auf 298 Centimeter, also nur 20 Centimeter mehr, berechnet werden. Und obwohl die Größe jenes 1879 in

Berlin gesehenen Chinesen das Mittelmaß des Menschen, welches man mit 165 Centimeter beziffert, um volle 113 Centimeter überstieg, war er noch nicht mal der größte unserer lebenden Riesen, denn der vor einigen Monaten in Berlin gesehene zwanzigjährige Ober-Oesterreicher Franz Winkelmeier war noch einen halben Zoll höher und angeblich noch im stetigen Wachsthum begriffen!

Merkwürdiger wäre schon die Auffindung der Gebeine einer Riesenfamilie, die ja nicht undenkbar ist, obwohl der Riesenwuchs meist als Abnormität nur bei einzelnen Familiengliedern vorkommt, selten mit großer Stärke und Gesundheit gepaart ist und noch seltener vererbt wird. Es wird also in der Riesenfrage allem Anschein nach bei dem Ergebnisse der eingehenden Studien von Isidor Geoffroy St. Hilaire[29]) bleiben, der den Riesen und Zwergen, sowie andern Abweichungen von der Regel des menschlichen Körperbaues vor einer Reihe von Jahrzehnten ein eingehendes Studium gewidmet hat, und zu dem Schlusse kam, daß jedes stärkere Hinabsinken unter das Mittelmaß und jedes erhebliche Hinauswachsen über dasselbe etwas Krankhaftes an sich habe, und häufig geradezu als Mißbildung zu bezeichnen sei. Er zeigte, daß es sich dabei selten oder nie um erbliche Abweichungen gehandelt hat, daß sich in der Regel weder die Riesen noch die Zwerge fortpflanzen, und falls ja einmal Kinder auftreten, diese in der Regel zum gewöhnlichen Größenverhältniß zurückkehren. Wenn der Spruch richtig sei, daß ein gesunder Geist auf einen gesunden Körper zurückdeute, so würden die Zwerge den Riesen vorangehen. Die Künstler des Alterthums

bildeten den Herakles mit einem für seinen ungeheuren Körper viel zu kleinen Kopfe ab, und so ist Polyphem bei Homer, Ovid und Virgil ein leicht zu täuschender Dummkopf, Aesop dagegen der witzigste aller Menschen. Seit grauer Vorzeit schon waren die Zwerge ihres Witzes wegen beliebte Gesellschafter an den Thronen der Mächtigen, während man von den Riesen in den Volkssagen immer nur die Plumpheit ihrer Bewegungen und die Langsamkeit ihres Begriffsvermögens hervorzuheben weiß. Walter Scott hat diesen Gegensatz in dem ebenso riesenhaften wie unbeholfenen Pförtner des Schlosses von Kenilworth und in dem lustigen Zwerge Geoffroy Hudson vortrefflich ausgemalt, aber im Grunde hat ja bereits der hebräische Geschichtsschreiber in der Gegenüberstellung des gewaltigen Goliath und des kleinen David dasselbe gethan.

Daraus folgt für unsere Beurtheilung des oben erwähnten Riesen-Begräbnisses in Nord-Carolina, daß es sich, wenn dieser Fund sich bestätigt, aber vereinzelt bleibt, eher um eine Vereinigung verschiedener Riesengeburten in demselben Grabe, als um eine Riesenfamilie handeln dürfte. Die Naturvölker achten sehr auf derlei Abweichungen und erkennen besonders den Riesen einen gewissen Rang zu; Familien von Sechsfingrigen findet man nicht bloß in der Bibel erwähnt, sondern hat auch in mexikanischen Ruinen neuerdings Fälle von Polydaktylie abgebildet gefunden. Wohl zu unterscheiden von den krankhaften Einzelfällen sind die sogenannten Riesen- und Zwergvölker. Unsere Reisenden haben die Zwergvölker Afrikas, von denen die alten Historiker so viel Wunder erzählt hatten, aufgefunden,

aber ein wirkliches Riesenvolk ist bisher noch nirgends angetroffen worden. Die Patagonier, welche früher in dem Rufe standen, ein Riesenvolk darzustellen, zeigen allerdings unter den heute lebenden Völkern das höchste Mittelmaß (175 Centimeter), aber ein ziemlich erheblicher Procentsatz anderer Völker erreicht dieselbe Höhe. Andererseits ergaben die an ägyptischen Mumien angestellten Messungen durchaus keine über das Mittelmaß der jetzigen Bewohnerschaft des Nilthals hinausgehende Durchschnittsgröße und die prähistorischen Gräberfunde Europas zeigen, obwohl man diese Gräber, wegen der gewaltigen Steinblöcke, mit denen man sie manchmal bedeckt oder umstellt findet, als Riesenbetten oder Hünengräber bezeichnet, durchaus keine auffallend großen Skelete. Im Gegentheil ergaben gerade die ältesten, der Eiszeit am nächsten stehenden Funde eine auffallend kleine Rasse, die nach Wuchs und manchen anderen Beziehungen an die heute lebenden Eskimos erinnerte. Ferner haben uns die Untersuchungen Schliemann's gezeigt, daß auch die trojanischen Helden sich mit Waffen und Schmuck, wie sie einer heutigen Mittelrasse entsprechen würden, beholfen haben. Das Einzige, was man bei ihnen riesig nennen könnte, scheint ihr Durst gewesen zu sein, wenn man nämlich jene colossalen Töpfe, die sich im Berliner ethnologischen Museum befinden, als Weinbehälter ansieht. Auch die Bewältigung jener schweren Steinlasten, welche noch ältere Völker zu gigantischen Denkmalen aufthürmten, hat dadurch ihre Beweiskraft verloren, daß man einige Male neben denselben steinerne Walzen entdeckt hat, auf welchen die Steinmassen in ganz ähnlicher Weise

fortgeschafft worden sein mögen, wie es in neuerer Zeit mit dem ungeheuren erratischen Block geschehen ist, auf welchem das Denkmal Peter des Großen in Petersburg steht.

In ähnlicher Weise, wie einzelne Theologen an die Makrobioten unserer Tage, die ein Alter von 120 bis 150 Jahren erreichen, angeknüpft haben, (Siehe oben S. 65.) um zu beweisen, daß das menschliche Leben unter günstigen Umständen weit über die gewöhnliche Grenze hinausgehen könne, um sich der Altersgrenze der Patriarchen anzunähern, könnte man auch von den heute zuweilen acht Fuß Leibeshöhe und darüber erreichenden Riesen sagen, sie bewiesen die Dehnbarkeit des Größengesetzes und man könnte sie geradezu als Rückschlag auf die vermeintlichen Riesen der Vorzeit betrachten. Allein diese Schlußfolgerung wäre doch eine doppelschneidige, denn noch häufiger unter uns sind die Zwerge, und daraus würde man vielmehr schließen müssen, daß die Menschen früher eine geringere Körperhöhe besessen hatten. Auch fände eine solche Schlußfolgerung in gewissen allgemeinen Erfahrungssätzen der Paläontologie einige Unterstützung, denn diese Wissenschaft lehrt uns, daß die einzelnen Classen der Lebewesen in der That einem Gipfelpunkte ihrer körperlichen Entwickelung zustreben, von dem sie wieder herabsteigen, wenn die Periode ihrer günstigsten Daseinsbedingungen vorüber ist. In der Secundärzeit waren, wie wir bereits oben gesehen haben, die Reptile in ihrer riesigsten Entwickelung, aber die damals lebenden Säugethiere waren noch klein und ihre Herrschaft begann erst in der Tertiärzeit, in welcher wir z. B. das

Geschlecht der Pferde schrittweise von der Fuchsgröße bis zu seinem jetzigen Wachsthum fortschreiten sehen. Es ist möglich, daß das Auftreten des Menschen, wie einzelne Forscher aus rohbehauenen Steinen, Holzkohlen und Knochen-Einschnitten, die man in solchen Schichten gefunden hat, schließen, bis zur jüngern Tertiärzeit zurückverfolgbar ist, jedenfalls gehört aber seine Hauptentwickelung der gegenwärtigen Epoche, der Quaternärzeit, und es ist auch darnach nicht wahrscheinlich, daß der Jüngstgeborene der Schöpfung den Gipfelpunkt seiner körperlichen Entwickelung bereits überschritten haben sollte.

Die Schönheit der ersten Menschen.

Zwei adlige Gestalten, schlank erhoben,
Göttlich aufrecht, in angeborner Würde,
In nackter Hoheit schienen Herren Aller,
Und schienen's werth. In ihren Gottheitsmienen
Zeigt sich das Abbild ihres hohen Schöpfers.
. . . .
Sein freier Blick, die schöne hohe Stirn
Bezeugten Herrschermacht; in Ringeln fielen
Ihm vom getheilten Scheitel männlich rings
Schwärzliche Locken auf die breiten Schultern.
Sie trug als Schleier bis zur schlanken Hüfte
Die ungeschmückten gold'nen Haar' entfesselt;
Doch wogten sie in üppigem Gekräusel,
Wie Ranken an der Rebe . . . . .

Milton, Verlorenes Paradies 4. Gesang.

Cicero sagt in seinem Buche über die Natur der Götter: der Mensch habe der Gottheit die eigene Gestalt zugeschrieben, weil ihm unter allen Gestalten, die vor seinem Auge vorüberziehen, keine besser gefallen habe, als die eigene, und Xenophanes hatte lange vorher der Erkenntnis des Anthropomorphismus in den Göttervorstellungen einen noch viel stärkeren Ausdruck gegeben. Naturgemäß wurde diese richtige philosophische Erklärung der künstlerischen Neigung, die Götter in

Menschengestalt darzustellen, von den Priestern und Volkslehrern einfach auf den Kopf gestellt und die umgekehrte Folgerung zur Lehrmeinung erhoben: die Gottheit habe den Menschen nach ihrem Ebenbilde erschaffen. Daraus ergab sich dann folgerichtig weiter, daß das erste Menschenpaar im paradiesischen Urzustande die Züge des göttlichen Vorbildes am reinsten und vollkommensten wiederstrahlen mußte, bevor noch Kummer, Noth, Entbehrung und harte Arbeit das reine Bild getrübt und entstellt hatten. Demgemäß sind die Bibelausleger von den frühesten Zeiten an vorwiegend der Meinung gewesen, der neuerschaffene Adam habe an Ebenmaß der Glieder, Schönheit des Antlitzes, Anmuth der Bewegungen, Schärfe der Sinne u. s. w. alle seine Nachkommen weit übertroffen. Der h. Chrysostomus nannte ihn, wenn auch wohl vorzugsweise mit Bezug auf seine Reinheit und Unschuld, einen „von wunderbarer Glorie umstrahlten irdischen Engel". Schon Eva, lehrte Abälard, sei nicht von eben so göttlicher Schönheit gewesen, und nach dem Sündenfall habe in den Nachkommen Beider die ursprüngliche Schönheit immer mehr abgenommen. Selbst die Ophiten, obwohl sie den Sündenfall als ein im Allgemeinen für den Menschen vortheilhaftes Ereignis ansahen, schrieben Adam und Eva leichtere und hellere Körper zu, als sie die späteren Menschen besaßen.

Für die Forterhaltung der Ansichten von der hohen leiblichen Schönheit des ersten Menschenpaares trat in späteren Zeiten die bildende Kunst mit mächtigem Nachdruck ein. Die ältere christliche Kunst hatte sich vorzugsweise mit der Darstellung des leidenden Heilandes beschäftigt, den man nach alter Ueberlieferung mit

gramdurchfurchtem Antlitz und hagerm Leibe darstellte, um zugleich an die ascetische Lebensweise und die erduldeten Leiden zu erinnern. „Häßlich wie ein Christus von Cimabue" lautet eine italienische Redensart, um einen eckigen, aller Anmuth baren Menschen zu kennzeichnen, und die niederländische wie die deutsche Kunst wurden noch Jahrhunderte lang von dieser auf eine Bibelstelle gegründeten Tradition beherrscht, nachdem die italienische Kunst der Renaissance sich längst von der beengenden Fessel einer unschönen Prophezeiung befreit hatte. Da nun die Kunst der älteren Zeiten wesentlich im Dienste der Kirche stand, so ergriffen die Künstler mit Begierde die einzige Gelegenheit, ohne Widerspruch der Besteller, zwei menschliche Idealkörper in möglichster Unverhülltheit und Schönheit darstellen zu dürfen, und malten Paradiesesbilder, in denen sie ihr ganzes künstlerisches Können und Bekenntnis niederlegten, ja, diese Darstellungen wurden hergebrachtermaßen zum Vorwurf der sogenannten „Meisterstücke", auf denen die angehenden Kunstjünger ihre Kenntnis der Proportionen des menschlichen Körpers und ihre Beherrschung der Technik darzuthun suchten. Aber auch als anerkannte Meister kehrten namentlich die deutschen Maler mit Vorliebe immer wieder zur Paradiesesschilderung zurück, die ihnen Gelegenheit gab, den höchsten Gegenstand der Kunst, in idealer Vollkommenheit und allen irdischen Bedenken entrückt, in der herrlichsten Natur und von den mannigfaltigsten Thier- und Pflanzengestalten umgeben, darzustellen.

Wie viele der reizendsten Paradieses-Darstellungen besitzen wir nicht allein von Dürer und Lucas Cranach,

und sicherlich hatte Luther eines dieser Bilder in Gedanken, wenn er in seinen „Tischreden" oder Predigten mit hinreißender Beredtsamkeit die leiblichen und geistigen Vollkommenheiten des ersten Menschenpaares schilderte. „Das Gottesbild, wozu Adam geschaffen war," sagt er in seinem „Genesis-Commentar," „war von vorzüglichster und edelster Art, weil frei von jeglichem Aussatze der Sünde in Verstand und Wollen. Die innern wie die äußern Sinne waren höchst rein und vollkommen; (— in den „Tischreden" läßt er Adam viele Meilen weit sehen und das Leiseste hören —) das geistige Vermögen von reinster Art, das Gedächtnis das Beste, der Wille der Lauterste und dabei lebten sie in schönster Sicherheit, ohne alle Todesfurcht und Bekümmernis. Es kam dazu jene wundervolle, unübertreffliche Vorzüglichkeit des Leibes und aller Glieder, wodurch er allen übrigen lebenden Geschöpfen überlegen war. Denn wahrlich, ich halte dafür: vor der Sünde waren Adams Augen so scharf und klar, daß er den Luchs und Adler übertraf. Mit Löwen und Bären, diesen stärksten aller Thiere, ging er, stärker als sie, nicht anders um, als wir mit Hündlein u. s. w."

Wie reizend stechen diese lebens- und anmuthsvollen Schilderungen von den schweren, phantastischen Grübeleien der katholischen Genesisforscher seiner Zeit ab! Im Besonderen hatte sich der schon oben erwähnte päpstliche Bibliothekar und Titular-Bischof von Candia, Augustinus Steuchus aus Gubbio (Eugubinus † 1550) in seinem Cosmopoeia genannten Werke auf das mystische Capitel der Erschaffung und Leibesbeschaffenheit Adam's eingelassen. Wie konnte die Gottheit, welche

doch die Bibel selbst einen unsichtbaren Geist nennt, den körperlichen Adam nach ihrem Ebenbilde erschaffen? lautete das Problem des Eugubinus. Und er antwortet: indem sie selbst vorher die Gestalt des allerschönsten und vollkommensten Menschen, der überhaupt gedacht werden kann, annahm, und nach dieser lichten Gestalt, wie sie von irdischen Augen nachmals nur Moses auf dem Sinai und Petrus auf dem Berge Tabor erblickt haben, schuf er Adam als den Urtypus aller menschlichen Schönheit. „Wie groß und welcher Art glaubst du wohl," so fragt Eugubinus in seiner süßlichen Rhetorik den Leser, „daß die Anmuth jenes ersten Menschen gewesen sein können? Wie groß der Liebreiz in seinem Munde, welche Grazien darin gewohnt haben? . . . ." Der Haupttrumpf dieses religiösen Romans besteht darin, daß er den noch in seiner Bildung begriffenen ersten Menschen bereits das ambrosische Antlitz und die Schönheit der Hände und Arme seines Schöpfers bewundern läßt!

Solche Vorbilder fanden natürlich begeisterte Aufnahme und willige Nachahmung von Seiten salbungsvoller kirchlicher Scribenten und religiöser Schwärmer, welche sich darin gefielen, die Schönheiten und Vorzüge der ersten Menschen noch weiter auszumalen, aber es mag genügen, als Beispiel der gesammten Gattung das Porträt Adam's vor dem Sündenfalle, welches die Schwärmerin Antoinette Bourignon († 1618) in ihren Verzückungen erblickt und geschildert hat, hier in einigen wenigen Strichen anzudeuten. Je häßlicher sie selbst aussah, — sie war als halbe Mißgeburt zur Welt gekommen, — desto reizender stellte sie sich den Körper

dieses vollkommensten aller Menschen vor und sah ihn „viel reiner und durchsichtiger als Krystall", so daß sie durch die ätherische Hülle das gesammte Innere, wie es bei vielen Wasserthieren der Fall ist, durchschauen konnte und Ströme des Lichtes, die von Außen durch alle Schweißporen und Adern eindrangen, darin fluten sah. Diese Strömungen zeigten die allerlebhaftesten Farben, weiß wie Milch, roth wie Feuer, farblos wie Wasser. Seine Bewegungen hatten einen bewunderungswürdigen Wohlklang an sich; alles gehorchte ihm, nichts widerstand ihm und nichts konnte ihm schaden! Er war von einer viel größeren Leibesgestalt als die jetzigen Menschen; das Haar kurz, kraus und schwärzlich, die Oberlippe mit einem kleinen Schnurbart bedeckt, mit einem Worte der reine Adonis aus Aether.

Wir müssen hier mit Stillschweigen übergehen, welche Vollkommenheiten diese heilige Unschuld dem Adam sonst noch angedichtet hat. Sie folgte der von Platon und andern alten Philosophen und Rabbinen, namentlich von Maimonides, vertheidigten Meinung, daß der Mensch ursprünglich androgyn erschaffen sei, eine Ansicht, der auch der ebenerwähnte Eugubinus und andere ältere Schriftsteller zugestimmt hatten, wogegen Paracelsus meinte, er sei vor dem Sündenfalle gänzlich geschlechtslos gewesen. Während aber Platon, die älteren jüdischen Gelehrten, Eugubinus, Jacob Böhme u. A. das erste Menschenpaar sich als eine Art Doppelwesen, den siamesischen Zwillingen vergleichbar, vorstellte, welches blos in Mann und Weib getrennt zu werden brauchte — woraus bekanntlich der Philosoph die ewig unstillbare Sehnsucht der beiden Hälften nach Wiederver-

einigung herleitete, — stellte sich die Schwärmerin von Lille vielmehr beide Geschlechter zu einem einzigen untheilbaren Körper vereinigt vor, und bewies dabei eine Kenntniß anatomischer Verhältnisse, die man bei einem so gänzlich überirdischen Betrachtungen gewidmeten weiblichen Wesen kaum erwartet hätte. Es mag erwähnt werden, daß hochberühmte Naturforscher unserer Tage, von der Thatsache ausgehend, daß die menschliche Entwicklung stets durch einen androgynen-ähnlichen Zustand hindurchgeht, und daß jedes der beiden Geschlechter an seinem Körper Merkmale des andern behält, ähnlichen Mißdeutungen verfallen sind, wie die Bourignon.[21])

Ueber die wichtige Frage, auf welche Weise später die überirdische Schönheit des menschlichen Geschlechts abgenommen habe, sind verschiedenartige Ansichten ausgesprochen worden. Die Einen meinten, daß sie im Augenblicke des Sündenfalls plötzlich mit der Unschuld und Reinheit des Gemüths verschwunden sei und dieser Ansicht huldigten diejenigen Maler, welche die ersten Menschen bereits bei der Vertreibung aus dem Paradiese häßlich und verkommen darstellten, wie z. B. Lukas von Leyden auf dem Kupferstiche von 1510. Die Meisten aber meinten, die Schönheit habe sich ebenso allmählich, wie die angebliche Langlebigkeit, Gesundheit und Riesengröße der Patriarchen verloren, in dem Maße, wie die Nachkommen immer tiefer in die Sünde versanken, und durch harte Arbeit die Schönheit ihrer Gliedmaßen einbüßten. Mit Hinblick auf die verschiedenfarbigen Menschenrassen der anderen Welttheile, wußte man namentlich den Verlust der schönen weißen

und rothen Hautfarbe, in welcher das erste Menschenpaar geprangt haben soll, als Strafen für die Sünden besonderer Stämme hinzustellen. Denn die in neuerer Zeit von dem Ethnologen Prichard vertheidigte Ansicht, daß der erste Mensch auch wohl ein Neger gewesen sein könnte, kam den älteren Bibelerklärern niemals in den Sinn. So heißt es denn bereits im Talmud: Ham, der Stammvater der dunkelfarbigen Völker, sei ursprünglich von ebenso heller Hautfarbe gewesen, wie seine Brüder Sem und Japhet, aber durch den Fluch seines Vaters, gegen den er sich unehrerbietig benommen hatte, sei er mißgestaltet und schwarz geworden, und seine Hautfarbe werde auch in seinen Nachkommen nimmer zur ursprünglichen Helligkeit zurückkehren. „Ham wurde an seiner Hautfarbe gestraft", wiederholen die Talmudisten an vielen Stellen, und es ist merkwürdig, wie stark orthodoxe Juden und Christen in Bezug auf das Menschengeschlecht seit jeher darwinistischen Anschauungen zugethan waren, indem sie sich nicht scheueten, die verschiedenartigsten Menschenrassen von einem Paare abzuleiten, und alle Verschiedenheiten des Körperbaues, der Hautfarbe und Haarbildung auf die Einflüsse des Klimas und anderer Ursachen zu schieben.

Die 1655 von Isaac la Peyrère aufgestellte Präadamiten-Hypothese, nach welcher Adam nur als der Stammvater der Juden, oder höchstens der Menschenstämme, welche die alte Welt bewohnen, zu betrachten wäre, während die wilden Völker Amerikas und Australiens von anderen Adams abzuleiten wären, die vielleicht schon vor dem biblischen Adam existirt haben

könnten, wurde verdammt und la Peyrère zum Widerruf solcher ketzerischen Meinungen gezwungen.

Damit war also die Entartungs-Hypothese, welche bisher nur für solche allgemeinen Verhältnisse, wie Moralität und körperliche Gesundheit, Größe u. s. w. angewendet worden war, auf Bau und Beschaffenheit des Körpers ausgedehnt und nach Psalm 7, in welchem es heißt: „Sein Unglück wird auf sein Haupt kommen, und seine Frevel auf seinen Scheitel fallen", gefolgert, daß die Kuschiten, d. h. die dunkelfarbigen Rassen, durch ihre Sündhaftigkeit auch körperlich immer häßlicher geworden seien, so daß sie gleich den Cerkopen der griechischen Sage zuletzt nur noch als Zerrbilder der ursprünglich edeln menschlichen Gestalt gelten konnten. Diese Degenerations-Hypothese machte um so mehr Glück, als Buffon ähnliche Entartungen im Thierreich gefunden haben wollte, und von edleren Grundtypen der einzelnen Gattungen sprach, indem er z. B. den Esel als ein entartetes Pferd und die Katze für einen verkommenen Löwen ausgeben wollte. Selbst in neuerer Zeit haben fanatische Gegner der Evolutionstheorie, wie Mivart in England und Michelis in Deutschland, nach diesem Nothanker gegriffen, um sich eine Weltanschauung nach ihrem Geschmack damit zurecht zu machen. Wir werden später darauf zurückkommen.

Mit besonderem Geschick wurde diese Degenerations-Hypothese, nach welcher die Wilden unserer Tage von einem höheren Zustande herabgesunkene, verwilderte Abkömmlinge körperlich und geistig höher stehender Urmenschen seien, von dem Grafen Joseph de Maistre in seinen „St. Petersburger Soiréen" (1821)

verwerthet, indem er den Culturnationen die Abkömmlinge einzelner aus der Culturzone in Wüsteneien hinausgedrängter und in überseeische Länder verschlagener Personen entgegenstellte, und behauptete, daß solche verlassene oder fernhin verbannte „Auswürflinge der Cultur" schnell von der schon erreichten Culturstufe herabsänken und zu sogenannten Wilden würden. Es ist leicht verständlich, daß solche Fälle vorkommen müssen, und man kann dafür leicht Beispiele anführen. In Nordamerika z. B., woselbst die Europäer bei der Entdeckung nur ziemlich rohe Indianerstämme antrafen, verbergen die Erdschichten in der That Ueberbleibsel einer unleugbar höheren und dennoch verlorenen Gesittung; die Sprache der heutigen Australier läßt auf gebildetere Vorfahren schließen, und auf oceanischen Inseln, wo heut Cannibalen hausen, finden sich Spuren von Denkmälern und Bilderschriften, deren Urheber sicher geistig höher standen, als die heutigen Bewohner. Auf solche Beispiele wurde in neuerer Zeit, namentlich von einigen englischen Gegnern der Entwickelungs-Theorie, z. B. dem Herzog von Argyll (1869), Albert Mott (1873) und sogar von A. R. Wallace (1876) von Neuem hingewiesen, um damit die Hobbes-Locke'sche Schule mit ihrer Verwendung der heutigen Wilden als Porträts unserer eigenen Vorfahren zu bekämpfen.

Wenn diese Behauptungen verallgemeinert und auf eine sichere, wissenschaftliche Grundlage gestellt werden sollen, so müßte zunächst angenommen werden, daß bei dem Herabsinken von höheren Culturstufen auch die Körper- und Gliedmaßenbildung in Mitleidenschaft ge-

zogen werden könne, und auch diese Annahme ist nicht ohne Weiteres zu bestreiten. Wir sehen unter den Thieren, wenn sie sich verschiedenen Lebensweisen anpassen, ebensowohl Fortbildung als Rückbildung der Glieder eintreten, und wenn ein Menschenstamm so weit in der Cultur zurücksinken könnte, daß er den Gebrauch von Waffen und Werkzeugen einbüßte, den aufrechten Gang verlöre und das Gebiß wiederum als Hauptwaffe ausbildete, so würden sich diese Rückschritte nach einiger Zeit wohl auch körperlich ausprägen. Allein die hier und da wahrgenommenen Rückschritte geben sich nur in dem Verluste einer höheren Kunstfertigkeit und Sprechweise zu erkennen, und ein Verlust des Gebrauchs der einfachsten Waffen und Werkzeuge, wie sie sich überall darbieten, ist bei gesunden Menschen überhaupt nicht denkbar. Die ziemlich genau untersuchten prähistorischen Bewohner Europas zeigen überdem nach Körpergröße, Wuchs und Ebenmaß aller Theile, je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, keine Annäherung an das paradiesische Ideal der Schönheit, sondern weisen vielmehr in ihrem Körperbau eine Menge Merkmale auf, die wir zu den abstoßendsten Eigenthümlichkeiten der auch geistig tiefstehendsten Rassen unter den heute lebenden Wilden rechnen. Ja, es befinden sich darunter eine Menge Züge, die entschieden an den Skelet- und Schädelbau der Affen erinnern, und die je nach dem Standpunkte der betreffenden Forscher zur Darwin'schen Theorie als niedere Rassen-Merkmale oder geradezu als pithekoide Charaktere bezeichnet werden. Als besonders in die Augen tretende Bildungen, die unter Andern an den

berühmten Schädeln aus dem Engisthal und Neanderthal hervortreten, sei hier nur die auffallend niedrige Stirn und die starke Ausprägung der Augenbrauenbögen erwähnt, die diesen Menschen das Aussehen thierähnlicher Wildheit gegeben haben müssen. Man hat diese Schädel zwar für diejenigen von kranken Personen oder Idioten ausgeben wollen, aber derartige Bildungen kehren gerade bei Schädeln der ältesten Zeit so häufig wieder, daß man annehmen müßte, die „thierartig verbildeten Schädel" müßten eine größere Dauerbarkeit besitzen, als die gesunden, um die Häufigkeit ihres Vorkommens zu erklären. So fand man, um nur zweier Funde der neuesten Zeit zu erwähnen im Frühjahr 1884 im Diluviallehm von Podbaba bei Prag einen derartigen Schädel mit sogar noch kleinerem Gesichtswinkel in Gemeinschaft eines Mammuthzahnes und im Sommer 1886 in den untersten Schichten einer belgischen Höhle — unweit Spy, einige Meilen von Namur — zwei Schädel, die eben demselben in allen Eigenthümlichkeiten gleichen. Alle diese Funde geben genügende Beweise dafür, daß der Neanderthalschädel durchaus keine Ausnahme bildet, sondern den Typus der ältesten bekannten Menschenrasse wiedergibt, die Mitteleuropa bewohnt hat. Bei andern fossilen Schädelresten machte sich, namentlich durch Schiefstellung der Zähne, ein starkes Vortreten des Gebisses in der Profilansicht (Prognathismus), wie es für viele niedere Menschenrassen charakteristisch ist und durchaus nicht zur Gesichtsverschönerung beiträgt, bemerkbar. Auch an andern Skelettheilen treten erhebliche Unschönheiten zu Tage. Die größere Länge des Vorderarmes ist, wie White, Broca, Hamy und Schaaff-

hausen übereinstimmend ausgesprochen haben, ein gemeinsames Kennzeichen der Affen, Neger und Neanderthal-Menschen. Ebenso ist bei letzterem das Oberschenkelbein stärker gekrümmt und erinnert in dieser Beziehung wie durch manche sonstige Eigenthümlichkeiten an affenartige Bildungen.

Von besonderem Interesse in dieser Beziehung ist ein Kieferfragment, welches am 26. August 1880 von Professor Maschka in der sogenannten Schipka-Höhle bei Stramberg in Mähren in Gemeinschaft mit verkohlten Thierknochen und rohen Steinwerkzeugen gefunden wurde. Die Thierknochen gehörten meist völlig ausgestorbenen Thieren an, namentlich Mammuthen, Nashörnern, Höhlenbären, Hyänen und Löwen Das Kieferfragment charakterisirt sich nach dem Verhalten seiner noch nicht zum Durchbruch gekommenen Vorderzähne als das eines Kindes von 9—10 Jahren, da es aber an Größe und Massigkeit der Entwicklung dem Kiefer eines starken erwachsenen Mannes entspricht, so deuteten Dr. Wankel und andere Sachverständige es als den Kiefer eines „Riesenkindes“. Ein anderer, der pathologischen Wissenschaft angehöriger Sachverständiger, der seit jeher eine große Vorliebe bekundet hat, alle von den Zügen der heutigen Menschen abweichenden Bildungen prähistorischer Skelete für Mißbildungen oder krankhafte Deformationen zu erklären, wollte diese bequeme Ausflucht auch dem Schipkakiefer gegenüber anwenden, allein der Umstand, daß man bereits im Jahre 1866 ein in fast jeder Beziehung ähnliches Fragment eines menschlichen Kiefers zusammen mit den Resten des Mammuth und anderer ausgestorbener Thiere weit

von dem neueren Fundort entfernt, in der Höhle von La Naulette (Belgien) aufgefunden hat, raubt jenen pathologischen Erklärungen allen Hinterhalt. Beide Kieferreste zeichnen sich schon auf den ersten Blick dadurch aus, daß sie von ungemeiner, heute nicht mehr vorkommender Massigkeit und Dicke, außerdem stark prognath sind, und keine Spur der bei unsern Schädeln dem Kinn als Unterlage dienenden Ausbuchtung des Knochens aufweisen, so daß sie beide auf das Lebhafteste an Affenkiefer erinnern, denen durchweg die für die Schönheit des menschlichen Antlitzes so wesentliche Kinnausbuchtung fehlt. Noch außerdem fanden Professor Schaaffhausen und Dr. Baume an dem Schipkakiefer eine Menge von Eigenheiten, welche der Eine als deutlich pithekoid, der Andere als wenigstens zweifellos an die Form des Affenkiefers erinnernde Bildungen bezeichnete. So sind, um nur das eine zu erwähnen, die Wurzeln der Schneidezähne nicht nach vorn gekrümmt, wie beim heutigen Menschen, sondern nach rückwärts wie beim Affen.

Am merkwürdigsten unter allen diesen Abweichungen ist jedenfalls die colossale Größen- und Dicken-Entwicklung des kindlichen Schipkakiefers, aus welcher man anfangs geschlossen hatte, es mit den Ueberresten eines „Riesenkindes" zu thun zu haben. Allein Dr. Robert Baume in Berlin, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Gebißkunde, hat nach einer sehr sorgfältigen Prüfung aller dabei in Betracht kommenden Punkte unzweifelhaft nachgewiesen, daß dieser Schluß ebenso übereilt war, als der, welcher den Kiefer als krankhaft bezeichnete, daß jene beiden Kiefer der ältesten

Steinzeit keineswegs Menschen von Riesenwuchs angehört haben, sondern daß an diesen Menschen eben nur die Kiefer riesenhaft entwickelt waren, wie es bei den Affen in einem noch höheren Grade zutrifft. Selbst bei den menschenähnlichsten Affen finden wir riesige Kiefer mit verhältnismäßig kleinen Gehirnen verbunden, und auch am Schipkakiefer glaubt Baume nachweisen zu können, daß die dazu gehörige Schädelhöhle nur einen geringen Inhalt besessen haben könne. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem ebenso alten Kiefer von La Naulette, der noch etwas größer ist als der Schipkakiefer und einer Person von 18—20 Jahren angehört haben mag.

Mit demselben am gleichen Orte wurde auch ein menschliches Ellenbein gefunden, welches seiner Kleinheit wegen nicht zu der großen Kinnlade zu gehören schien, aber mit derselben wohl vereinbar ist, wenn man eben daran festhält, daß die Kiefer an den betreffenden Körpern stark vor den übrigen Theilen prädominirt haben und daß der nur in seinen Gebißtheilen hervorragende Kopf recht wohl auf einem kleinen Körper gesessen haben kann. Nach den Ausführungen von Maschka, Wankel, Schaaffhausen und Baume bleibt kein Zweifel daran, daß diese Kiefer Rassen angehört haben, die noch um mehrere Stufen tiefer standen, als die niedersten heut lebenden Menschenrassen, so daß sie in der jetzigen Welt nirgends mehr ihres Gleichen finden und Seitenstücke nur in andern prähistorischen Kiefern, z. B. in denen von Grevenbrück, die Schaaffhausen untersucht hat, nachgewiesen werden können. [32])

Das Bild, welches wir uns nach diesen Befunden von den „Menschen" der ältesten Steinzeit in Belgien und Mähren zu machen haben, bietet nicht die allergeringste Aehnlichkeit mit dem Idealbilde Adams, wie es die Theologen und theologisirenden Naturforscher entworfen haben. Auf mehr oder weniger krummen Beinen, die auf einen watschelnden Gang schließen lassen, saß ein gedrungener Oberkörper, mit wahrscheinlich ziemlich lang herabhängenden Armen, auf kurzem Halse ein etwas vorgeneigter, großer Kopf mit riesig entwickeltem Gebiß. Dem Antlitz fehlte das hervortretende Kinn vollständig, der Mund war sehr breit, die Nase vermuthlich platt und zum Dreieck ausgeweitet; unter einer niedrigen Stirn blickten die von mächtig hervortretenden Augenbrauenwülsten beschützten Augen in unheimlicher Wildheit hervor. Ueber die Farbe und Bekleidung der Haut dieser Wesen können wir natürlich nichts wissen, aber schon nach dem Angeführten wird sich die Frage aufdrängen: Ja, sollen denn das überhaupt bereits Menschen gewesen sein, müssen wir denn diese Geschöpfe, deren Körperbildung tief unter derjenigen des Negers gestanden hat, wirklich als Wesen unserer Art, als unsere Brüder anerkennen?

Dr. Baume zögert nicht, die Verschiedenheit so stark zu finden, daß man die Menschenart, der jene Ueberreste angehört haben, jedenfalls von den heute lebenden Menschen als eine besondere, gänzlich ausgestorbene Art trennen müßte. „Es liegt jedoch," setzt er hinzu, „im Interesse der Antidarwinianer, daraus nicht eine neue Art zu machen. Es müssen diesmal

8*

um jeden Preis Ueberreste von Menschen sein; sonst könnten sie ja freilich nur als Mittelformen gedeutet werden . . . Sie sind auf der ganzen Erde ausgestorben und haben höherstehenden, mit denen sie schon in der Steinzeit concurriren mußten, Platz gemacht." [33])

Diese Ergebnisse der eingehendsten und sorgsamsten Untersuchung lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Man hält den Darwinianern beständig das Fehlen von Uebergangsformen zwischen Thier und Mensch entgegen, allein solche Mittelglieder sind für jeden, der seine Augen aufmachen will, längst nachgewiesen; wir kennen fossile Anthropoiden, die menschenähnlicher waren, als alle heute lebenden, und fossile Menschen, die affenähnlicher waren, als alle heute lebenden, aber aus falscher Eitelkeit werden sie hinweggeleugnet oder todtgeschwiegen. Man hat sogar bestritten, daß man Bildungen, die sich nur bei niedern lebenden Menschenrassen, fossilen Rassen (und Affen) finden, als pithekoide Bildungen bezeichnen dürfe, da dadurch schon ein Präjudiz für eine noch nicht ausgetragene Frage geschaffen werde! Consequenterweise dürfte man dann noch weniger den ohne Bezug auf diese Frage den menschenähnlichen Affen beigelegten Namen der Anthropoiden gebrauchen, denn offenbar sind Gorilla und Chimpanse, denen diese Benennung doch in Bezug auf die jetzt lebenden Menschen beigelegt wurde, viel weniger menschenähnlich als die „Pithekoiden", wenn man diesen Namen den erwähnten Steinzeitmenschen beilegen wollte, affenähnlich waren. Aber Consequenz und Logik ist nicht immer ein Kennzeichen berühmter Gelehrter.

Die Anhänger der Entartungs-Hypothese könnten nun sagen, jene Steinzeitmenschen hätten ihr Gebiß wieder stärker arbeiten lassen müssen, als ihre vollkommneren, aus dem Paradiese stammenden Vorgänger, dadurch seien die Kiefer verdickt worden und hätten jenen Kinnvorsprung verloren, welcher nur eine Folge der Verdünnung des oberen Randes vom Unterkiefer sei. Die Degenerations-Hypothese könnte ebenso rationell durch die vergleichende Anatomie bewiesen werden, wie die Evolutions-Hypothese, vorausgesetzt, daß man die Weltgeschichte umkehren und die jüngsten Erdschichten für die ältesten erklären könnte. Solche Versuche sind in Wirklichkeit gemacht worden und St. Mivart hat in nicht mißzuverstehender Weise darauf hingedeutet, daß es viel leichter sein würde, die vier Linien der Anthropoiden vom Menschen herzuleiten, als diesen von ihnen, wobei immer untergeschoben wird, daß die Darwinianer an eine derartige Ableitung glauben müßten. Bei der Ableitung der Anthropoiden vom Menschen dürften Jene dann folgerichtiger Weise nicht stehen bleiben, ihre rückschrittliche Weltanschauung müßte sie zwingen, die niederen Säuger als Entartungsergebnisse von Affen anzuerkennen und so ad infinitum, bis der gesammte Theil der Thierwelt, welcher noch eine Spur von Wirbelsäule besitzt, und sogar auch solche Thiere, die keine mehr besitzen, als abschreckende Exempel, was aus einem armen Sünder Alles werden kann, nachgewiesen wären. Solche Versuche sind in einem gewissen philosophischen Sinne — denn wozu ließe die Philosophie sich nicht mißbrauchen? — wirklich gemacht worden, aber sie haben keinen Eindruck hinter-

lassen; den mit Vernunft und Selbstachtung begabten Menschen kann es für die Dauer unmöglich befriedigen, als die Verthierung eines götterähnlichen Ideals zu gelten, statt sich als Träger eines niemals gänzlich ruhenden Fortschrittes zu höherem Sein zu fühlen.

Das Emporkommen unsres Geschlechtes im Laufe der Zeiten, die allmälige Veredlung der Gestalt und die Durchgeistigung der Gesichtszüge auch an den prähistorischen Knochenresten zu erweisen, ist eine glückliche Errungenschaft unsrer Tage. Wir gewinnen dadurch die tröstliche Ueberzeugung, daß wir auch in Hinblick auf die Schönheit des Antlitzes und das Ebenmaß der Gestalt das erste Menschenpaar nicht zu beneiden brauchen.

Ist der Mensch von Natur ein Vegetarianer?

Jene verwichene Zeit, die golden wir pflegen zu nennen,
War mit Baumesertrag und den Boden entsprossenen Pflanzen
Reichlich beglückt und befleckte noch nicht mit Blute die Lippen.
Damals schlugen die Luft mit sichern Schwingen die Vögel,
Furchtlos irrt umher im freien Gefilde der Hase,
Nie auch hängte den Fisch leichtgläubiger Wahn an die Angel.
Ohn' auflauernden Trug und nichts argwöhnend von Tücke
War voll Frieden die Welt.......

(Ovid, Metamorphosen, XV. 96—104.)

Der Aufschwung, welchen in neuerer Zeit die vegetarianischen Bestrebungen im Bunde mit der antivivisectionistischen Bewegung genommen haben, hat auch die alte Frage, ob die Menschen ursprünglich ausschließlich von vegetabilischen Stoffen gelebt haben, von Neuem in den Vordergrund eines allgemeineren Interesses gebracht, namentlich nachdem ein bedeutender, vor einigen Jahren verstorbener Meister im Reiche der Töne, mit ausdrücklicher Bezugnahme auf Philosophie und Wissenschaft seinem Abscheu vor dem Tödten und Verzehren der Thiere Ausdruck gegeben und unter seinen auf die

Worte des Meisters schwörenden Jüngern lebendige Propaganda für die Fleischenthaltung und vegetarianische Lebensweise gemacht hat.

Wie alle auf das sociale und moralische Gebiet irgendwie bezugnehmenden Fragen ist auch die natürliche und ursprüngliche Ernährungsweise des Menschen früh zum Gegenstande eingehender retrospectiver Betrachtungen gemacht worden. Wenn man sich in die Schilderungen des Tafel-Luxus der alten Culturvölker vertieft, sich in Gedanken auf ein Stündchen bei einer jener „lukullischen Mahlzeiten", die uns die alten Schriftsteller in Poesie und Prosa geschildert haben, etwa dem Gastmahle des Trimalchio niederläßt, von den raffinirten und widerwärtigen Kunstgriffen Kenntnis nimmt, welche die Schwelger anwandten, um den letzten, ihnen treugebliebenen Sinnengenuß zu befriedigen, so kann es uns nicht verwundern, daß Philosophen, Moralisten und Poeten aller Zeiten immer von Neuem auf einen in ferner Vergangenheit gedachten Unschuldstand des Gaumens hingewiesen haben, in welchem jene zum Laster ausgebildete Genußsucht noch nicht existirt habe. Sie erzählten von einer goldenen Zeit, in welcher die Menschen sich ausschließlich von den Früchten des Feldes und Waldes genährt hätten, ohne den Mordstahl gegen unschuldige Thiere zu zücken und ihre Andacht verrichtet hätten, ohne die Altäre der Götter mit dem Blute der unschuldigen Thiere zu beflecken, sofern ihnen nur die Erstlinge des Feldes zum Opfer gebracht worden seien.

Man gefiel sich darin, die einfachen Gerichte der Vorzeit, bei denen die Ahnen sich gesund und kräftig

gefühlt hätten, aufzuzählen, vor allem die Lieblingsspeise des Pythagoras, die goldenen Knollen des Asphodelos, welche dem Menschen im goldenen Zeitalter des Saturn als Hauptnahrung gedient hätten, und die man im Elysium, welches bekanntlich als grüne Asphodeloswiese gedacht wurde, wieder zu finden hoffte. Man verwies auf die grobe Eichelkost, welche die Arkadier seit den Tagen des Pelasgus so kräftig gemacht habe, daß die Pythia die Lacedämonier warnte, dieses starke, eichelessende Volk anzugreifen.[34])

In Erinnerung jener einfachen, längst vergangenen Zeiten pflanzte man den Asphodelos auf die Gräber der Verstorbenen und opferte ihnen Linsen und Bohnen, die ebenfalls als von dem verwöhnten Gaumen der jüngeren Geschlechter verschmähte Gerichte der Vorzeit galten und höchstens noch von ärmeren Leuten gegessen wurden. Welcher Gegensatz zu den mit pikanten Saucen gewürzten Fleischschüsseln der entarteten Nachkommen, zu den gebratenen trächtigen Sauen, zu Tode gepeitschten Spanferkeln, zu den Ragouts aus Nachtigallenzungen und Pfauenhirnen und was der raffinirte Sinnenkitzel der Schwelger noch sonst ersann! Kein Wunder, daß Philosophen und Dichter die alte Zeit priesen und die Lehren des Pythagoras verkündeten, wie es Ovid mit so vielem Schwunge gethan.

Fragt man nun, wie die Menschen überhaupt dazu gekommen seien, diesen Frieden, der nach Dikäarch von Messina auch unter ihnen selbst geherrscht hatte, zu brechen und die Thiere sowohl zur eigenen Nahrung zu schlachten, als ihr Fleisch den Göttern zu opfern, so mußte die Phantasie, der Schöpfer jenes Traumge-

mäldes, aushelfen, und sie kam zu der überraschenden Ausrede: „Das Karnikel habe angefangen.“ Der erste Thiermord wäre nur ein Act der reinen Nothwehr gewesen, denn die Thiere hätten den Menschen zuerst angegriffen und ihn in der friedlichen Thätigkeit der Bodenbearbeitung gestört.

......Denn von des Wildes Erlegung
Wurde zuerst erwärmt und mit Blute besudelt das Eisen.
Und das hätte genügt, denn was uns steht nach dem Leben,
Dürfen wir, ohne die Pflicht zu verletzen, vom Boden vertilgen.
War nun zu tödten die Brut ganz recht, doch nicht sie zu essen.
Dann ging weiter der Gräu'l und zu fallen als frühestes Opfer,
Glaubt man, verdiente das Schwein, weil das mit gebogenem Rüssel
Saaten im Felde aufwühlt und vereitelt die heurige Hoffnung.
Weil er die Reben benagt, wird an dem Altare des Rächers
Bacchus geschlachtet der Bock. Schuld brachte den Beiden Verderben.

Diese den Göttern des Ackerbaues und der Weinpflanzungen gebrachten Opfer wären somit erklärt und entschuldigt, aber, so frägt der Dichter weiter, was konnte die Ursache gegeben haben, daß die Fleischkost verabscheuenden, milden Vegetarianer der Vorzeit auch die dem Ackerbau nützlichen Thiere dem Beile überantworteten?

....Welche Schuld trugt ihr, friedfertige Schafe?
Was that Böses der Stier, der falsch nicht kennet und Tücke,
So unschädlich und schlicht, und geschaffen zum Dulden der Arbeit?
Undank hegt im Gemüth, und der Gaben des Feldes ist unwerth,
Wer, da eben die Last des gebogenen Pflugs ihm benommen,
Seinen Besteller der Flur zu schlachten vermocht' und den Nacken,
Der von der Arbeit noch wund, so vielfach harte Gefilde
Hatte bereitet für ihn und Ernten beschafft, mit dem Beil schlug.

Ja, antwortet der vegetarianische Dichter, das ist eine lange Geschichte. Selbstverständlich opferten die Unterthanen des Saturn, wie sie selbst nur Oelsuppe und Vegetabilien genossen, auch den Göttern nichts Anderes. Aber da trat eines Tages ein Stier, der

eben von der Arbeit gekommen war, zum Altare und fraß den Göttern ihren Kuchen vor der Nase weg. Voller Zorn erschlug der opfernde Landmann den vorwitzigen Stier mit einer Axt, die gerade in der Nähe war, worauf die Priesterin den Ausspruch that, so solle es auch fürderhin gehalten werden, und alle sollten von dem Opferthiere mitessen, um die Schuld, die etwa in dem Todtschlage liegen könnte, von den Schultern des einen zu nehmen und sie gemeinsam zu tragen. Damit aber in jenen ersten Zeiten, in denen die Stiertödtung noch als Mord galt, der Schein des Rechts gewahrt wurde, zog man den „Stiertödter", der in der Folge stets aus der Nachkommenschaft jenes Landmanns gewählt wurde, vor Gericht. Dieser jedoch schob die Hauptschuld auf denjenigen, welcher ihm die Axt gereicht, dieser auf den Schleifer, der sie so scharf gemacht, der Schleifer auf die Wasserträgerinnen, die den Schleifstein begossen hätten, und da sich auf diese Weise alle Betheiligten heraus zu reden wußten, bis auf die Axt, so habe man diese verurtheilt und zur Strafe im Meere ersäuft. „Und so," setzt Porphyrius hinzu, „wird zu Athen am Feste der Diospolien das Stieropfer bis auf den heutigen Tag begangen."

Aber der Appetit kommt beim Essen. Das Opferfleisch hatte den Theilnehmern gut geschmeckt und so führte die Verehrung der Götter durch Darbringung lebender Opfer die vorher als reine Vegetarianer lebenden Menschen zum Fleischgenuß. Eine ganz ähnliche Sage über den Beginn des Fleischessens besaßen, wie uns derselbe Porphyrius berichtet, die Bewohner von Cypern. Ursprünglich hätten sie weder Fleisch ge-

gessen, noch solches den Göttern geopfert. Später aber sei es aufgekommen, bei schweren Unglücksfällen und zur Errettung der eigenen Seele erst einen Menschen und dann zu dessen Ersatz ein Thier („Seele um Seele") zu opfern und dasselbe auf dem Altare ganz zu verbrennen. Da sei nun einmal, zur Zeit als Pygmalion auf Cypern regierte, ein Stück Fleisch beim Opfern vom Altare auf die Erde gefallen; der Priester habe das schnell aufgehoben, sich die Finger daran verbrannt und dieselben unwillkürlich dabei zum Munde geführt, um den Brand zu kühlen. Auf diese Weise sei er ohne Vorsatz dazu gekommen, das gebratene Fleisch zu kosten und habe es so wohlschmeckend gefunden, daß ihn eine Leidenschaft für gebratenes Fleisch erfaßt habe, die bald seine Frau, und darauf das ganze Volk ergriff und nicht mehr auszurotten war, obwohl der König die frevelnden Priester mit dem Tode bestrafte.[35])

Ganz ähnlichen Sagen begegnet man bei den verschiedensten Stämmen. Von den Persern berichten Avesta und Bundehesch, daß der Fleischgenuß den ersten Menschen (Massya und Massyana) völlig fremd und verboten gewesen sei. Sie nährten sich von Baumfrüchten, bis sie von einem Jahrtausend zum andern immer schlechter wurden und zuerst die Milch eines schwarzhaarigen Widders versuchten. Durch diese animalische Kost wurden sie immer mehr in Sünde verstrickt und noch tausend Jahre später schlachteten sie den Widder und brieten ihn. Nach der einen Sage hätten ihnen himmlische Genien den Gebrauch des Feuers gezeigt und zum Dank dafür einen Opferantheil von dem gebratenen Fleische verlangt. Nach der späteren Sage

war es das böse Princip Ahriman, d. h. der Teufel in eigener Person, der zuerst den König Dahâk in Gestalt eines in seine Dienste getretenen Kochs zum Fleischgenusse verführte. Er bereitete ihm nacheinander Eier, Rebhühner, Fasanen, schließlich Lämmer, Hammel und Rinder und verlangte als Dank für diese neuen Genüsse nur, daß er den König zwischen den Schultern küssen dürfe. Dadurch aber weihete er den König zu seinem Vasallen, und an der Stelle des Kusses sproßten alsbald zwei Schlangen aus dem Rücken desselben hervor. Wir haben hier die vegetarianische Lesart des Sündenfalls, der darnach lediglich in der Verführung zum Fleischgenusse bestanden hätte. [36])

Die jüdische Ueberlieferung verhält sich in diesem Punkte weniger entschieden. Aus dem Umstande, daß in dem Schöpfungsbericht (Genesis I. 29.) unter den den Menschen zur Nahrung angewiesenen Dingen nur allerlei Kraut und Baumfrüchte genannt werden, haben einzelne Kirchenschriftsteller, namentlich römisch-katholische, nach der Einführung der Fasttage, schließen wollen, daß die ersten Menschen bis zur Sintflut von Pflanzenkost gelebt hätten, und daß erst nach der Sintflut das Gebot erfolgt sei: „Alles, was lebet und sich reget, das sei eure Speise, wie das grüne Kraut habe ich euch Alles gegeben.“ (Genesis IX. 3.) Aber Abels Opfer von den Erstlingen seiner Heerden und die Kleidung der ersten Menschen in Thierfelle gab den Protestanten und Reformirten Recht, jene Deutung zu bekämpfen, und es haben demnach wohl alle neueren jüdischen und christlichen Bibelausleger jene Annahme aufgegeben, wie denn auch die chaldäischen Berichte,

die so vielfach mit den jüdischen harmoniren (nach Berosos), die Sintflut als Strafe für eine schändliche Ausartung des Fleischgenusses eintreten lassen.

Die Priester von Völkern, welche den Göttern Thieropfer darbrachten, konnten in folgerichtiger Weise die rein vegetarianische Lebensweise nicht wohl als die dem Menschen naturgemäße und den Göttern wohlgefällige darstellen, denn wie konnten den Menschen Fleischspeisen als sündlich angerechnet werden, wenn sie sogar den Göttern angenehm waren? Darum wurden wiederholt die Priester als Mitschuldige an der Verführung des Volkes zum Fleischgenuß angeklagt, ja nach eranischer Mythe, gestanden sie sogar den himmlischen Genien einen Opferantheil an dem Fleische zu, weil diese ihnen den Gebrauch des Feuers, um das Fleisch zu braten, gezeigt hätten. Die Aufforderung zur Fleischentsagung ging daher in den classischen Zeiten der Griechen und Römer nicht von den Priestern und Religionslehrern aus, sondern lediglich von Philosophen und Dichtern. Pythagoras, in dessen Lehrsystem indische und ägyptische Traditionen nachwirkten, stand bei ihnen an der Spitze der Bewegung, Platon, Plutarch und von den späteren Philosophen besonders Porphyrius waren seine begeistertsten Apostel im Abendlande und von den Dichtern liehen besonders Hesiod und Ovid dem neuen morgenländischen Evangelium ihre Stimme. Allmählich erkannten einzelne Priesterkasten in Aegypten, Griechenland und Rom die indische Lehre der Verunreinigung durch Fleischkost an, und schließlich nahm auch die christliche Kirche das Dogma der philosophischen Religion auf.

Das Buch des **Porphyrius** über die **Enthaltsamkeit** enthält die beste Lobrede der vegetarianischen Lebensweise und kann noch heute als das Muster einer höchst besonnenen Vertheidigung einer zweifelhaften Sache gelten, obwohl es natürlich von scharfer Polemik nicht frei ist. So geschah es wohl nicht ohne Seitenblick auf die christlichen Mitbürger, denen die Bibel den Genuß so vieler Arten von Fleisch erlaubt, wenn es über diejenigen spottet, welche meinten, „nur damit der Mensch eine Mannigfaltigkeit von Vor-, Zwischen- und Nachgerichten für seine Tafel habe — also vornehmlich um den Gaumen durch Abwechselung zu kitzeln — habe der Schöpfer Muscheln aller Art, Schnecken und Fische, sowie die vielen Geflügelarten erschaffen, Alles aus keinem andern Grunde, als daß diese Mannigfaltigkeit sich gleichsam selbst zu süßen Genüssen darbiete und mit Lust und Labsal den Erdkreis überschütte!" Weiter wird über die „Bestimmung des Schweines" gespöttelt, welches nach dieser Lesart zu gar nichts anderem da zu sein scheine, als um geschlachtet und gegessen zu werden und es wird schließlich die Frage daran geknüpft, wozu, wenn alle Thiere ausschließlich zum Nutzen des Menschen geschaffen seien, dann wohl die Haifische, Fliegen, Mücken, Fledermäuse, Skorpione und Schlangen da sein möchten, ob nicht am Ende umgekehrt der Mensch um der reißenden Thiere willen erschaffen sei, etwa der Krokodile, Haifische und Drachen wegen, denn diese Thiere nützen ja dem Menschen nicht nur in keinerlei Weise, sondern vielmehr er dient ihnen, wenn er in ihre Gewalt geräth, zur wohlschmeckenden Speise.

Nichts kann gerechter sein, als diese Zurückweisung der orthodox kirchlichen Lehre, daß die Thiere keinen andern Zweck hätten, als dem Menschen zu dienen und ihm zur Nahrung zu gereichen. Der Mensch benutzt sie eben, weil sie eine nahrhafte Speise abgeben, und weil er Stärke und Gewandtheit genug besitzt, um sich ihrer in ausreichender Menge zu bemächtigen. Demgemäß ist Porphyrius weit entfernt, den Soldaten, Arbeitern und Sklaven, sowie Andern, die einer kräftigen Kost bedürfen, weil sie stark arbeiten müssen, eine derartige Ernährungsweise übelzunehmen. Ganz verschieden von unsern heutigen Fanatikern, welche den Fleischgenuß allen Menschen principiell versagen möchten, unter dem Vorwande, daß es wider die menschliche Natur sei, Fleisch zu essen, verlangt Porphyrius diese Enthaltung nur für die geistig Fortgeschrittenen, für die Philosophen, die sich einer höheren und reineren Lebensweise befleißigen wollen, und zwar ausdrücklich als einen Act freiwilliger Entsagung aus Gründen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Seiner Zeit weit vorauseilend, verkündet er, daß die Thiere mit dem Menschen nicht blos körperlich dieselben Säfte, Organe, Lebens- und Entstehungsweise haben, daß sie auch geistig in ihren Gefühlen, Begierden und Leidenschaften, ja in der Vernunft von dem Menschen nur gradweise verschieden seien, daß sie seine nächsten Verwandten und mit ihm gemeinsamen Ursprungs wären.

Dieses für seine Zeit unerhörte Verständnis für die Einheit der organischen Schöpfung hinderte Porphyrius natürlich nicht, die Pflanzen von der näheren Verwandtschaft des Menschen auszunehmen; da er

ihnen keine analoge Natur zuzugestehen brauchte, so konnte er ihren Genuß für des Weisen würdiger halten. Allein kurze Zeit vor ihm hatte bereits die christliche Secte der Manichäer eine moralische und sozusagen juristische Gleichberechtigung auch der Pflanzen mit den Thieren zugestanden, indem sie, den Ansichten älterer Philosophen folgend, den Pflanzen ebenfalls eine lebendige Seele beilegten. Sie sahen deshalb das Mähen einer Wiese oder eines Getreidefeldes für einen ebenso unverantwortlichen Massenmord an, wie das Hinschlachten einer Heerde von Schafen, und verboten ihren Bekennern, sobald sie zu einer höheren Erkenntnisstufe vorgedrungen waren, ein für alle Male Pflanzen umzubringen. Consequenter als die Hindus und die unter uns lebenden Vegetarianer, welche den Thiermord zum Zwecke der menschlichen Ernährung verabscheuen, den Pflanzenmord dagegen, obwohl er viel mehr Individuen dahinrafft, als ein frageloses Recht des Menschen betrachten, verdammten sie Beide. Nur der Nothwendigkeit gehorchend, und um sich nicht selber durch Hunger zu tödten, erlaubten sie der niederen Classe ihrer Anhänger dem mit dem Ackerbau verbundenen Massenmorde zu fröhnen, indem sie der Hoffnung Raum gaben, für ihre Theilnahme am Genusse der unschuldigen Opfer einst dadurch Vergebung zu finden, daß in ihrem Leibe Theile jener gemordeten Gewächse und ihrer Seelen zum Mitgenusse der ihnen allein vorbehaltenen ewigen Seligkeit gelangen würden. Es ist wohlfeil, mit dem heiligen Augustin über derartige Extravaganzen, die übrigens noch von späteren religiösen Secten, z. B. den Albigensern, wieder aufgenommen wurden, zu spötteln;

man wird dennoch nicht umhin können, die Anschauungen der Manichäer und ihrer Nachfolger viel besser begründet zu finden, als die der Vegetarianer, sobald sie das Fleischessen aus rein religiösen Bedenken für Sünde erklären.

Denn der Naturtrieb der Selbsterhaltung zwingt den Menschen, wie jedes andere lebende Wesen auf seine Ernährung bedacht zu sein, und da die Thiere nicht, wie die Mehrzahl der Pflanzen, von Sonnenschein und Luft leben können, so müssen sie nothgedrungen je nach ihrer Organisation Pflanzen oder Thiere tödten, um davon zu leben. Auch die Menschen können für diesen harten Spruch: „Stirb, damit ich lebe!" und den daraus folgenden ewigen Krieg nicht verantwortlich gemacht werden. Die alten Aegypter warfen alle Schuld für die etwa im thierischen Triebe begangenen Sünden, für die der Geist nichts könne, auf ihre Eingeweide; der Einbalsamirer nahm dieselben daher aus dem Körper des Todten heraus, that sie in eine Kiste, und sprach dann, nach dem Berichte des Euphantes, im Namen des Todten folgendes Gebet: „Helios, o Herr und alle Götter, die Ihr dem Menschen Leben gebt, nehmt mich auf und lasset mich wohnen bei den unsterblichen Göttern! Denn ich habe die Götter, deren Anbetung die Eltern mich gelehrt, immer fromm verehrt, so lange ich in ihrem Reiche lebte, und habe die, die meinen Leib erzeugten, immer in Ehren gehalten; von den anderen Menschen habe ich keinen getödtet, noch sie um anvertrautes Gut betrogen, noch sonst etwas Böses gethan. Sollte ich in meinem Leben irgend etwas gefehlt haben im unerlaubten Essen und Trinken, so

bin ich nicht schuldig, sondern dieses da!" wobei er die Kiste mit den Eingeweiden nahm und sie in den Strom ausschüttete, den übrigen Leichnam aber, der nunmehr für rein galt, einbalsamirte.

Aus alledem geht hervor, daß kaum ethische Gründe von genügendem Gewicht beigebracht werden können, um dem Menschen die Ernährung von thierischer Substanz zu verleiden. Wenn einzelne Religionen von ihren Bekennern eine dauernde oder zeitweise Enthaltung von einem wohlschmeckenden Gericht fordern, seien es nun Bohnen, deren Genuß die Pythagoräer für eben so schlimm als Mord und Todtschlag hielten, oder von Fischen, oder von Fleisch überhaupt, wie bei den gebotenen Fasttagen der Mohamedaner, Juden und Katholiken, so handelt es sich um ganz verschiedene Gründe, nämlich um ein freiwilliges, gewissen religiösen Anschauungen dargebrachtes Entsagungsopfer. Gewiß können wir Personen, die sich derartige Entbehrungen dauernd auflegen, weil sie glauben, daß es nicht recht sei, die Thiere zum Genusse zu tödten, da der Mensch erwiesenermaßen von rein vegetabilischer Kost leben kann, oder weil sie meinen, dadurch eine höhere Reinheit der Gedanken und eine Befreiung von hemmenden körperlichen Begierden zu erlangen, wie es zahlreiche religiöse Gemeinschaften thun, dafür unsere Achtung schenken. Andererseits wird man aber zugeben müssen, daß die aus dem zeitweisen Fastengebot bei dem gewöhnlichen Menschen entspringenden Uebertretungen, denselben wahrscheinlich sittlich mehr schädigen, als die freudige Aufgabe einige Wenige adelt und erhebt. Solche Acte sollten daher von vornherein in das Belie-

den jedes Einzelnen gestellt und ihre Unterlassung nicht als sittlicher Mangel oder gar als Sünde betrachtet werden.

Da nun aber die ethischen und religiösen Gründe, die man für die Enthaltung des Menschen von der Fleischnahrung geltend gemacht hat, nicht allgemein zureichend befunden worden sind, haben die Personen, welche für eine reine Pflanzennahrung schwärmen, den Stützpunkt ihrer Vorstellungen nach einer andern Richtung verlegt und behauptet, die rein vegetabilische Nahrung sei die für den Menschen allein passende und naturgemäße. Die betreffenden Vereinigungen haben sich in diesem Sinne, als ob die Richtigkeit ihrer Behauptungen bereits völlig erwiesen wäre, den Namen von „Vereinen für naturgemäße Lebensweise" beigelegt und in neuester Zeit sogar mit dem Darwinismus pactirt, um aus der Abstammung des Menschen von affenähnlichen Urahnen beweisen zu können, daß Früchte und Sämereien die einzig naturgemäße Nahrung für den Menschen darstellen, weil — die Affen hauptsächlich von denselben leben! In demselben Sinne hat man auch vermuthen wollen, daß die kleinen Kinder vielleicht nur darum nach Obst so begierig seien, weil in ihnen nach dem biogenetischen Grundgesetz die ursprünglichen Triebe der Menschennatur noch unverfälschter zum Ausdruck kämen, als im Erwachsenen, bei welchem sie durch Gewohnheit und schlechtes Beispiel schließlich ganz verdunkelt würden.

Wenn wir einen Augenblick bei der angedeuteten Schlußfolge verweilen, so geschieht es nicht, weil wir derselben eine zwingende Kraft beilegen, sondern viel-

mehr, um zu zeigen, daß dieselbe von unrichtigen Voraussetzungen ausgeht. Die Affen sind keineswegs so ausschließliche und strenge Vegetarianer, wie man wohl zu behaupten pflegt; sie fressen vielmehr allerhand Insecten, Raupen, Schnecken, Vogeleier und selbst kleine Eidechsen, so wie ähnliche bequeme Beutestücke mit Begierde, und auch die menschenähnlichen Affen verschmähen nach Owen, Soyaux und andern verläßlichen Beobachtern dergleichen Zuspeise keineswegs. Nur die Chimpansen pflegen sich gegen Fleisch in der Gefangenschaft anfangs gänzlich ablehnend zu verhalten, obwohl sie sich später gut daran gewöhnen. Seit einigen Jahren befindet sich indessen im Londoner zoologischen Garten ein weiblicher Anthropoide, der den Chimpansen ähnlich ist und sich doch als ein höchst gieriger Fleischfresser erweist. Der Superintendent des Gartens, A. D. Bartlett, hat kürzlich in den Schriften der Londoner zoologischen Gesellschaft eine Abhandlung veröffentlicht, in welcher er zu erweisen sucht, daß es sich um eine von den Chimpansen verschiedene Art handelt, die sich unter Anderen durch schwarzes Gesicht, schwarze Hände und Füße von dem echten Chimpanse unterscheidet, bei welchem alle diese Theile blaß fleischfarbig sind, und die er wegen ihres sehr viel spärlicheren Kopf- und Barthaares den Kahlkopf-Affen (Troglodytus calvus) zu nennen vorschlägt.

Dieser Menschenaffe, welcher eine bedeutend höhere Intelligenz entwickeln soll, als der Chimpanse, und beim Anblick farbiger Menschenbrüder lautes Geschrei erhebt, zeigte von Anfang an eine starke Vorliebe für thierische Nahrung. Er erwies sich als ein geschickter

Rattenfänger, indem er viele Ratten, die in seinen Käfig kamen, fing und tödtete. Bald nach seiner Ankunft begann er kleine Vögel zu tödten, indem er sie am Halse ergriff und ihnen den Kopf abbiß. Schließlich fraß er sie mit Stumpf und Stiel auf, ohne selbst die Federn zurückzulassen, die er vielmehr nebst andern unverdaulichen Theilen wieder in Form von Knäueln, die dem Gewölle der Raubvögel gleichen, emporwürgt. In dieser Weise tödtete und verzehrte er einige Monate hindurch jeden Abend sein Täubchen. Seitdem gab man ihm gekochtes Hammelfleisch und Rindfleischbrühe und diese Diät bekam ihm ausgezeichnet gut. Durch das gesammte Gebahren erscheint die Annahme ausgeschlossen, daß es sich hier um eine in der Gefangenschaft angenommene neue Diät handle und daß dieser Anthropoide nicht auch in der freien Natur ein eifriger Jäger sein sollte.

Für die Beurtheilung, ob ein thierisches Wesen auf pflanzliche oder thierische Nahrung angewiesen ist, werden im Allgemeinen der Bau des Gebisses und der Verdauungs-Organe als untrügliche Kennzeichen angesehen. Allein ganz so einfach, wie man sich dies früher dachte, ist die Entscheidung doch nicht. Das beweisen schon die einander diametral entgegenstehenden Schlüsse, welche berühmte Anatomen in dieser Richtung aus dem Bau des menschlichen Gebisses gezogen haben. Sowohl Cuvier, wie Charles Bell und der kürzlich verstorbene Milne-Edwards sprachen sich mit Entschiedenheit dahin aus, daß die Menschen und die Affen auf den Genuß von Früchten, Wurzeln und sonstigen genießbaren Pflanzenstoffen von Natur angewiesen seien.

Dagegen rechnet Richard Owen, der ausgezeichnetste Kenner der Gebißformen und Schöpfer der vergleichenden Odontologie, den Menschen mit Entschiedenheit zu den auf gemischte Nahrung angewiesenen Allesfressern (Omnivoren) und findet, daß er nach dem Bau seines Gebisses, wie seiner Verdauungsorgane, die Mitte hält zwischen reinen Fleischfressern (Carnivoren) und reinen Krautfressern (Herbivoren). Diese beiden Abtheilungen stehen sich in der Natur nicht so unvermittelt gegenüber, wie man nach den Declamationen der Vegetarianer vermuthen sollte; man kann nämlich, wenn man von den Nagethieren absieht, noch drei Haupttypen unterscheiden, die sich nach Gebiß- und Verdauungsorganen, wie folgt, charakterisiren lassen:

I. Fleischfresser (Carnivoren) mit spitzen Zähnen und kurzem Darm.

II. Fruchtfresser (Frugivoren) und Allesfresser (Omnivoren) mit Höckerzähnen und mittlerer Darmlänge.

III. Krautfresser (Herbivoren) mit Faltenzähnen und langem Darm.

Man sieht, daß hier bei den Pflanzenfressern ein Unterschied zwischen Kraut- und Fruchtfressern gemacht wird, der insofern wohlbegründet ist, als eigentliche Fruchtfresser sich den Fleischfressern viel mehr annähern, als die Krautfresser. Die Früchte, bei denen man nicht vorwiegend an die süße Hülle, sondern an die stickstoffreichen Kerne derselben (Nüsse, Mandeln, Eicheln, Buchecker) denken muß, besitzen einen weit über den der Krautnahrung hinausgehenden und dem der Fleischnahrung sich annähernden Nährwerth in Folge ihres

Reichthums an Eiweißstoffen. Entsprechend dem geringeren Nährstoffgehalt der Krautnahrung im Verhältniß zur Fleisch- oder Fruchtnahrung müssen viel größere Mengen der ersteren aufgenommen werden, und entsprechend ihrer schwereren Verdaulichkeit müssen die zu ihrer Verarbeitung dienenden Verdauungsorgane einen weit größeren Umfang erreichen, um die Nahrung vollkommen auszunützen, und demzufolge finden wir, daß das Darmgewicht beim reinen Krautfresser auf 12 bis 20 % des Körpergewichts steigt, während es beim reinen Fleischfresser nur 5—6 % erreicht. Ein ähnliches gegenseitiges Verhältniß ergibt sich, wenn man die Länge des Darmcanals vergleicht, die bei Krautfressern unvergleichlich größer ist, als bei Fleischfressern. Bei den Frucht- und Allesfressern finden wir ein zwischen diesen beiden Extremen in der Mitte stehendes Verhältnis, und bei dem Menschen, der zu dieser letzteren Abtheilung zu rechnen ist, beträgt das Darmgewicht 7—8 % des Körpergewichts, ein Verhältnis, welches dem bei den Fleischfressern gefundenen viel näher steht, als dem der reinen Krautfresser.

Diesen Zahlen darf man indessen eine allzugroße Wichtigkeit für die Entscheidung unserer Frage nicht beimessen, denn man hat sich durch den Versuch überzeugen können, daß das Wachsthum des Darmcanals sich unmittelbar den Bedingungen der Ernährung anpaßt. Bei Kräuterfressern, z. B. jungen Kälbern, wird es erheblich zurückgehalten, wenn man sie, wie dies häufig geschieht, um besonders wohlschmeckendes Fleisch zu erzielen, mit rein animalischer Kost (Milch und Eiern) ernährt, wobei sie ausgezeichnet gedeihen, und

umgekehrt läßt sich das Wachsthum des Darmcanals bei Fleischfressern, z. B. bei Hunden, stark über das mittlere Maß bringen, wenn man sie an vorwiegend vegetabilische Kost gewöhnt. Es ist aber viel schwerer, Fleischfresser an rein vegetabilische Kost zu gewöhnen, ohne ihre Körperkräfte und ihr Wohlbefinden ernstlich zu stören, als das umgekehrte Verfahren, und das ist sehr natürlich, da sie mit ihrem kurzen Darme die vegetabilische Nahrung nur sehr unvollständig ausnützen können. Daher kommt es auch, daß Menschen, die in der Jugend nur spärlich animalische Kost bekommen haben, bei vermehrter Fleischdiät, die man deshalb auch Reconvalescenten verordnet, ausgezeichnet gedeihen, während Personen, die gewöhnt waren, sich vorwiegend von Fleisch zu nähren, nur schwierig und nicht ohne Gefahr für ihre Gesundheit zu einer rein vegetarischen Diät übergehen können.

Uebrigens begreift sich nach dem Gesagten leicht, daß der Uebergang von Fruchtnahrung zur Fleischnahrung ein besonders leichter ist, und daher sehen wir, daß einerseits Fruchtfresser leicht zu Fleischnahrung übergehen, wie z. B. Eichhörnchen, die den Eiern und jungen Vögeln nachstellen, und andererseits Insectenfresser leicht zu Fruchtfressern werden, wie die fliegenden Hunde unter den Fledermäusen. Ueberhaupt ist die Biegsamkeit der Organisation in Bezug auf die Ernährungsweise außerordentlich groß, und wir finden nicht allein in jeder Abtheilung des Thierreichs abweichende Arten, d. h. solche, die sich einer für ihre Classe unnatürlichen Ernährungsweise angepaßt haben, sondern sehen derartige Wandlungen vor unseren Augen

vor sich gehen. Wir erinnern in ersterer Beziehung an die alles fressenden Schweine unter den sonst streng vegetarianischen Hufthieren und umgekehrt an die Pflanzenkost genießenden fliegenden Hunde unter den Flederthieren, an die einer gemischten Diät zuneigenden Bären und Caniden unter den Raubthieren, an die Gürtelthiere unter den Faulthieren, an die Mäuse und Ratten unter den Nagern. Von den in neuerer Zeit beobachteten Uebergängen in der Diät sei nur an die Kea-Nestor-Papageien auf Neuseeland, die lebende Schafe anhacken, und an den berühmten Amsel-Proceß erinnert.

Selbst so entschiedene Krautfresser wie die Rinder, können ohne Schwierigkeit an Fleischkost gewöhnt werden und nehmen dieselbe gern, sobald nur der erste Widerwille überwunden ist. Die rationelle Viehzucht ist längst dazu gekommen, den geringeren Nährwerth gewisser Futtersorten durch Zusatz von Fleischmehl zu verbessern und die Empirie der Küstenbewohner hat herausgefunden, daß sogar getrocknete, gesalzene und geräucherte Fische in Zeiten des Futtermangels ein vortreffliches Nahrungsmittel für Rindvieh abgeben können und auf Island alljährlich diese Verwendung finden. Nach alledem kann die Sage, daß der thrakische König Diomedes seine Pferde mit dem Fleische schiffbrüchiger Personen gefüttert habe, nicht geradezu als unsinnig bezeichnet werden, zumal da Diodor seiner Erzählung hinzufügt, er habe sie allmählich an den Genuß des Menschenfleisches gewöhnt.

Es versteht sich, daß die Anpassung an ausschließlich pflanzliche oder thierische Nahrung am leichtesten bei sogenannten Allesfressern (Omnivoren) mit mitt-

lerer Darmlänge und Höckerzähnen geschehen kann, denn bei ihnen können sich die Verdauungsapparate am leichtesten den verschiedenen Anforderungen anschmiegen, welche das Vorwiegen der einen oder andern Nahrung an sie stellt. Dies führt uns auf eine bisher unbeachtete, aber sehr bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit in der historischen Entwicklung der höhern Wirbelthierformen. Es scheint nämlich aus dem gegenwärtigen Zustande der paläontologischen Kenntnis hervorzugehen, daß in allen Abtheilungen Allesfresser, d. h. Thiere mit unentschiedener Lebensweise und einem keiner einseitigen Nahrungswahl angepaßten Gebiß und Körperbau, den einseitigen Kostgängern, d. h. den eigentlichen Raubthieren, Wiederkäuern, Nagern u. s. w. vorausgegangen sind. Wir haben mit andern Worten von letzteren, in Gebiß und Gliederbau ihrer besondern Ernährungsweise aufs Beste, aber auch Einseitigste angepaßten Formen einen durch alle Stufen hindurch ragenden Mittelstamm von Thieren zu unterscheiden, deren Gliedmaßen zu allen möglichen Verrichtungen (bis zu einem gewissen Grade) gleich gut ausgebildet sind, und die vor allem noch keine Gebiß- und Gerüsttheile aufgegeben haben, wie dies bei ihren einseitiger Lebensweise angepaßten Nachkommen in der einen und andern Richtung geschehen ist. Und hier tritt uns ferner die merkwürdige Thatsache entgegen, daß auch der Mensch diesen wenig oder gar nicht in Gliederbau und Gebiß einseitig ausgebildeten Mittelformen angehört. Während die andern Angehörigen der oberen Abtheilung des Thierreichs meist von den fünf Endgliedmaßen der Thiere aus der Primärzeit nur vier, drei,

zwei oder eine Zehe bewahrt haben, besitzt er noch alle fünf; seine Gliedmaßen, namentlich die vorderen, haben eine möglichst freie Beweglichkeit behalten, sein Gebiß und Verdauungs-Apparat haben sich nicht einseitig einer bestimmten, unveränderlichen Ernährungsweise angepaßt. Es gehört zu den merkwürdigsten Entdeckungen der letzten Jahre, daß ein kleiner eocäner Halbaffe, dessen Reste der amerikanische Paläontologe E. Cope aufgefunden hat, ein so menschenähnliches Gebiß besessen hat, wie kein lebender Affe, weshalb er auch Anaptomorphus Homunculus getauft wurde. Der Zustand des menschlichen Gebisses ist also ebenso, wie die Fünfzehigkeit seiner Extremitäten und anderes in seiner Organisation, ein ursprünglicher: die Entwickelung ist in diesen Richtungen auf frühen Stufen stehen und vor Einseitigkeit bewahrt geblieben.[38])

Am Schlusse dieser Betrachtung mag nunmehr die Frage aufgeworfen werden, wie sich diese Zurückhaltung von einseitiger Nahrungswahl seitens der Ahnen des Menschen zu der Laufbahn ihrer Nachkommen verhalten möge. Die Beantwortung ist nicht so einfach, aber soviel erscheint sicher, daß dem Menschen jedenfalls eben dadurch, daß seine Ahnen der Verlockung einer einseitigen Anpassung ihres Gliederbaues entgangen sind, eine Vielseitigkeit der Gebrauchsfähigkeit aller Theile bewahrt und eine Harmonie ihrer Ausbildung ermöglicht worden ist, die seine überragende Entwickelung verständlich machen. Wo die Hände sich zu bloßen Lauf- oder Scharrfüßen umgestaltet, die Arme und Finger ihre freie Beweglichkeit eingebüßt haben, oder letztere in ihrer Zahl vermindert worden sind, hatten sich

dem ferneren Fortschritt und einer allgemeineren Anpassungsfähigkeit von selbst Schranken gezogen. Und ebenso verhält es sich mit dem Gebiß. Unter den Affen haben sich, wie es scheint, viele zu reinen Fruchtfressern umgebildet, nur in dem näheren Verwandtenkreise des Menschen erhielt sich der Vorzug, beinahe jede zugängliche Nahrung ausnützen zu können. Dieser Vorzug steht aber allem Anscheine nach wieder in Zusammenhang mit der Fähigkeit des Menschen, sich in allen Zonen zu acclimatisiren, von der ganzen Erde Besitz zu nehmen und alle ihre Einflüsse auf sich wirken zu lassen. Einem bloßen Kraut- oder Fruchtfresser wären die höheren Breiten völlig verschlossen gewesen und sein Geist hätte aller jener Anregungen entbehrt, welche die Jagd nach Wildpret und der Fischfang dem Naturmenschen gaben. Das beschauliche Leben der Fruchtfresser in den Baumwipfeln würde schwerlich ausgereicht haben, den Geist dahin zu fördern, wohin ihn das Ringen um die Existenz in Breiten geführt zu haben scheint, in denen er nicht immer und ohne Anstrengung seinerseits einen gedeckten Tisch vorfand.

Sollte also Moritz Wagner Recht haben, daß es gerade die unwirthlichen höheren Breiten gewesen wären, die den Urmenschen durch die Anspannung seines Scharfsinns zum Menschen gemacht hätten, so würde die vegetarianische Lebensweise, die sich in der That nur in den wärmeren Ländern auf größere Volkskreise verbreitet und von dort ihre frühesten Apostel entsendet hat, schon dadurch an Ruhm einbüßen müssen. Die ersten sicheren Spuren des vorgeschichtlichen Menschen in Europa finden sich thatsächlich in Schichten einer

Epoche, während welcher die Natur in noch weiterer räumlicher und zeitlicher Ausdehnung als heute, alljährlich erstarb, die Oberfläche des Landes und der Gewässer mit einer dicken Schnee- oder Eisschicht bedeckt wurde. Der Mensch, der in jener Zeit in unsern Breiten gelebt hat, mußte unter allen Umständen zur Jagd und Fischerei seine Zuflucht nehmen; er mußte im Winter vorwiegend von Fleischkost leben, wie es der Eskimo das ganze Jahr hindurch zu thun gezwungen ist. Manche Naturforscher glauben aber schließen zu dürfen, daß dies ein ebenso unzuträgliches Extrem der Lebensweise sei, wie die rein vegetarianische, da eine gemischte Kost als die allein förderliche zu betrachten sei. Wir lassen dies dahingestellt und wollen uns nur an das sichere Ergebnis halten, welches das körperliche Wohlbefinden der Eskimos sowie der Hindus an die Hand gibt, daß nämlich weder die reine Fleischkost, noch die reine Pflanzenkost die allein naturgemäße sein kann, da die eine wie die andere vom Menschen ohne allen Schaden dauernd und nahezu völlig entbehrt werden kann.

Jägerleben und Kannibalismus des Urmenschen.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule
Denn der Weg ist lang.

Auch das Messer scharf geschliffen
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Schiller, Nadowessische Todtenklage.

Alle diejenigen Spuren des vorgeschichtlichen Menschen, die wir nach ihrer Lagerung im Boden und aus andern Gründen, als die ältesten ansehen müssen, bezeugen uns, daß er seine Laufbahn nicht als Hirte und Ackerbauer, sondern als Jäger und Fischer von umherstreifender Lebensweise begonnen hat. Wir bewundern in unsern Museen, die in den ältesten Zeiten höchst rohen Steinwaffen, mit denen er sich an gewaltige, heute ausgestorbene Thiere gewagt hat, wir finden im Boden alter Flußbetten die aus Renthierhorn oder Knochen geschnittenen Angelhaken und Harpunen, mit

denen er seine Mahlzeiten gefangen hat. Mehr als einmal ist man bei den Ausgrabungen auf Thierknochen gestoßen, in denen der Steinpfeil oder die Speerspitze noch haftete, die zu fest in das Thier geschleudert worden war, um sie wieder herauszubringen, oder die abgebrochen war, ohne daß das Thier bei dieser Gelegenheit zu Falle kam. Steenstrup fand in Dänemark Hirschschädel mit darin verheilten Feuersteinspitzen, Nilsson grub aus skandinavischen Mooren selbst einen Wirbel vom Ur, in welchem die Steinspitze eines Wurfgeschosses saß, Lartet und Christy fanden im Périgord einen Renthierwirbel mit eingedrungenem Steinpfeil und ebenso hat man in Amerika Mastodontenknochen mit eingelagertem Wurfgeschoß angetroffen.

Auch in Europa gab es ehemals Elephanten-Jäger und der österreichische Prähistoriker M. Much hat vor sechs Jahren mehrere tief im Löß vergrabene Fundplätze beschrieben, die so reichlich mit Kohlen, Asche, Steinwaffen und Thierknochen bedeckt waren, daß er sie, da sie auf offenem Felde lagen, wegen des Vorwiegens der Mammuthknochen geradezu als „Lagerplätze von Mammuthjägern" bezeichnet hat. Besonders interessant darunter ist ein solcher 1879 zu Stillfried an der March aufgedeckter „Lagerplatz", den Much in oder vor die Eiszeit verlegt, da er von einer 17 Meter hohen Lößschicht bedeckt war.[39]) Daß es nicht das Elfenbein war, welches die Jäger reizte, geht aus dem Umstande hervor, daß die Knochen jüngerer Thiere, weil deren Fleisch wohlschmeckender war, vorwiegen. Außer den Resten des Mammuths fanden sich an diesen Plätzen auch Knochen des wollhaarigen Nashorn, des Fluß-

pferdes und vieler noch heute lebender Thiere, z. B. des Edelhirsches. Die Felsenhöhlen, in denen die Menschen jener Zeiten ein Obdach suchten, und die Vorplätze derselben, auf denen sie ihre Mahlzeiten und Gelage hielten, zeigen ebenfalls Reste aller möglichen jagdbaren Thiere, während die Küchenmüll-Haufen der Küstenländer beider Hemisphären uns massenhafte Reste von Austern und andern Muscheln, Fischen und Landthieren vorführen. Auch die ersten Regungen des Kunstsinns, die man namentlich in französischen Höhlen aus der Mammuth- und Renthierzeit, in auf Elfenbein, Knochen oder Stein eingeritzten und geschnitzten Bildwerken gefunden hat, zeigen uns, daß der prähistorische Mensch zuerst Jäger und zwar mit ganzer Seele Jäger war, lange bevor er Viehzüchter und Ackerbauer wurde.

Jene Traditionen der verschiedenen Völker, welche den Ackerbau als ein späteres, die rauhen Sitten der Urzeit milderndes Geschenk der Götter oder eines erleuchteten Menschen gepriesen haben, entsprechen daher den Thatsachen viel besser, als die Phantasieschöpfung spätgeborener Dichter und Philosophen, welche den Jäger und Fleischliebhaber aus dem rein vegetarianisch lebenden Ackerbauer hervorgehen lassen möchten. Diese hübschen Träume stellen den natürlichen Verlauf der Dinge somit geradezu auf den Kopf, denn in Wirklichkeit müssen wir schließen, daß der Jäger, der sich den Hund zum Jagdgenossen gezähmt hatte, eben weil er das Fleisch der Thiere zu seiner Nahrung und ihre Felle zur Kleidung bedurfte, erst Viehzüchter (Hirte) und dann Ackerbauer wurde; die Funde, die ihn als Acker-

bauer charakterisiren und meist den Pfahlbauten entstammen, sind durchweg jüngeren Ursprungs.

Die Speisekarte des vorhistorischen Menschen, wie wir sie nach den Mahlzeit-Abfällen zusammenstellen können, war so reichhaltig, daß wir ihn keineswegs für einseitig in seinem Geschmack halten dürfen. Ohne Zweifel fehlten bei seinen Mahlzeiten vegetabilische Nahrungsmittel, wie Beeren, Nüsse, Wurzeln und rohe Gemüse durchaus nicht gänzlich — Beeren und Eicheln hat man sogar an einigen alten Wohnplätzen haufenweis gefunden – aber dennoch zeigen die gewaltigen Knochenanhäufungen unwidersprechlich, daß Fleisch die Lieblings- und Hauptspeise bildete, wie auch selbst den Todten in ihre Gräber eine tüchtige Fleischportion zur Wegzehrung in's Jenseits mitgegeben wurde. Heute gänzlich ausgestorbene Thiere, wollhaarige Elephanten, Nashörner, Flußpferde und Höhlenbären eröffnen den Reigen, dann kommen Renthiere und Steinböcke, die lange in Mitteleuropa häufig waren, an die Reihe, und nachdem auch sie verschwunden waren, bildeten Hirsch, Reh, Wildschwein, Pferd, Rinder und kleinere Jagdthiere die Hauptnahrung. Broca hat darauf hingewiesen, daß als älteste Jagdbeute meist Thiere dienten, die nicht fliehen, sondern den Angreifer erwarten und sich zur Wehre setzen; erst später wurden auch die scheueren Hufthiere, die mit großer Schnelligkeit zu entfliehen gewohnt sind, erlegt. So haben sich die Bewohner der Höhle von Hohlefels bei Ulm vorzugsweise von Bärenfleisch und Bärenmark ernährt, wie die daselbst in großer Menge gefundenen Bärenknochen beweisen. Wahrscheinlich reichten also die ursprüng-

lichen Jagdgeräthe und -Methoden nicht aus, die behenderen, flüchtigeren Thiere zu erlegen, während die größeren Dickhäuter wohl in zugedeckten Fallgruben gefangen und andere mit Giftpfeilen getödtet wurden, deren Gebrauch, wie wir im nächsten Capitel sehen werden, im alten Europa ebenso verbreitet war, wie in Amerika und Afrika. Die Seltenheit von Hasenknochen unter den Mahlzeitresten, durch welche Lartet und Fraas zu dem Glauben verleitet wurden, die prähistorischen Völker hätten den Hasen, ebenso wie einige spätere Culturvölker, für unrein gehalten und verschmäht, hat wahrscheinlich denselben Grund wie das sparsame Vorkommen von Vogelknochen an älteren Wohnstätten, nämlich den, daß es jenen Völkern eben nicht leicht ward, dieser behenderen Thiere habhaft zu werden. Im Uebrigen sind in neuerer Zeit an manchen Orten sehr zahlreiche Hasenreste (gegen 500 Individuen allein im Keßlerloch bei Thaingen, unweit Schaffhausen) gefunden worden.

Ueberhaupt ist es nicht wahrscheinlich, daß die prähistorischen Rassen in ihrer Nahrungsauswahl heikler und wählerischer gewesen sein sollten, als heutige Naturvölker, die alles irgendwie Genießbare verzehren. Wir können uns aber auch unmittelbar aus ihren Küchenabfällen überzeugen, daß ihnen alles Fleisch recht war, und daß sie nicht einmal dasjenige der Raubthiere verschmähten, vielmehr auch den Löwen, ja selbst Wiesel und Fuchs, deren Fleischduft uns so widerlich ist, verzehrten. Auch die kleinen Nager und Insectenfresser, die Mäuse, Ratten und Igel, die bei uns höchstens von Zigeunern als annehmbare Braten betrachtet

werden, aber allerdings den meisten Naturvölkern als willkommene Nahrung gelten, waren ihnen genehm; an einer Feuerstätte unweit Furfooz in Belgien zeigen die Reste, daß das Fleisch dreier mäuse- und rattenartiger Nager sogar den Hauptbestandtheil der dortigen Mahlzeiten gebildet haben muß. Es ist merkwürdig, wie lange bestimmte Geschmacksliebhabereien mitunter bei den Völkern sich erhalten haben. So z. B. bildete das ehemals in Mitteleuropa in großen Heerden umherschweifende wilde Pferd, nachdem man Mittel gefunden hatte, dasselbe einzufangen, und nachdem die Renthierheerden das wärmer gewordene Land verlassen hatten, lange Zeit die bevorzugte Speise des Europäers, und an manchen prähistorischen Fundstätten, namentlich in Frankreich, sind ganz ungeheure Knochenmengen desselben aufgehäuft worden. Aber auch als dieses Thier gezähmt und in den Dienst des Menschen genommen war, wollte man von dem Nationalgericht nicht lassen, so daß bis tief ins Mittelalter hinein von den Aposteln des Christenthums und den dazu bekehrten Fürsten immer von Neuem Verbote und Strafandrohungen erlassen werden mußten, um die als heidnische Gräuel gebrandmarkte Sitte des Pferdefleischgenusses auszurotten.

Es widerstrebt unserem Gefühl, ein Hausthier, das wir unseres näheren Umganges würdigen und welches uns Treue und Anhänglichkeit erweist, als Speise zu benutzen. In den prähistorischen Zeiten scheinen aber unsere Vorfahren in dieser Beziehung nicht ebenso feinfühlig gewesen zu sein, denn auch der Hund gehörte bis in die sogenannten neolithischen Zeiten

hinein zu einem beliebten Nahrungsmittel. Sowohl in den Höhlenwohnungen wie in den Kjökkenmöddings findet man nicht selten mit Steinmessern bearbeitete Knochen junger Hunde, deren Deutung gar nicht zweifelhaft ist. In der Jetztwelt hat man bemerkt, daß alle Naturvölker, welche Hundefleisch als einen leckeren Braten betrachten und diese Thiere zum Schlachten mästen, auch zum Kannibalismus neigen und schon Bernardin de Saint-Pierre hat in seinen »Etudes de la Nature» den Satz aufgestellt, Hundessen sei der erste Schritt zur Menschenfresserei. In der That dürfen wir kaum mehr daran zweifeln, daß die in unseren Volkssagen und Märchen fortlebenden Geschichten von Menschenfressern auch in Europa einen Hintergrund in alten Erinnerungen gehabt haben. So fanden sich in der Höhle von Chevaux in Belgien gespaltene menschliche Röhrenknochen, von denen man mit gutem Grunde annimmt, daß sie zum Zweck der Markaussaugung geöffnet worden sind, und in den Höhlen von Cesareda auf der iberischen Halbinsel grub man Tausende von zerbrochenen und abgeschabten Menschenknochen aus, die theils von Kindern, theils von Erwachsenen herrühren, so daß man das ehemalige Vorhandensein von Kannibalenstämmen daselbst nicht läugnen kann. In der Höhle von Peniche fand Prof. Delgado in Lissabon Reste von 140 Individuen, deren Knochen nicht allein vom Feuer geschwärzt waren, sondern auch fast durchgängig die Spuren von schneidenden Werkzeugen zeigten. Die Röhrenknochen waren sämmtlich zum Zwecke der Markgewinnung gespalten. Aehnliche Ueberreste hat man auf Sicilien gefunden, und die-

selben scheinen an mehreren Orten bis zur Bronzezeit zu reichen.

Auch in unserer nähern Nachbarschaft fehlt es nicht an derartigen Funden und den von Schaaffhausen zu Ultz in Westphalen ausgegrabenen Beweisstücken, gesellen sich die Ende 1883 von Wollemann in einer Höhle am Jd, unweit Holzen (Braunschweig) in Gemeinschaft von Bronzewaffen ausgegrabenen Menschenknochen, die anscheinend zweifellose Anzeichen tragen, daß sie die Ueberreste einer Kannibalen-Mahlzeit darstellen.[40]) So sehr unser Gefühl sich gegen einen solchen Schluß sträuben mag, wird uns doch von diesen Fundberichten, deren Zahl sich bedeutend vermehren ließe, der überzeugende Beweis geliefert, daß die älteren Bewohner Europas, ja unserer eigenen Heimat, in dieser Beziehung nicht besser gewesen sind, als die Wilden der andern Erdtheile. Uebrigens werden damit nur die Angaben bestätigt, welche Herodot, Strabo, der h. Hieronymus und andere Autoren über die kannibalischen Gelüste der Iberer, Irländer und Schotten, Massageten, Scythen und Paedaren hinterlassen haben.

Indessen braucht man nicht zu glauben, daß diese Menschenfresserei unserer europäischen Ahnen lediglich Sache der Feinschmeckerei gewesen sei, wie dies seitens mehrerer heute lebender Kannibalen-Horden allerdings angenommen werden muß. Nach dem Berichte eines Augenzeugen der betreffenden Scene erzählt Lord Monboddo in seinem Buche über den Ursprung der Sprache folgendes Beispiel von der Feinschmeckerei indianischer Kannibalen: Als der französische General Montcalme im nordamerikanischen Freiheitskriege einem wilden In-

dianerstamme, welcher achtundzwanzig Engländer eingefangen hatte, zur Lösung derselben die doppelte Anzahl Ochsen anbot, antworteten sie, sie wären nicht solche Narren, Ochsenfleisch dem Engländerfleisch vorzuziehen! Auch sollen die Gourmands unter den Kannibalen zwischen den einzelnen Theilen des menschlichen Körpers einen ähnlichen Unterschied machen, wie wir etwa zwischen Filet, Keule und Rippenstück und in manchen afrikanischen Ländern erheben die Häuptlinge Anspruch auf ein besonders geschätztes Stück, welches wir bei den Thieren wegwerfen. Der bekannte Naturforscher Berthold Seemann, der 1860 im Auftrage der Königin Victoria die Fidji-Inseln besuchte, erstattete einen Bericht an das englische Parlament, aus welchem hervorgeht, mit welchem Raffinement diese Bewohner eines der glücklichsten und fruchtreichsten Länder der Welt dem Genusse des Menschenfleisches fröhnen. Sie benutzen die Blätter und Früchte verschiedener Baum- und Strauchgewächse, wie vom Malavari (Trophis anthropophagorum), vom Tudano (Usulanthus pedicellatus) und von der Boradina (Solanum anthropophagorum) ausschließlich, um das Fleisch der erschlagenen Feinde darin einzulegen, und ihm ein besonderes Gewürz zu geben. Jedes „Freudenhaus" (so nennen sie die Gebäude, in denen das Fleisch der erschlagenen Feinde aufbewahrt wird) ist mehrere Fuß breit mit Anpflanzungen der letzgenannten Solanee, einem durchdringend aromatisch riechenden, drei Fuß hohen Strauch mit goldapfelähnlichen Früchten umgeben. Nach der Ansicht der Fidji-Insulaner ist das letztere gewürzhafte Kraut unbedingt zur guten Verdauung des Menschen-

fleisches erforderlich und Seemann schilderte es als ein sehr angenehmes Gewürz, dessen Anbau er auch für Europa empfahl.

Zur Entschuldigung dieser armen Wilden der Vorwelt und Jetztzeit darf angeführt werden, daß sie oft durch Aberglauben und religiöse Vorstellungen zum Kannibalismus verführt zu sein scheinen, und daß der Geschmack an dieser Speise ihnen oft erst mit dem Essen gekommen sein mag, denn sie verbanden damit die Vorstellung, daß sie dadurch die Kräfte ihrer überwundenen Feinde auf sich übertrügen und sie erst durch das Verzehren auch für das Jenseits unschädlich machen könnten, nachdem sie dieselben durch das Erschlagen nur aus dieser Welt fortgeschafft hätten. Daß bei den vorhistorischen Kannibalen Europas ähnliche Ansichten vorgeherrscht haben, wird durch das Aufschlagen der Markknochen des Menschen wahrscheinlich gemacht, denn es ist eine uralte Volksvorstellung, daß vornehmlich im Knochenmarke die Kräfte eines Wesens verkörpert wohnen. Die Redensart: „er hat Mark in den Knochen," hat sich ja bis heute erhalten. Eine alte griechische Sage, die von vielen classischen Schriftstellern wiederholt wird, berichtet bereits, daß Achilles nur dadurch so riesenstark und unüberwindlich geworden sei, weil ihn seine Erzieher ausschließlich mit dem Knochenmarke wilder Thiere ernährt hätten, wie auch sein Name vom a privativum und χιλός, die Pflanzennahrung, welche ihm vorenthalten wurde, herzuleiten sei. Der Scholiast zum Homer sagt, es wäre hauptsächlich das Stärke gebende Bärenmark gewesen, Statius und andere fügen das Muth verleihende Löwenmark hinzu und

noch andere, wie Philostratus, erwähnen noch das Schnelligkeit bringende Mark der jungen Rehe und Hirsche, wie denn die Schnellfüßigkeit des Peliden von Homer besonders oft gerühmt wird und bei den Alten als eine nothwendige Eigenschaft der Helden galt. Wir haben in diesen Sagen einen guten Theil der ursprünglichen Anschauungen vom Stoffwechsel bei Naturvölkern, wobei nicht geläugnet werden soll, daß nicht auch ein physiologisches Bedürfnis dieselben zur sorgfältigen Ausnützung des Knocheninhalts getrieben haben mag.

Denn fast alle Völker, die durch Gewohnheit oder Mangel an vegetabilischen Stoffen zu einer überwiegenden Fleischdiät übergegangen sind, zeigen sich sehr begierig nach dem Genuß von thierischem Fett, welches als Ersatz der stickstofffreien vegetabilischen Nährstoffe dient. Da nun die Jagdthiere selten sehr fettes Fleisch darbieten, so entsteht daraus bei solchen Völkern eine wahre Gier nach dem fettreichen Mark und Gehirn der Thiere, die uns erklärt, weshalb in den Küchenablagerungen der Vorzeit jedes markhaltige Knöchelchen sorgsam aufgeschlagen und ausgesaugt erscheint. Die Eskimos schlürfen den Fischthran förmlich wie ein Getränk, und Nordenskiöld erzählt, daß die Gierigkeit der Eskimofrauen nach Mark und Hirn so groß sei, daß sie den frisch gefangenen Rothgänsen sofort den Schädel einschlugen, um mit blutigem Munde das frische Hirn herauszusaugen.

Ueberhaupt dürfen wir nicht glauben, daß der Abscheu vor unzubereiteter, roher Nahrung, welcher den Culturmenschen auszeichnet, in ähnlichem Grade bei prähistorischen Völkern vorhanden gewesen sei. Wir

sehen, daß an den eigentlichen Rast- und Wohnstätten das Fleisch häufig geröstet oder gebraten worden ist, aber unterwegs auf den Jagdzügen wurde sicher vieles Fleisch roh verzehrt, wie denn auch heute lebende Jägervölker viel weniger Widerwillen gegen halbgares oder rohes Fleisch (und Blut) hegen, als Ackerbau treibende. Fast die einzige feste, thierische Nahrung, die der Culturmensch noch heute völlig roh und unzubereitet genießt, ist die Auster, und da die Schalen derselben in großen Mengen in den Kjökkenmöddings vorkommen, so kann man den Gedanken kaum abweisen, daß die Tradition des Rohessens der Auster sich von jenen fernen Tagen, in denen diese Abfälle aufgehäuft wurden, ohne Unterbrechung vom Vater auf den Sohn bis heute fortgepflanzt hat, weil eben der Geschmack eine Zubereitung dieser Speise nicht verlangte, und üble Zufälle nach dem Genusse, wie bei anderem rohen Fleisch, nicht beobachtet wurden. Es ist nicht unintereſſant, einige solcher noch heute in Ansehen stehenden Gaumen-Raffinements bis in graue Zeiten zurück zu verfolgen und darin eine gewisse Beharrlichkeit, ja vielleicht atavistische Neigungen des Gaumens zu entlarven. So zeigt z. B. der moderne Jagdfreund gewisse Liebhabereien, die uns wie ein directes Erbtheil aus den Tagen des prähistorischen Jägers anmuthen. Es sei hierbei an die seltsame Vorliebe der Jäger für halbverdorbenes, angegangnes Wildpret erinnert. Von dem Ertrage der Jagd lebende Menschen werden häufig einen Ueberfluß an Beute haben, den sie für Tage des Mangels aufheben müssen, oder doch nicht umkommen lassen möchten, weshalb sie bald den Ekel gegen den Genuß eines

zwar etwas verdorbenen, aber schwer erbeuteten Braten überwinden und schließlich gar eine gewisse Würze (Haut-goût) darin finden.

Viele Beobachter, welche heute lebende Jägervölker in ihren Sitten und Gewohnheiten studirt haben, wissen darüber merkwürdige Dinge zu berichten. J. R. Dodge, der vor einer Reihe von Jahren als Wundarzt eine Expedition gegen die Apachen mitmachte und auch viel mit nordamerikanischen Indianern verkehrt hat, entwirft ein wahrhaft ekelerregendes Bild von dem, was diese Leute als wohlschmeckende Kost betrachten. Gleich den Eskimos, deren Namen Charlevoix mit „Rohfleischesser" übersetzt, verzehren die an der Grenze von Alaska lebenden Indianer das Fleisch und den Speck von Walfischen und Walrossen roh und es kommt ihnen dabei in keiner Weise darauf an, ob dasselbe frisch oder stinkend ist. Ebenso betrachten die Australier einen gestrandeten Walfisch, gleichviel ob er auch schon wochenlang von den Wellen umhergetrieben wurde, als eine besondere, ihnen vom Himmel gesandte Lieblingsspeise, denn um einen lebenden Walfisch zu erlegen, besitzen sie nicht die erforderliche Intelligenz. Findet aber Jemand eine solche gestrandete Gottesgabe, so werden alsbald Freudenfeuer angezündet, um die frohe Botschaft weiter zu verbreiten. Kommen dann andere Eingeborene hinzu, erzählt Capitän Grey, „so sieht man sie innen und außen an dem todten stinkenden Cadaver herumklettern, um sich Leckerbissen auszuwählen, ja sich buchstäblich durch den Walfisch hindurch zu essen." Besonders kehrte es ihm das Herz im Leibe um, als er auch ein junges anmuthiges Mädchen wie eine

Made aus dem Aase hervorkriechen sah. Sie verweilen Tage lang bei demselben, vom Kopf zum Fuß von dem stinkenden Thran triefend und mit Fleisch und Fett, dessen Uebermaß sie beständig von sich geben, vollgepfropft, wobei sie häufig an einem Hautausschlag leiden, den sie sich durch ihre Unmäßigkeit zugezogen haben.

Wenn es bei diesen Leuten zu verstehen ist, daß sie durch die Noth des Daseins gezwungen, den Ekel vor derartiger verdorbener Speise überwinden und zuletzt einen gewissen Wohlgeschmack darin finden, so hat man es stets für eine Verirrung des Geschmacksinns angesehen, wenn Leute, die frisches Fleisch haben können, das verdorbene vorziehen und jenes absichtlich so lange hängen lassen, bis es einen gewissen Fäulnisgeschmack erreicht hat. Ja, man hat es als eine abscheuliche Lüsternheit des Gaumens dargestellt, daß die Chinesen faule bebrütete Eier und Seethiere den frischen vorziehen, und daß die Römer die aus faulen Fischen bereitete und vom Martial vielfach besungene „edle" und „köstliche" Garumsauce als den Triumph der Kochkunst, trotz ihres höchst üblen Geruches priesen. Es dürfte aber ein Irrthum sein, darin ein bloßes Bedürfnis des überfeinerten Luxus sehen zu wollen. Schon der Umstand, daß die Römer das Garum hauptsächlich benutzten, um die Auster, eine Speise der Naturvölker, schmackhaft zu machen, sollte uns stutzig machen, und dazu kommt, daß sie das Garum in seiner höchsten Vortrefflichkeit nicht selbst zu bereiten wußten, sondern sich von den unter ihre Oberherrschaft gebrachten, auf niederer Culturstufe stehenden Küstenvölkern, den Ibe-

rern, Galliern u. A. als Tribut liefern ließen, weshalb Martial es einmal das „Garum der Bundesgenossen“ nennt. Diese Naturvölker, nicht die römischen Schwelger, waren also die Erfinder der pikanten Sauce und so wissen wir denn auch, daß es sich mit dem Kaviar ähnlich verhält, und daß den Alaska-Indianern gefaulter Häringslaich als ausgezeichneter Leckerbissen gilt, während die Oregon-Indianer die eingesammelten Beerenfrüchte mit Lachseiern versetzen, um sie für ihren Gaumen angenehmer zu machen.

Zum Beweise, daß es sich bei solchen Neigungen überfeinerter Völker um eine Art Atavismus handle, hat man noch angeführt, daß auch die Hunde, welche im Ueberfluß einen guten Bissen verscharren, und ihn in jedem Zustande der Fäulnis genießen, darin eine Art Wohlgeschmack finden, und sich auf solchen Plätzen, vermöge der engen Verbindung von Geruchs- und Geschmacksempfindungen vor Vergnügen umherwälzen. Arthur Nicols erzählt, daß sein Apportirhund auch auf mit Pilzen bedeckten Rasenplätzen, die einen ähnlichen Geruch verbreiteten, derartige Anfälle von Lustigkeit bekam, und zwar als Erinnerung an Schmausereien auf alten Jagdplätzen, wie H. Dalziel meint.[41]) Allein ich glaube, daß es, wie ich hinsichtlich der Auster und der Garumsauce angedeutet habe, genügt, an ein ununterbrochenes Herkommen zu denken, welches solche von der Noth erfundenen Speisen der Naturvölker den Culturvölkern durch lange Gewöhnung annehmbar und zuletzt sogar angenehm macht. Mit den verschiedenen, zum Theil höchst übelduftenden Sorten der durch einen Fäulnisproceß hindurch gegangenen Käse mag es sich

durchaus analog verhalten. Was anfangs ein Nothbehelf der Hirtenvölker war, die aus der Milch ihrer Heerden ein haltbares Nahrungsmittel für den Winter zu gewinnen suchten, wurde schließlich zur gaumenreizenden Nebenspeise, während es bei solchen Hirtenvölkern, die niemals ihre Traditionen verließen, wie den Schweizern, noch heute geblieben ist, was es war, ein stickstoffreiches Hauptnahrungsmittel, welches die Stelle des Fleisches vertritt. Auch diese Abschweifung zeigt, daß bei den Naturvölkern nicht immer die naturgemäße Lebensweise und bei den Culturvölkern das Raffinement zu Hause ist.

Der Gebrauch von Pfeilgiften im vorgeschichtlichen Europa.

......Dorthin steuert' im hurtigen Schiff' Odysseus
Männermordenden Saft zu erkundigen, daß er mit solchem
Sich die ehernen Pfeile vergiftete......

(Odyssee I. 261—263).

Sir John Lubbock, Edward Tylor, Herbert Spencer u. A. haben die Urzustände der europäischen Bevölkerung unserm Verständnisse dadurch näher zu bringen gesucht, daß sie zur Vergleichung die Lebensweise, Fähigkeiten und Sitten der außereuropäischen „Wilden" im weiteren Umfange herbeizogen. Sie haben gezeigt, daß noch in der Jetztwelt eine bedeutende Anzahl von Völkern in der Steinzeit lebt, andere die Lebensweise der Ichthyophagen fortsetzen, deren Spuren wir in den sogenannten Kjökkenmöddings finden, während noch andere in Pfahlbauten hausen und Steinmonumente aufrichten, gerade so, wie eine Reihe von Stämmen im vorgeschichtlichen Europa. Wir haben da mit einem Worte die Vorzeit in der Gegenwart, und das Studium der Indianerkünste, um Steinwaffen zu ver-

fertigen, Feuer anzumachen, ihre Jagd- und Fischerei-Praxis, ihre primitiven Leistungen in den Bekleidungsgewerben und in der Töpferei, in den Anfängen der ornamentalen Kunst und schriftlichen Aufzeichnung, in der Metallgewinnung und Färberei, ist für uns ein Mittel geworden, die Lebensart unserer eigenen Urväter zu verstehen und auch einen tiefern Blick in ihr Seelenleben zu thun.

Die genannten Autoren und ihre Nachfolger auf diesem Gebiete haben bei dieser lehrreichen Vergleichung einen ferneren Berührungspunkt vorläufig ganz außer Betracht gelassen, der dennoch zu den interessantesten Parallelen Veranlassung gibt: ich meine den allgemeinen Gebrauch von Pfeilgiften, wie ihn uns die Erforscher der neuen Welten geschildert haben, im alten Europa. Als die Griechen und Römer vor 2—3000 Jahren das nördliche und westliche Europa genauer kennen lernten, beobachteten sie daselbst mit ähnlichem unheimlichen Gefühle, wie es unsre zeitgenössischen Reisenden in den Tropenländern empfinden, den Gebrauch der furchtbaren, bei der geringsten Verwundung tödtlichen Giftwaffen bei den barbarischen Bewohnern dieser Länder. Sie selbst hatten jenen, auch bei ihren Urvätern nachzuweisenden Gebrauch schon damals fast ebenso vollkommen vergessen, wie wir selbst seit einigen Jahrhunderten. Dieses gänzliche Verschwinden einer ehemals gebräuchlichsten Jagd- und Kriegswaffe, die auch ohne Zweifel unsern eigenen Urvorfahren dazu gedient hat, ihren alltäglichen Unterhalt herbeizuschaffen aus dem Gedächtnis der Völker, ist ebenso lehrreich als merkwürdig, um so mehr, als die Kunde sich in einigen

Gegenden bis ins XIV., XV. und XVI. Jahrhundert erhalten hatte; erst die Erfindung des Schießpulvers gab der Erinnerung an die Giftpfeile der Vorzeit den Todesstoß. [42])

In der That, als im Jahre 1595 Walter Raleigh, der Eroberer Virginiens, die erste Kunde nebst Proben eines Giftes unbekannten Ursprunges, dessen sich die amerikanischen Indianer auf der Jagd und im Kriege bedienten, nach Europa brachte, war das Erstaunen über den bei uns unerhörten Gebrauch allgemein. Das Geheimnis, in welches die Wilden seine Bereitung hüllten, die wunderbare Thatsache, daß schon eine minimale Spur desselben in einer Wunde unabwendbar den Tod nach sich zieht, die noch wunderbarere Nachricht, daß das Gift im Magen unschädlich sei und sogar hier und da als Heilmittel diene, umhüllten diese Erzählungen mit einem romantischen Reize, der sich bei der Kenntnisnahme der javanischen Pfeilgifte im vorigen Jahrhundert zu einem wirklichen Romane ausbildete. Im Jahre 1775 veröffentlichte nämlich der holländische Wundarzt Förſch ein Buch über Java, in welchem der Pfeilgiftbaum dieser Insel den Löwenantheil des pittoresken Interesses davonträgt: In einer Einöde des Innern der Insel steht nach diesem Bericht der gewaltige Giftbaum, dessen Ausdünstungen die Luft auf drei Meilen im Umkreise vergiften, so daß der Boden rings von den Gerippen der Menschen und Thiere umgeben ist, die sich ihm in Unkenntnis, oder mit der Absicht, seinen giftigen Saft zu sammeln, genähert haben. Um den letzteren nämlich für die Zwecke des Krieges, der Jagd und der Staatsjustiz zu

erlangen, stellte man angeblich, verurtheilten Verbrechern die Wahl, zwischen sofortiger Hinrichtung oder einem Gange zum Upasbaume, mit der Aussicht auf Begnadigung, wenn es ihnen gelänge, eine Portion des Giftes glücklich heimzubringen. Sie zögen in der Regel die letztere Alternative vor, da bei sonstiger guter Körperconstitution und günstigem Winde ein Gelingen der Expedition für möglich galt.

An der Grenze des Upas-Thales wohnte ein alter Heidenpriester, dessen alleiniges Amt es war, den ausgesandten Verbrechern für ihr Vorhaben nützliche Winke zu geben und sie für den lebensgefährlichen Gang mit religiöser Stärkung zu versehen. Försch hatte mit diesem Priester eine lange Unterredung, aus welcher er alles Nähere über den gefürchteten Baum und sein verhängnisvolles Gift erfuhr. Der alte Mann wollte während eines dreißigjährigen Aufenthaltes in dieser Gegend nicht weniger als 700 Wagehälse für die Reise nach dem Upasbaume vorbereitet haben, von denen aber nicht der zehnte Theil zurückgekehrt sei. Er versähe einen jeden mit einer Maske, mit einer ledernen Kapuze und einem Kästchen für den trefflichen Saft, der ihnen das Leben, Andern den Tod bringen sollte. Die Verurtheilten warteten in seiner Wohnung den Eintritt des günstigen Windes ab, und würden dann von ihm an einen Bach geleitet, dessen Lauf sie zu dem Baume führe. [43])

So weit die Mittheilungen von Mynheer Försch, der sich vergebens bemühte, wenigstens einen Zweig des Baumes als Wahrzeichen mit nach Europa zu bringen. Man hat ihn offenbar geflissentlich mit Mär-

chen abgefunden, da man den Ursprung des gefürchteten Giftes den Holländern verborgen zu halten wünschte. Ein großes, Kohlensäure aushauchendes Giftthal, wahrscheinlich ein ehemaliger Krater, welches mit den Gerippen von erstickten Thieren erfüllt war, wie wir derartige Mofetten ja auch in Europa haben, diente, um der Sage ein Relief zu geben. Vollkommen glaublich, weil mit ähnlichen Nachrichten übereinstimmend, dürfte dagegen ein Bericht desselben Autors über eine Execution am Hofe eines damaligen javanischen Fürsten sein, die er als Augenzeuge beschrieb. Es wurden mit einem Male dreizehn Frauen desselben, die sich durch irgend ein Vergehen die Ungnade ihres Herrn und Gebieters zugezogen hatten, durch Upasgift hingerichtet. Man ritzte sie dabei nur ganz leicht mit einer damit bestrichenen Lanzette, worauf sie nach wenigen Augenblicken todt zu Boden fielen. Wir müssen uns hierbei erinnern, daß auch in den Anfängen der europäischen Justiz das Gift eine ähnliche Rolle spielte.

Man hat später den Ursprung der javanischen und indischen Pfeilgifte genau kennen gelernt, die betreffenden Pflanzen nach Europa gebracht, ihre Wirkungen studirt und den wirksamen Bestandtheil daraus dargestellt. Der von Förschi erwähnte Giftbaum wurde von den Eingebornen mehrerer ostindischen Inseln, namentlich auch auf Borneo, für ihren Bedarf künstlich angepflanzt und gepflegt; es ist ein über hundert Fuß Höhe erreichender Baum aus der Ordnung der Nesselgewächse und der Familie der Brotbäume, dem Leschenault nach dem Namen des aus seiner Rinde bereiteten Pfeilgiftes, Upas antjar, den Namen Antiaris toxicaria

beigelegt hat. Ersteres verdankt seine Wirksamkeit allein dem Antiarin, einem Herzgifte, von welchem schon außerordentlich kleine Spuren in Wunden tödtlich wirken. Es ist aber, gleich vielen andern Pfeilgiften, im Magen vollkommen unschädlich, und als die Eingebornen Borneos in den letzten Kriegen mit den Holländern ihre Giftpfeile in Anwendung brachten, gab man den Soldaten einfach den Rath, schnell einen Kreuzschnitt über die Wunde zu machen, und sie bis zur Herbeischaffung von Schröpfköpfen mit dem Munde auszusaugen. Auf diese Weise wurden die meisten verwundeten Soldaten von dem ihnen sonst sicher drohenden Tode errettet.

Die Bewohner Ostindiens verwenden aber neben dem Upas antiar noch ein anderes, mindestens ebenso gefährliches Pfeilgift, das Fürsten-Gift (Upas radjah oder Tieutté), welches aus einer Anzahl von Pflanzenstoffen bereitet wird, unter denen eine dem sogenannten Krähenaugen-Baum verwandte Pflanze (Strychnos Tieuté Lesch.) die Hauptrolle spielt. Merkwürdiger Weise werden die südamerikanischen, unter den Namen Curare, Woorari, Urari, Tikuna u. s. w. bekannten, sehr wirksamen Pfeilgifte größtentheils ebenfalls aus Strychnos-Arten (namentlich Strychnos toxifera Schomb., St. cogens Benth., St. Schomburgkii Kl. u. A.) dargestellt, so daß man sagen kann, die Strychnaceen seien die eigentlichen Pfeilgiftpflanzen, obwohl die ihnen im System zunächst stehenden Milchsaftpflanzen aus den Familien der Apocyneen und Asklepiadeen, sowie auch andere gar nicht verwandte Pflanzen, ebenfalls sehr wirksame Blutgifte enthalten.

Jene aus Strychnos und Genossen bereiteten Pfeilgifte zeichnen sich meistens dadurch aus, daß sie eine dem gefürchteten Gifte drr Krähenaugen (d. h. der Samen von Strychnos Nux vomica L.), dem Strychnin, fast entgegengesetzte Wirkung zeigen. Während dieses das Nervensystem furchtbar erregt und dem Tode vorangehende schreckliche Rückgrats-Krämpfe erzeugt, stürzen die mit den amerikanischen Giftpfeilen verwundeten Thiere nach wenigen Augenblicken gelähmt nieder, sie können nicht einmal stöhnen oder schreien, weil die Lähmung auch die Stimmnerven erfaßt hat, und sterben lautlos, sobald dieselbe die Athmungsnerven ergriffen hat. Im Magen dagegen ist auch dieses Gift viel weniger schädlich, ja es wird von den Ureinwohnern als Magenheilmittel genossen, natürlich in kleinen Mengen. Das Fleisch der so erlegten Thiere wird für vollkommen unschädlich gehalten.

Die werkwürdigen Wirkungen und der Umstand, daß in unseren Breiten keine Strychnaceen vorkommen, war ganz geeignet, die irrige Vorstellung zu erzeugen, daß so furchtbar wirkende Blutgifte in den Pflanzen nur die Tropensonne zeitigen könne, wie ja auch die giftigsten Reptilien und Insecten nur dort vorkommen; und in der That findet man die Meinung allgemein verbreitet, daß es bei uns und in der gemäßigten Zone überhaupt keine Pfeilgiftpflanzen gäbe, und daß ein solcher Gebrauch in Europa unerhört sei. Man betrachtete daher auch in den ethnographischen Sammlungen die mit eingedicktem Pfeilgift angefüllten Muschelschalen und Kürbisfläschchen, sowie die mit der Warnungstafel: „Vergiftet!“ rersehenen Pfeile mit einer

Art besonderen Respects; die auf Sensation abzielenden Romanschriftsteller der Dumas-Sue'schen Schule verschrieben sich solche mit einem Händedruck beibringbaren „extrafeinen" Gifte für besonders raffinirte „Ausderweltschaffungen," und niemand wird die fast abergläubische Scheu vor dem Giftpfeil, wie sie Jean Paul in Katzenberger's Badereise und Balzac in einer seiner „drolligen" Erzählungen (l'Apostrophe) geschildert haben, als blos humoristisch gemeint und ungerechtfertigt finden.

Gleichwohl ist kein Zweifel daran möglich, da es von zahlreichen classischen Schriftstellern bestätigt wird, daß die Urbewohner Europas in ihrer heimatlichen Flora allerwärts Pfeilgiftpflanzen zu ermitteln wußten, und sich also auch in diesem Punkte gar nicht von den Naturvölkern Amerikas und Afrikas unterschieden haben. Man konnte diese Pflanzen eben darum so vollkommen vergessen, weil sie meistens im Magen unschädlich sind, — denn sonst würden sie zum Theil das Wildpret ungenießbar gemacht haben, — während die Volksbotanik sich heute doch mit gutem Grunde nur um solche Giftpflanzen kümmert, die vom Magen aus vergiften. So haben denn beispielsweise die Pharmacologen Diedulin und Buchheim vor nicht langer Zeit bemerkt, daß die Extracte zweier unserer für ganz unschuldig gehaltenen Feldpflanzen, nämlich der Hundszunge (Cynoglossum officinale L.) und der Natternzunge (Echium vulgare L.) dem amerikanischen Curare ähnlich wirken, wenn auch nicht ganz so stark.

Bevor wir zu einer nähern Betrachtung der alten Zeugnisse über den Pfeilgiftgebrauch der „europäischen

Indianer" übergehen, müssen wir uns die anscheinend sehr verwickelte Frage vorlegen, wie die menschliche Urbevölkerung auf der ganzen Welt und in den verschiedensten Zonen dazu gekommen sein mag, Waffen der gefährlichsten Art zu entdecken, die so in der Natur versteckt liegen, daß unsere Botaniker und Aerzte beispielsweise noch vor wenigen Jahren nicht in der Lage waren, auch nur eine einzige mitteleuropäische Pflanze mit Sicherheit zu bezeichnen, aus welcher die alten Gallier, Franken, Belgier, Dalmatier und Scythen im Stande gewesen wären, die Pfeilgifte zu bereiten, mit denen sie versehen waren. Aber wenn man diese Frage näher betrachtet, so findet man, daß ihre Lösung weniger schwer ist, als sie erscheint. Es unterliegt nämlich meines Erachtens keinem Zweifel, daß der Naturmensch überall die Idee seiner Giftpfeile aus der Beobachtung der giftigen Schlangen und Insecten schöpfen mußte. Nirgends konnte es ihm entgehen, daß die unbedeutenden Wunden, welche der Biß oder Stich dieser Thiere bei Menschen und Thieren erzeugt, nur deshalb tödtlich werden, weil eine fremde Substanz, ein Blutgift, mittelst der Waffe in die Wunde gelangt. Je unvollkommner seine eigenen Jagd- und Kriegswaffen waren, um so stärker mußte er offenbar diese Thiere um ihre Giftwaffe beneiden, und daran knüpfte sich unmittelbar der Wunsch einer Nachahmung derselben. Es läßt sich annehmen, daß zuerst ausgebrochene Giftzähne der getödteten Schlangen als Giftpfeilspitzen gedient haben mögen. Schon der alte Aelian hat dieser Meinung Ausdruck gegeben, indem er sagt, die Menschen hätten den Gebrauch der Gift-

pfeile den Wespen abgelauscht, diese stürzten sich nämlich, sobald sie eine todte Schlange fänden, auf dieselbe und vergifteten ihre Stacheln daran.[44]) Wenn nun auch diese Gewohnheit der Wespen in das Gebiet der Mythe gehört, so ist der Grundgedanke doch sehr naheliegend, und seine schon an sich unabweisbare Annahme wird noch beträchtlich durch die Thatsache erhöht, daß die Giftköche aller Völker und Zeiten Schlangen und andere für giftig gehaltenen oder wirklich giftigen Thiere (Eidechsen, Kröten, Salamander, Spinnen, Ameisen, Raupen u. s. w.) ihrem nach den Regeln der Hexenküche bereiteten Gebräu hinzusetzten und noch heute hinzusetzen. In dem alten, dem Aristoteles zugeschriebenen griechischen Buche: De mirabilium auscultationibus wird die Bereitung des Pfeilgiftes der Scythen wie folgt beschrieben: „Das Gift der Scythen mit welchem sie die Pfeile vergiften, wird, wie man sagt, aus der Viper bereitet. Die Scythen fangen trächtige Vipern und lassen dieselben mehrere Tage hindurch faulen und zerfließen; ferner graben sie das gesammte Blut eines Menschen in einem bedeckten Topfe in Mist. Wenn letzteres gut durchgefault ist, nehmen sie die über dem Blute stehende wässerige Flüssigkeit, mischen dieselbe mit dem Schleim der Viper, worauf das tödtliche Gift fertig ist.“ [45]) Auch Ovid erwähnt kurz der mit Schlangengift bestrichenen Pfeile der Scythen; Aelian deutet ebenfalls die Mischung desselben mit dem menschlichen Blutwasser an und sagt, daß man diese Mischung kurzweg das „scythische Gift“ genannt habe.[46]) Plinius fügt noch hinzu, daß es gegen diese schändliche Mischung aus Vipergift und Menschenblut

gar kein Heilmittel gäbe; eine auch nur oberflächliche Berührung tödte auf der Stelle.[47])

Mit Recht bezweifelte aber schon Redi eine so schnelle Wirkung dieser Mischung,[48]) bei welcher ohne Zweifel weniger das Schlangengift, als das durch die Fäulnis erzeugte septische Gift die tödtliche Wirkung hervorbrachte. Derartige, mit Fäulnisgiften bestrichene Pfeile könnten allerdings nicht auf der Jagd, wohl aber im Kriege mit Erfolg benutzt worden sein, da sie, wenn auch nicht auf der Stelle, so doch ziemlich sicher auch bei leichten Verwundungen tödtlich werden müssen. Der Gebrauch solcher Schlangen- und Fäulnisgifte bei den Vorfahren der Griechen malt sich sehr deutlich in den Herakles-Mythen. In der Galle der von ihm getödteten lernäischen Schlange sollte er seine Pfeile getränkt haben, wie Diodor erzählt,[49]) und wenn sich darin auch nur die Ansicht der Alten spiegelt, daß von der Galle der Schlangen aus die Giftzähne versorgt würden, so deutet der Verlauf der Mythe vom herakleïschen Pfeilgifte ziemlich deutlich auf genauere Erfahrungen über die Wirkungsweise septischer Gifte. Dasselbe sollte nämlich nach Diodor's fernerer Darstellung das gesammte Blut des mit demselben getödteten Centauren Nessus derartig vergiftet haben, daß ein mit demselben getränkter Zeugstoff der Dejanira den Herakles selbst unter unsäglichen Schmerzen tödten konnte. Eine solche Wirkung wurde noch dem Erben des mit den Pfeilen gefüllten herakleïschen Köchers, dem unglücklichen Philoktet, verhängnisvoll. Einer der Pfeile fiel durch einen Zufall auf seinen Fuß und die leichte Wunde brachte ein fürchterliches Siechthum

hervor. Diese Erzählungen sind so charakteristisch, daß sie offenbar auf wirklichen Erfahrungen beruhen; die Benutzung des Blutes einer durch Giftpfeile getödteten Person als neuerzeugtes Gift würde aber entschieden auf die septische Natur jener Pfeilgifte deuten, und vermuthlich ist auch bei dem durch den Pseudo-Aristoteles, Aelian und Plinius erwähnten Menschenblut an solches von durch septische Gifte getödteten Menschen zu denken, in deren Körper sich das Gift immer von Neuem auffrischte. Man könnte sich, während die ursprüngliche Erzeugung des septischen Pfeilgiftes in dem in Fäulnis übergegangenen Schlangenkörper ganz klar liegt, nicht leicht ohne jene Annahme den Zusatz des Menschenblutwassers erklären. Natürlich glaubte man es eigentlich nur mit dem übertragenen Schlangengift zu thun zu haben.

Die Kenntnis der Fäulnisgifte ist noch bei den heute lebenden Naturvölkern ziemlich verbreitet. Der Toxikologe Otto erwähnt, daß die Narrinjeris (Bewohner des untern Murray in Australien) nach den Mittheilungen Taplins Knochensplitter mit Leichenjauche bestreichen, um damit die Haut ihrer Feinde zu ritzen und sie einem qualvollen Tode zu überliefern. Die Goajiro-Indianer (Columbien) lassen Schlangen, Kröten, Eidechsen, Skorpione, Spinnen, Ameisen u. s. w. mit einander faulen, und tauchen ihre Pfeile in den Brei. Nach Dr. A. Simon wissen sie dieselben durch einen Ueberzug gegen die Wirkung der Witterung zu schützen, so daß das Gift seine Wirksamkeit ca. neun Monate lang behält. Der Tod der verletzten Person erfolge mit Sicherheit nach 3—12 Tagen, falls der

Pfeil nicht sogleich entfernt und die Wunde ausgebrannt wird. [50])

Ein ähnliches Fäulnisgift bereiteten die Indianer Nordamerikas aus faulendem Pferde- oder Büffelfleisch. Wenn die Angaben des Reisenden Terral zuverlässig sind, ließen sie Klapperschlangen in das Fleisch hineinbeißen (?) und dasselbe begeifern (?), schnitten dann die betreffenden Stellen aus und ließen sie faulen, worauf noch giftige Pflanzensäfte dem Brei, mit dem sie dann ihre Pfeile bestrichen, hinzugesetzt wurden. Auch die Buschmänner fügen ihrem aus Euphorbiensaft gewonnenen Pfeilgifte Schlangengift hinzu, und andere Stämme sollen die giftigen Hautausschwitzungen gewisser Amphibien in gleicher Weise verwenden. Einige Forscher haben vermuthet, daß diese Benutzung giftiger Thiere nur Aufschneidereien der Giftköche seien, um die eigentlich wirksamen Pflanzentheile dahinter zu verbergen; daß indessen Zähne von Giftschlangen noch immer mit in den Hexenkessel gethan werden, ist unzweifelhaft, und der Toxicologe Husemann hat dieselben sogar in einem von dem Reisenden Appun mitgebrachten amerikanischen Pfeilgifte, welches man vielleicht bei der Bereitung durchzuseihen vergessen hatte, angetroffen.

Da es den Naturmenschen unmittelbarer bekannt wird als den Culturmenschen, daß Giftstoffe in den Pflanzen viel verbreitet er sind, als in den Thieren, so lag es nahe, dieselben zur Bereitung der Pfeilgifte herbeizuziehen. Die Naturvölker huldigen fast überall der Theorie, daß den Thieren die Heil- und Giftstoffe der Pflanzen noch viel besser bekannt seien, als den Men-

schen. So lernten nach griechischer Sage die Menschen erst von den Hirschen die Heilkraft des kretischen Diptam bei Pfeilschüssen, von den Schwalben diejenige der Schwalbenwurz (Chelidonium) bei Augenkrankheiten, von einer Schlange läßt sich Polyides das lebenspendende Kraut zeigen. Woher kann die Giftschlange ihr Gift haben? fragt sich der nachdenkliche Natursohn. Offenbar von Giftkräutern, die sie heimlich frißt, und aus denen die Galle das Gift absondert und in die Zähne sendet. Man muß also suchen, diese Giftkräuter ausfindig zu machen, um die gefährliche und mühsame Einsammlung der Giftzähne zu umgehen.

Jedenfalls sind es meist einzelne Personen gewesen, in der Regel wahrscheinlich die Schamanen, welche die geeignetsten Pflanzentheile ausfindig machten, denn bei den meisten Indianerstämmen findet sich noch heute das Geheimnis bei einzelnen Familien und erbt sich vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter; auch stehen überall einzelne Giftköche in höchstem Rufe, etwa wie in Kolchis Medea und wie bei uns die Arkanisten sich den Ruhm streitig machen, die kräftigste Panacee zu bereiten. Die wunderlichen Ceremonien, die dabei von einzelnen Meistern und Meisterinnen beobachtet werden, deuten unverkennbar auf den Zusammenhang mit dem alten Schamanenthum; der Stand der Gestirne wird beim Einsammeln und Kochen beobachtet, Zauberformeln dazu gemurmelt und der Brei durch fortwährendes Blasen vor allzu starker Erhitzung, die den wirksamen Stoff zersetzen könnte, geschützt. Und wenn auch der fortgeschrittene Giftkoch recht gut wissen mag, daß diese oder jene

Wurzel oder Rinde die Hauptsache dabei ausmacht: zu Ehren der „alten Muhme," der Schlange, von der doch die Idee ausgegangen ist, muß sie immer noch mit in den Kessel hinein und wir können in diesem Umstande eine der mannigfachen Ursachen erkennen, aus denen in der Urzeit Feuerpriester und Zauberarzt immer mit der Schlange in Verbindung gedacht wurden. Das „Giftkochen" ist bei den Naturvölkern ein höchst wichtiges, einträgliches und geachtetes Geschäft, liefert es doch in jenen Zuständen eine der Hauptwaffen, um die Jagd erfolgreich und den Kampf entscheidend zu machen, und manches der vorweltlichen Thiere, deren Reste wir mit denjenigen des vorhistorischen Bewohners unserer Zonen zusammenfinden, mag durch Giftpfeile erlegt worden sein.

Die Griechen legten den Gebrauch von Giftpfeilen, wie das diesem Abschnitte vorgestellte Motto beweist, unbedenklich ihren vorzeitlichen Heroen bei, und bei dem Schuß in die Ferse, der den Achill tödtete, kann man eigentlich auch nur an die Wirkung eines Giftpfeiles denken. Aber in historischen Zeiten bedienten sich die Griechen der Giftpfeile nicht mehr, so große Vortheile mit deren Gebrauch auch verbunden sind, dieselben gehören fast überall zu den v o r h i s t o r i s c h e n W a f f e n. Es ist, als ob sich mit der beginnenden Erziehung des Geschlechtes der Stolz des Menschen dagegen aufgelehnt habe, mit seiner geschworenen Feindin, der Schlange, irgend etwas gemein zu haben. Selbst in den classischen Schriften über die „Kriegslisten" wird der Giftpfeile nicht mehr gedacht, und es scheint mir das freiwillige Aufgeben einer so wirk-

samen Waffe ein nicht uninteressantes psychologisches Problem darzubieten.

Nur beiläufig mag hierbei darauf hingewiesen werden, daß jener Pfeilgiftkessel, in welchem neben den Giftkräutern Drachenleib, Molch, Salamander und Unke zu Brei gekocht wurden und der nicht nur in den tropischen Urwäldern, sondern auch im alten Europa über nächtlichen Waldfeuern brodelte, — überall von unheimlichen Gestalten umtanzt, und mit Zaubersprüchen eingesegnet, — daß dieser Giftkessel offenbar das Vorbild zu jenen Zauberkesseln der Hekate und Medea, der thessalischen und nordischen Hexen geworden ist, die uns Shakespeare und Göthe so drastisch geschildert haben. Die Aehnlichkeit wird besonders stark in einer Beschreibung, die der Reisende Tennent von der Bereitung des gefürchteten Cabaratel-Giftes bei den Singalesen gegeben hat. Dieselben hängen zunächst eine Anzahl ihrer gefürchtetsten Giftschlangen, namentlich die Cobra di Capello (Naja tripudians), die Tikpolonga (Vipera elegans) und die Caravilla (Trigonocephalus hypnalis) am Schwanze über den Giftkessel auf, und machen Einschnitte in den Kopf, durch welche angeblich das Gift herabfließt. Das so gesammelte Schlangenblut wird sodann mit Arsenik und andern zweifellosen Giften gemischt und nun unter Beistand der Kabaragoya's (Varanus Salvator) in einem Menschenschädel fertig gekocht. Die letztgenannten großen Eidechsen werden von drei Seiten gegen das Feuer gesetzt, ihre Köpfe gegen dasselbe gerichtet, in dieser Stellung festgebunden und nun mit Schlägen und Drangsalen aller Art gequält, so daß sie zu zischen anfangen und dadurch das Feuer

gewissermaßen anblasen, wie die Thiere in Göthes Hexenküche. Aller Speichel, den sie in der Angst fallen lassen, wird sorgsam gesammelt und dem kochenden Brei zugesetzt, welcher für fertig gehalten wird, sobald sich an der Oberfläche eine ölige Flüssigkeit ansammelt. Vielleicht zum Theil in Folge dieses barbarischen Gebrauchs wird dann die unschuldige Kabaragoya für ein entsetzlich giftiges Thier gehalten.

Indessen waren diese Giftthiere zuletzt nur noch eine Maskerade, hinter welcher man die aus dem Pflanzenreiche gewonnenen Hauptbestandtheile später verbarg, wie dies ja eine häufige Praxis der Laboranten und Geheimniskrämer ist. So haben wir denn auch Andeutungen genug, nach denen auch das scythische Gift, obwohl es vermöge seiner Fäulnisstoffe sehr gefährlich wirken konnte, doch auch pflanzliche Beimischungen erhielt, durch die dann erst die von Plinius erwähnte schnelle Wirkung zu erklären wäre. Der Verfasser eines dem Galen fälschlich zugeschriebenen Buches über den Theriak erwähnt, daß die Dalmater und Sacer (letzteres eine Benennung der Scythen bei den Römern) ihre bei der leichtesten Verwundung schnelltödtenden Pfeile hergestellt hätten, indem sie dieselben mit dem Safte der Pflanze Helenium einrieben. Wenn die verwundeten Hirsche oder andere wilde Thiere aber von derselben Pflanze fräßen, würde die Verwundung unschädlich. Die letztere Bemerkung ist dem Gedankengange eines Lobredners des Theriaks, der aus Vipernfleisch bereitet, den Vipernbiß heilen sollte, völlig angemessen: die dem Hahnemann zugeschriebene Idee der Heilung einer Krankheit durch den Stoff, der sie

erzeugt, (»Similia Similibus«) ist eben eine uralte, prähistorische Anschauung.

Nikander von Colophon, der Verfasser des ältesten auf uns gekommenen Werkes über „Gifte und Gegengifte" beschreibt in seinem »Alexipharmaca« betitelten Lehrgedichte die Wirkung eines Toxicon genannten Giftes, dessen sich die gerrhäischen Nomaden und die ackerbauenden Völker am Euphrat bedient hätten, um ihre Pfeilspitzen zu vergiften und der Scholiast setzt hinzu, dies sei eben das Gift, welches man sonst gewöhnlich das „scythische" nenne. Jener Name (Toxicon), welcher später auf alle Gifte im Allgemeinen übergegangen ist, und nach dem die Giftlehre überhaupt ihren Namen (Toxikologie) erhalten hat, bezeichnete also ursprünglich das Pfeilgift ganz im Besondern und zwar noch zu den Zeiten des Festus, welcher in seinem Buche „über die Bedeutung der Wörter" ausdrücklich sagt: „Toxicum werde das Hirschgift (cervarium venenum) genannt, weil man mit demselben die Pfeile zu salben pflege." Plinius hat eine unglückliche Ableitung dieses Namens versucht, indem er sagt: die zu vergiftenden Pfeile wären aus Taxusholz geschnitzt worden, daher der Name (»taxicorum sive toxicorum«)[51]). Man ersieht daraus, daß die alten Schriftsteller nicht weniger kühn in weithergeholten Ableitungen waren, als die neueren, denn die richtige Ableitung lag hier doch ziemlich nahe. Dioskorides und mehrere alte Grammatiker haben sie richtiger gegeben: Toxicon, sagt der Erstere[52]) ist es deshalb genannt worden, weil die Pfeile (griechisch toxon) von den Barbaren damit beschmiert wurden. Ursprünglich hieß aber

Toxon der Bogen, mit welchem man die Pfeile abschoß, und toxeuo „mit dem Bogen schießen.“ Wir haben hier also eines der merkwürdigsten Beispiele von der Uebertragung der Namen auf ganz verschiedene Dinge, denn Toxikologie würde strenggenommen die Wissenschaft vom Bogenschießen bedeuten.

Der Name Toxicum wurde nun besonders häufig einem Pfeilgifte beigelegt, dessen sich die alten Kelten und Gallier bedienten, und von dem sämmtliche darüber handelnde Autoren mittheilen, daß es aus Pflanzenstoffen bereitet wurde. Dafür, daß dieser Gebrauch in Gallien tief in vorgeschichtliche Zeiten zurückreicht, fand Lartet Anzeichen bei seiner Untersuchung der Höhle von Massat (Dep. Ariège), deren Bewohner der Renthierzeit angehörten. Es fanden sich nämlich in den tiefern Schichten dieser Höhle Pfeilspitzen, die auf beiden Flächen Einschnitte und Rinnen zeigten, von dem Aussehen, als seien sie zur Aufnahme einer giftigen Substanz bestimmt gewesen, und derartige Rinnenpfeile sind auch anderwärts gefunden worden. Ueber die Art und Weise des Gebrauchs jener Giftpfeile bei den Kelten hat uns der obenerwähnte Pseudo-Aristoteles ausführliche Nachrichten hinterlassen. „Bei den Kelten,“ sagt er, „wird ein Gift gefunden, welches sie Xenicum nennen, und welches mit so großer Schnelligkeit vergiftet und tödtet, daß die keltischen Jäger eiligst herzuspringen und dem niedergestreckten Hirsche das Fleisch rings um den Pfeil ausschneiden, damit das Thier durch das weiterdringende Gift nicht in schnelle Fäulnis übergehe und zur Nahrung unbrauchbar werde. Man setzt hinzu, daß für dieses Gift in der Eichenrinde ein Heil-

mittel gefunden worden sei; andere rühmen das Blatt der Rabenpflanze (Korakion).. .. [53])

Daß die weite Umschneidung der Wunde nicht wegen der Befürchtung einer Vergiftung durch das Fleisch geschah, wurde im Obigen bereits angedeutet. Die Alten wußten recht gut, daß diese Gifte im Magen unschädlich sind und der berühmte römische Arzt Celsus sagt ausdrücklich: „Die Jagdgifte, deren sich die Gallier vorzugsweise bedienen, schaden beim innerlichen Genusse nicht, sondern nur in der Wunde." [54]) Plinius und Aulus Gellius erwähnen ebenfalls der üblichen weiten Umschneidung der Wunde, und setzen hinzu, daß man diese mit Nießwurzsaft bestrichenen Pfeile auch darum auf der Jagd mit Vorliebe anwende, weil das Fleisch der auf diese Weise getödteten Jagdthiere zarter werde, als anderes. [55]) Ob unter dem von diesen beiden Autoren gebrauchten Namen Helleborus eine Art der heute als schwarze und weiße Nießwurz unterschiedenen Pflanzengattungen (Helleborus oder Veratrum), oder eine ganz verschiedene Pflanze gemeint ist, muß dahingestellt bleiben. Plinius nennt an einer andern Stelle seiner Naturgeschichte [56]) eine zweite Pflanze (Limeum), aus welcher die Gallier ihr Hirschgift bereitet hätten, und wahrscheinlich kannten sie verschiedene zu diesem Gebrauche taugliche Pflanzen. Strabo weiß sogar von einem in Gallien (Keltike oder Belgien Belgike, wie einige lesen) wachsenden Baume zu erzählen, dessen dem Capitäl einer korinthischen Säule ähnliche Frucht, beim Anritzen einen Saft ausfließen lasse, der die damit bestrichenen Pfeile tödtlich mache. [57])

Die Botaniker haben sich viele Mühe gegeben, die erwähnten Pfeilgiftpflanzen der alten Gallier (oder Belgier) genauer zu bestimmen. Zunächst durfte die Vermuthung auf verschiedene Arten des Eisenhut fallen, dessen wissenschaftlicher Name (Aconitum) nahe mit den griechischen Bezeichnungen des Wurfspeeres (Akon oder Akontion) zusammenklingt, so daß an einen ähnlichen Zusammenhang, wie zwischen Toxon und Toxicon zu denken wäre. Auch sind in Ostasien noch bis vor Kurzem Pfeilgifte aus der Wurzel verschiedener Aconitum-Arten bereitet worden. Nach einer Mittheilung von Heinrich von Siebold wird das Pfeilgift (Schuruku) der Ainos, dessen Kenntnis sie von ihrem großen Gotte Kamoi ableiten, aus der Wurzel von Aconitum ferox oder A. japonicum gewonnen, die sie auf einem flachen Steine zermahlen, und entweder ohne weitere Zubereitung verwenden, oder vorher mit etwas Talg vermischt, in die Erde eingraben. Der durch einen solchen Pfeil verwundete Bär soll nicht im Stande sein, die Flucht fortzusetzen und meist schon nach 5—10 Minuten verenden, worauf die Ainos, gerade wie die alten Kelten, den mit Widerhaken versehenen Pfeil herausziehen und das Fleisch sorgsam ringsherum ausschneiden[58]. Die in Mittel- und Süd-Europa wachsenden Aconitum-Arten sind sicherlich nicht viel weniger giftig als die asiatischen, aber sie entsprechen der Beschreibung der alten Autoren insofern nicht, als sie auch vom Magen aus sehr stark giftig wirken, weshalb man schon im alten Griechenland durch mit dem Wurzelpulver bestreutes Fleisch die Wölfe tödtete. Conrad Gesner hat, wie wir sehen werden, die Hirschgiftpflanze in

einer Alpen-Ranunkel erkennen wollen, und in der That sollen sich die Kamtschadalen einer nahestehenden Pflanze (Anemone ranunculoides L.) zur Pfeilgiftbereitung bedienen. Der Pfeilgiftbaum des Strabo ist noch weniger enträthselt und um denselben scheinen sich bereits im Alterthum ähnliche Mythen gebildet zu haben, wie um den javanischen Giftbaum oder den Manzanillo-Baum, den Scribe von den Antillen nach Afrika verpflanzt hat, und dessen in Wirklichkeit unscheinbare grüne Blüthen sich unter den Händen unsrer Decorationsmaler in prächtige, hochrothe Monstreblumen zu verwandeln pflegen. Plinius erzählt nämlich, daß der Taxusbaum, dessen Holz die Giftpfeile lieferte, die unter seinem Wipfel ruhenden Personen tödte und Lukrez schildert einen Giftbaum des Gebirges, dessen Duft todtbringend sein sollte.

Ob die alten Germanen, deren Jagdliebhaberei Cäsar und Tacitus so nachdrücklich betonen, sich ebenfalls vergifteter Pfeile bedient haben, ist nicht unmittelbar nachzuweisen, aber bei der häufigen Berührung mit scythischen und keltischen Stämmen durchaus wahrscheinlich. Die Mythen von dem Schlafdorn, durch dessen Stich Odin die Brunhild in tiefen Schlaf versetzt, und von der Ermordung Balders durch den im Spiele gegen ihn geschleuderten Mistelzweig deuten ebenfalls darauf hin. Was die fränkischen und helvetischen Stämme angeht, so sind für die Verwendung von Giftpfeilen bei denselben noch aus dem Mittelalter zahlreiche Zeugnisse vorhanden.

Ueber die Waffe, mittelst welcher in Alteuropa die Giftpfeile geschleudert wurden, kann kaum eine Unge-

wißheit bestehen. Ursprünglich wird es der Bogen, später die Armbrust gewesen sein. Man kann vermuthen, daß außerdem noch, wegen der außerordentlich leichten und sichern Handhabung bisweilen, wie in den südamerikanischen Urwäldern, das Blasrohr benützt worden sein mag. Dio Cassius und andere Historiker erzählen, daß zu den Zeiten der Kaiser Domitian und Commodus, die von den Barbaren erlernten Jagdkünste bei den römischen Meuchelmördern Eingang fanden, und daß sie ihre Opfer durch lautlos mit dem Athem fortgetriebene Giftnadeln getödtet hätten. [59]) Wenn auch die Mittheilungen hierüber kurz und unklar lauten, läßt sich doch die Vermuthung daran knüpfen, daß sie mit dem Blutgifte auch die besondere Waffe von den Barbaren entlehnt haben möchten.

Merkwürdiger Weise finden sich weder bei griechischen noch bei römischen Schriftstellern Klagen darüber, daß sich die Barbaren im Kriege der Giftpfeile gegen sie bedient hätten. Es scheint, daß die Civilisation dieser Barbaren doch bereits zu hoch gestiegen war und daß sie zuviel auf persönliche Tapferkeit hielten, um sich einer so heimtückischen Waffe im offnen Männerkampfe zu bedienen. Dagegen finden wir aus späterer Zeit Nachrichten über den Gebrauch von Giftpfeilen und zwar von Seiten der Franken gegen die unter römischer Führung mit ihnen kämpfenden Gallier. Der Bischof Gregor von Tours († 594) hat uns in seiner Historia Francorum die Schilderung eines Kampfes aufbewahrt, der im Jahre 388 stattgefunden hat, und in welchem die Franken ganz nach Art afrikanischer oder amerikanischer Wilden mit vergifteten Pfeilen aus dem

Walde, in welchem sie sich verschanzt hatten, auf die Soldaten des römischen Feldherrn Quintinus schossen. Der Kampf fand einige Tagemärsche von Köln statt. „Am Waldrande," erzählt Gregor nach den Aufzeichnungen des Historikers Sulpicius Alexander, „erschienen einige dünngesäete Feinde auf zu Haufen gethürmten Baumstämmen und schleuderten von da aus, wie von den Zinnen eines Thurmes und als wenn sie mit Kriegsmaschinen versehen gewesen wären, Pfeile, die Sie in den Saft giftiger Kräuter getaucht hatten, so daß, wenn die Haut auch nur gestreift wurde, oder Körperstellen getroffen wurden, deren Verwundungen sonst ungefährlich sind, dennoch ein sicherer Tod die Folge war." [60])

Auch noch in späteren Zeiten behielten die Franken diese heimtückische Kampfesweise bei und das salische Gesetz verbot, wie Grand d'Aussi erwähnt,[61]) bei ansehnlicher Strafe, daß sich ein Franke gegen den andern der Giftpfeile bediene, nicht aber den Gebrauch Fremden gegenüber. In der Folge wurde die Verwendung von Giftpfeilen, die den Ainos erst jetzt verboten worden ist, immer mehr durch Gesetze eingeengt und auf die Jagd bestimmter Thiere beschränkt. Kaiser Friedrich II. verbot in seinem 1241 erlassenen Medicinal-Gesetz für Sicilien jedwede Anwendung von Pfeilgift und sogar schon den bloßen Besitz desselben, und in §. 72 dieser ausgezeichneten Verordnung heißt es mit strengen und bestimmten Worten: „Wer Pfeilgift oder sonst schädliches Gift, welches zum Arzneigebrauch weder nützlich noch nothwendig, geführt oder verkauft hat, soll gehenkt werden." [62]) In Frankreich blieb die gesetzliche Praxis

weitherziger und in der Umgegend von Marseille durfte man sich der Pfeilgifte noch im 14. Jahrhundert auf der Jagd ungehindert bedienen. „Ich habe Actenstücke gesehen," sagt A. de Ruffi in seiner Geschichte von Marseille,[63]) „welche mir beweisen, daß der Landvogt ungefähr um die Mitte des 14. Jahrhunderts erlaubte, Rehe, Hirsche und Eber mit dem Giftpfeile zu jagen." Kein Wunder, daß das Geheimnis, dieses furchtbare Gift zu bereiten, sich bei Jägern und Jagdliebhabern noch viel länger erhielt und auch wohl zuweilen auf „edleres Wild" angewendet wurde. Wenn man die in den Chroniken Froissarts so rührend erzählte Geschichte liest, wie der Graf Gaston de Foix seinen gefangen gehaltenen einzigen Sohn tödtete, indem er ihm mit einem kleinen Messer, welches er in der Hand trug, um sich die Nägel zu putzen, „aus Versehen" ganz leicht am Halse ritzte und sich zugleich erinnert, daß der Graf vorher von seinen Edlen und Prälaten vergebens den Tod dieses Sohnes gefordert hatte, so wird man sich schwerlich des Gedankens entschlagen können, daß die Spitze jenes kleinen Messers, welches kaum um die Dicke eines Sous aus des Grafen Faust hervorsah, von der letzten Jagd dieses gewaltigen Weidmannes „aus Versehen" mit Pfeilgift beschmutzt gewesen sein könnte.

Die Entdeckung des Schießpulvers vernichtete bald die letzte Erinnerung an eine Waffe, welche der vorgeschichtliche Mensch einst den Schlangen abgesehen hatte. Nur in den verborgenen Alpenthälern, in welche die neuen Erfindungen nur äußerst langsam hineindringen, hatte sich bei den Bären-, Gemsen- und Steinbockjägern der Gebrauch von Giftpfeilen bis ins XVI. Jahrhun-

dert erhalten. Hier erfuhr der berühmte Polyhistor Conrad Gesner († 1565), wie die Aelpler die Thora-Pflanze (Ranunculus Thora L.) einsammelten, um mit dem Safte der Wurzelknollen ihre Pfeile zu vergiften. Es ist dies eine kleine, von den meisten Gattungsverwandten ziemlich verschieden erscheinende Hahnenfuß-Art, denn der Stengel trägt in der Regel nur ein einziges nierenförmiges Blatt und eine kleine tiefgelbe Blüthe. Man bewahrte den eingedickten Saft in Kuhhörnern und überzeugte sich durch physiologische Versuche von der Güte des gewonnenen Präparates. Dies geschah, indem man eine Nadel damit bestrich und einen Frosch — also auch hier schon das beklagenswerthe Opfer der Physiologen! — damit verwundete. Der arme Quäker mußte, wenn das Gift gut war, alsbald todt zusammenstürzen. Ganz ähnlich probirte der südamerikanische Giftkoch Tenaqua, von welchem Ferd. Appun[64]) berichtet hat, an Eidechsen und Hühnern die Wirksamkeit seines Pfeilgifts.

Die alten italienischen, deutschen und niederländischen „Väter der Botanik" geben dieser Pflanze in den Kräuterbüchern meist den Namen Phthora Valdensium montis Baldi. Aber wenn sie auch nicht überall in den Alpen wächst, so ist doch ihr Vorkommen nicht auf den Monte Baldo beschränkt. Ueber den Gebrauch und Namen sagt Mathias Lobel († 1616) in seinen Adversarien[65]): „Der Thora der Waldenser bedienen sich die Jäger dieses Alpenvolkes vielfach und seit lange, wie auch jetzt noch viele andre zur Erlegung des Wildes, dem von dem bloßen ausgedrückten und auf die Waffenspitzen gestrichenen Saft ein schnelles und siche-

res Verderben bereitet wird. Wo nämlich das Geschoß getroffen und eine Wunde gemacht hat, dringt das Gift sofort ein und verursacht, daß die Wundränder, wofern man nicht durch Ausschneiden vorbeugt, verderben und in Fäulnis übergehen, weshalb die Pflanze Thora genannt worden ist, nach einer offenbar aus dem Griechischen gebliebenen Sprachspur: Phthora nämlich bedeutet Verwesung, Tod, Gift. Diejenigen aber, welche aus vielen Erfahrungen, die Wirkungen aller jener Pflanzen kennen, welche man gewöhnlich Pfeilwurze (Sagittariae) nennt, halten die übrigen derselben für ziemlich unsicher. Der Saft der genannten Art aber wird im Frühjahr ausgepreßt, dann in kleine Blasen oder lieber in Rinderhufe oder -Hörner gefüllt und auf die nächsten Märkte geschickt, woselbst ihn die Jäger für das Weidmannsbedürfnis des Jahres einkaufen."

Diesem Berichte zufolge fand also hier an der Grenze der Schweiz noch im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts ein förmlicher Handel mit Pfeilgiften statt, ganz wie wir ihn noch heute bei den Orinoko-Stämmen Südamerika's antreffen, und einzelne Tyroler oder Schweizer Laboranten machten ebenso wie die Giftdoctoren der Indianer aus dem Pfeilgiftbereiten ein Geschäft, dessen große Gefahren sie hervorhoben, um ansehnlichere Preise für ihre Waare zu erzielen. Man wird dabei lebhaft an die Antwort des Giftkochs Tenaqua erinnert, welcher dem Reisenden Appun, als dieser den für acht Kalebassen Pfeilgift geforderten Preis sehr hoch fand, selbstbewußt erwiederte: „Wir stellen unsre Waare in gleichen Rang mit Eurem Pulver, das

Ihr uns ebenso theuer verkauft; beide Dinge haben dieselbe Wirkung, sie tödten schnell." Uebrigens müssen neuere Untersuchungen entscheiden, ob die Giftigkeit der Thora nicht übertrieben worden ist. Der Geistliche Augustinus Maynardus aus Chiavenna schrieb Gesner, selbst ein Bär mache, wenn er damit getroffen sei, nur noch 2—3 Sprünge; sein Fleisch aber könne der Mensch unbedenklich genießen, denn das Gift sei nur dem Blute feindlich. Ein mit dem Giftpfeil verwundeter Mensch, meint Gesner, habe höchstens noch eine halbe Stunde zu leben.[66])

Aus seinen von weit und breit eingezogenen Nachrichten entnahm Gesner die Gewißheit, daß er nunmehr wirklich die Pflanze gefunden habe, welche die Alten bald Limeum, bald Aconitum genannt, und aus welcher schon die alten Gallier ihr Toxicum und Venenum cervarium bereitet haben. Er trachtete nun darnach, auch die oben (S. 178) erwähnte Rabenpflanze zu ermitteln, welche nach dem Pseudo-Aristoteles das Haupt-Gegengift liefern sollte und fand einen Fingerzeig in dem Glauben der Alpenbewohner, daß das Gift der Thorapflanze das furchtbarste alle Gifte wäre; gegen welches weder bei Theriak noch Mithridat Hilfe zu finden sei, sondern einzig bei einer andern Alpenpflanze, dem Giftheil (Aconitum Anthora L.). Von dieser letzteren Giftpflanze berichtet der alte Tabernämontan, daß sie gegen die Bisse aller giftigen und tollwuthkranken Thiere wirksam sei, „desgleichen gegen die Pestilentz und das erschreckliche und tödtliche Gift des Krautes Thora und des Napellenkrauts (Aconitum Napellus L.), das alles andre Gift weit übertrifft, also

daß auch der beste Theriak diesem Gifte keinen Widerstand thun mag, dem soll allein mit der Wurzel des Heilgifts Widerstand gethan werden, welches die Kraft hat, ihm seine Kraft zu nehmen u. s. w."[67])

Wie die Wunde des Telephos nur durch den (Gift-) Speer geheilt werden konnte, der sie verursacht, so war man der Ansicht, daß ein Gift nur durch ein anderes Gift, nicht aber durch unschädliche Stoffe aus dem Felde geschlagen werden könnte. Nach alter Sage sollte neben jedem Gifte sein Gegengift wachsen, und wie Strabo erzählt, galt im Reiche des Musikanus das Gesetz, jedes neu aufgefundene Gift bei Todesstrafe so lange geheim zu halten, bis das ihm entsprechende Gegengift gefunden sei.[68]) Neben der auch auf den griechischen Gebirgen vorkommenden Thora-Pflanze, die auch Kurt Sprengel für jenes schlimmste „Aconitum" hielt, dessen bloßer Besitz wegen seiner erschrecklichen Giftigkeit in Griechenland mit dem Tode bestraft wurde, neben der Thora sollte die Anthora wachsen, die seine Wirkung aufhöbe.[69]) Dagegen sollte nach Avicenna die Giftwirkung des blauen Aconits so stark sein, daß gar kein ihm ebenbürtiger Gegner in der Pflanzenwelt gefunden werden könnte, so daß nur die Thiere, die ohne Schaden davon fressen, die Mäuse, die seine Wurzeln verzehren (?) und die Insecten, die seine Blüten besuchen, ein Gegengift abgäben. Diesen Unsinn haben Matthiolus, Dodonäus, Tabernämontan, Lobel und andere berühmte Botaniker und Aerzte gläubig nachgeschrieben, ohne zu untersuchen, ob wohl die Mäuse überhaupt diese scharfgiftige Wurzel verzehren mögen. Es wäre aber nicht ohne Interesse, erneuerte

Versuche auch über die gegenseitige Wirkung von Thora und Anthora anzustellen, um zu sehen, ob an diesen alten Geschichten irgend etwas Wahres ist.

Zum Schlusse möchte ich noch kurz auf eine andere Anwendung von Giftstoffen hinweisen, die ebenfalls der Prähistorie angehört, nämlich auf die Anwendung von Giften in der Rechtspflege, sei es zur Ausmittelung oder zur Aburtheilung der Verbrecher. Das erzwungene Verzehren giftiger Stoffe, um seine Unschuld darzuthun, finden wir bereits in der biblischen Geschichte und noch heute bei Naturvölkern der alten und neuen Welt, besonders in Afrika. Und ebenso findet die im Eingange dieses Aufsatzes erwähnte Hinrichtung indischer Fürstinnen durch Pfeilgifte ihr Gegenstück bei solchen Völkern, die entweder erst an der Schwelle der Cultur stehen, oder aus ihren vorgeschichtlichen Zeiten derartige Justizverfahren beibehalten haben. Der Schierlingstrank der Athener ist durchaus keine vereinzelte, nur für Sokrates und Theramenes ersonnene Bestrafungsform gewesen; es war die mildeste der üblichen Todesstrafen und ebenso im alten Massilia (Marseille), wie auch wahrscheinlich an vielen andern Orten üblich. Die alten Aegypter scheinen sich eines Blausäure haltigen Trankes für ähnliche Zwecke bedient zu haben, wenigstens theilt Duteil in seinem Dictionnaire des hieroglyphes mit, daß sich im Louvre ein Papyrus befinde, auf welchem die Worte vorkommen: „Sprich nicht aus das Wort Jao, sonst trifft dich die Strafe, welche der Pfirsichbaum gewährt!" Aelian erzählt von einem süßen Gifte, dessen Gebrauch der König von Indien sich und seiner Mutter vorbehielt, und

wovon sie nur dem Vetter auf dem persischen Throne zum amtlichen Gebrauche etwas abließen, und in ähnlicher Weise verwahrte der Timarch im alten Marseille das Schierlingspräparat, von welchem er auch an lebensüberdrüssige Bürger ein Schlückchen abgeben durfte, wenn er nach genauer Prüfung die Gründe derselben für genügend erkannte. Mächtige Könige, wie Attalus und Mithridat, beschäftigten sich im Alterthum ernstlich mit einer weitern Ausbildung der Giftkunde für politische und juristische Zwecke, ja Aelian preist ohne Scheu den Gebrauch der erwähnten indischen Gifte, weil man den Menschen dadurch vom Leben zum Tode bringen könne, ohne die Strafe durch körperliche Qualen verschärfen zu müssen. Auch hier ist es eine Läuterung der Anschauungen über Ermittelung und Bestrafung der Verbrechen, welche die Anwendung von Giften gänzlich aus dem gerichtlichen Verfahren verbannt hat. Die Rechtspflege empfand je länger je mehr die Unwürdigkeit auch der leisesten Verbindung mit dem Giftmorde, als dem abscheulichsten aller Verbrechen; sie entsagte dem Hausmittel des Naturmenschen, selbst auf die Gefahr einer Verschärfung der Strafe hin. Sie verbot ebenso den Gebrauch der Giftpfeile als eines verführerischen Mittels zur hinterlistigen Tödtung und niemand wird daran zweifeln, daß sie mit allen diesen Maßnahmen Recht gehabt hat. Aber es wird immer lehrreich bleiben, zu erkennen, daß die Bewohner der alten Culturwelt sich nach den verschiedensten Richtungen hin in den Gewohnheiten und Gedankenkreisen der sogenannten Wilden bewegt haben.

Die Zähmung des wilden Feuers.

Fremd noch war einst den Menschen des Feuers
Gebrauch und den Thieren
Raubten das Fell sie noch nicht, um den Körper
damit zu bekleiden,
Sondern sie wohnten im Wald, im Gebüsch, in
den Höhlen der Berge,
Bargen den schmutzigen Leib im Gestrüpp, wenn
der Witterung Unbill,
Brausender Wind und Regen, sie zwang Schlupf-
winkel zu suchen.
(Lukrez, Von der Natur der Dinge. V. Gesang.)

Gleich den indischen, persischen und chinesischen Historikern und den Philosophen, die sich mit der Betrachtung der Urzustände unseres Geschlechtes beschäftigt haben, beginnen auch die Verfasser der mosaischen Urkunde mit einer Aufzählung der ersten Fortschritte der sich selbst überlassenen Menschen und huldigen hinsichtlich der Erziehung des Geschlechtes durchweg evolutionistischen Ansichten. Wir erfahren von einem Nachkommen Kain's, dem Jubal, als demjenigen, der die Viehzucht und die seßhafte Lebensweise eingeführt habe, vom Jubal, dem Erfinder der Musik und vom Thubal-

kain, dem Erzvater der Schmiede, ganz so wie die Griechen und alle andern Culturvölker von einer allmäligen Einführung des Ackerbaues, der Buchstabenschrift und anderer Künste sprachen, und die angeblichen Urheber dieser Culturfortschritte namhaft machten. Merkwürdiger Weise haben sie dabei eine der allerdings ältesten, aber zweifellos größten und wichtigsten Errungenschaften des Geschlechtes — die Erfindung der willkürlichen Feuererzeugung und Befreundung mit dem verheerenden Elemente — übersehen. Späteren kirchlichen Schriftstellern ist diese Lücke des Berichts nicht entgangen und Claudius Marius Victor, der Milton des fünften Jahrhunderts, läßt Adam nach der Vertreibung aus dem Paradiese (gleich dem persischen Husheng) einen Stein nach der in einer Felsspalte verschwindenden Schlange werfen, wobei Feuerfunken hervorsprühen, das dürre Gesträuch in Brand setzen und das Erz aus den Steinen schmelzen.

Schon die alten Philosophen gingen also von einem Urzustande der Feuerlosigkeit aller Menschen aus und der alte Geograph Pomponius Mela wußte sogar von einigen Völkern zu erzählen, die zu seiner Zeit das Feuer noch gar nicht gekannt hätten. Wahrscheinlich waren es Kenner solcher classischen Sagen, welche dieselben im Zeitalter der Entdeckungen von Neuem aufwärmten. Hier und da, auf verlassenen Inseln, wollte man Menschen angetroffen haben, die niemals etwas vom Feuer gehört, es demgemäß für ein lebendiges, beißendes Thier angesehen hätten, als es ihnen zum ersten Male gezeigt wurde, und was derartiger Schifferfabeln mehr waren. Man wird sich

hier zunächst fragen dürfen, wie denn solche arme feuerlosen Menschen nach den einsamen, viele Meilen weit vom Festlande entfernten Inseln hingelangt sein sollten? Wir können es uns schlechterdings nicht anders vorstellen, als daß diese Bewohner Abkömmlinge schiffahrtkundiger Nationen sind, die auf kleinen Kähnen dahin verschlagen wurden, wovon noch aus neuerer Zeit erstaunliche Beispiele bekannt geworden sind. Ein Volk aber, welches sich auf die See hinauswagte, ist sicher kein feuerloses mehr gewesen, denn grade bei der Herstellung der ursprünglichsten, aus einem Baumstamm gehöhlten Kähne, wurde das Feuer bereits als Hilfsmittel benützt.

Die Wahrheit ist, daß die Feuerbenützung zu denjenigen frühesten Culturfortschritten des Menschen gehört, durch die er sich am ersten über das Thier erhob und selbst auf den ältesten Ansiedlungsstätten des prähistorischen Menschen fehlen Kohlen und angebrannte Knochen nur sehr ausnahmsweise, und dann vielleicht nur zufällig; selbst unter den bisher noch stark angezweifelten Spuren des Miozän-Menschen, die der Abbé Bourgeois bei Thenay nachgewiesen haben will, gehören Holzkohlen zu den Hauptzeugen. Die Gelegenheit, mit dem Feuer eine erste Bekanntschaft zu machen, findet sich wohl überall. Lukrez, der sich unter den ältern Philosophen am eingehendsten mit den Urzuständen der Menschheit beschäftigt hat, meinte, daß wahrscheinlich zündende Blitze oder die Selbstentflammung vom Sturme gegeneinander geriebener Baumäste den Menschen zuerst mit dem Feuer bekannt gemacht haben möchten:

Denn es schimmert ja oft des Feuers entzündete Gluth auf,
Reiben nur gegenseitig sich Aest' und Stamm aneinander,
Daß durch beides vielleicht den Menschen das Feuer verschafft ward.

Diese Möglichkeit ist seitdem oftmals erwogen und durch sie das Vorkommen vieler Waldbrände erklärt worden, ja man hat sogar gemeint, von einer zufälligen Beobachtung dieses Vorgangs habe der Urmensch gar leicht sein Verfahren entlehnen können, durch Reibung zweier Hölzer Feuer zu erzeugen. Das ist sehr hübsch ausgedacht, aber ich bezweifle genz entschieden, daß jemals in der Natur durch Reibung zweier vom Sturm bewegter Äste Feuer ausgebrochen ist, und jeder, der es einmal versucht, mit dem demnächst zu besprechenden Feuerquirl helle Gluth zu erzeugen und die erforderliche Beharrlichkeit und Ausdauer erprobt, wird mir darin beipflichten. Aber es fehlt nicht an anderen Feuerquellen in der Natur.

Betrachten wir zunächst ein Naturvolk, welches in der Umgebung eines Vulcans wohnt, dem also durch Lavaströme und heiße Quellen die Annehmlichkeiten einer künstlichen Erwärmung in der kalten Jahreszeit oder während der Nacht bekannt wurden. Es sieht die Bäume, welche der Lavastrom erreicht, in Brand gerathen, und da einer Horde, die keine festen Häuser bewohnt, der vulcanische Ausbruch keinen besondern Schaden bringt, wird sie leicht dazu gelangen, sich an der Lava zu wärmen und das Feuer zu erhalten suchen. Aehnliches wird ein Blitzschlag die in leichten Hütten Wohnenden lehren. Wir müssen den Gedanken aufgeben, daß die ältesten Menschengeschlechter nur in Höhlen gewohnt haben sollen. Felsenhöhlen sind annehmbare Zufluchtsstätten, namentlich für den Winter,

aber der in der offnen Ebene lebende Mensch bedarf ebenfalls der Zufluchtsstätten, und es ist nicht annehmbar, daß er hierin den Anthropoiden nachgestanden haben soll, die sich Nester und Schutzdächer bauen. Aber eine Hütte aus Schilfrohr und Zweigen, die vom Blitze getroffen, niederbrennt, mußte ihn immer wieder mit dem Elemente bekannt machen, dessen Wärme während des tobenden Unwetters so angenehm wirkte. Auf das blöde Staunen des ersten Augenblicks mochte bald der Wunsch folgen, diese Wärmequelle sich länger zu erhalten und dienstbar zu machen. Was dazu nöthig sei, lehrte der Anblick des gierig Aeste, trockne Blätter u. s. w. verzehrenden Elements und so mochte hie und da bald ein Versuch gemacht werden, das wilde Feuer zu zähmen und es zu füttern, wie es mit dem wilden Thier geschehen war. Freilich konnte der Mensch nicht sogleich ahnen, was das Feuer ihm werden würde, aber die Neuheit der Erscheinung, die Verscheuchung der auch in den warmen Strichen zuweilen höchst empfindlichen Nachtkälte, die Vertreibung wilder Thiere durch den Feuerschein und lästiger Insecten durch den Rauch, vor Allem aber die Aufhellung der von allen Naturmenschen so sehr gefürchteten Finsternis konnten auch in wärmeren Strichen das Feuer als werthvollen Bundesgenossen schätzen lehren und den Versuch veranlassen, es wenigstens an einer Stätte in jeder Genossenschaft zu pflegen und vor dem Verlöschen zu bewahren. Ein altes Weib mit einer Schaar Reisig sammelnder Kinder genügte dazu.

Auf die für Naturmenschen zunächst wichtigste Eigenschaft des Feuers, die Lichtspendung, (da sie

in ihrer Furcht vor der Dunkelheit den kleinen Kindern gleichen) beziehen sich zahlreiche Hymnen der ältesten Gebetssammlung der Inder, die, wie man aus dem Wortlaute sehen wird, aus einer Zeit stammen, in welcher noch nicht einmal der Hund gezähmt war. In zahlreichen Hymnen des Rigvêda wird der Feuergott Agni (= ignis) vor allem als der junge Held gefeiert, der die Finsternis und die in ihrem Schutze schleichenden feindlichen Wesen, Thiere wie Dämonen und Gespenster, in die Ferne jagt. „Agni erhebt seine Flagge in die Ferne, um den zurecht zu weisen, der in der Finsternis wandelt," heißt es in einem dieser Preisgesänge und in einem andern: „Verscheuche, tödte diese bösen Geister, welche sich in Gestalt der Fledermaus, der Nachteule, des Hundes, Wolfs und Geiers verbergen." Was die Beleuchtungsvorrichtungen anbetrifft, so waren sie anfangs wohl ohne Frage sehr primitiv; schon in dänischen Küchenmüll-Ablagerungen (Kjökkenmöddings) will man Spuren der einfachsten Lampe nordischer Völker angetroffen haben, die darin besteht, daß man dem kleinen Sturmvogel oder großen Alk, die beide sehr thranig sind, einen aus Moos bereiteten Docht durch den Körper zieht und denselben anzündet. Besser bezeugt sind die unter Pfahlbauresten gefundenen Fackeln aus harzgetränktem Holz und finden wir ja auch die Indianer der Tropen sehr erfinderisch, um sich Fackeln und Windlichter zu bereiten. Ob man in vorhistorischen Zeiten jemals Vorrichtungen gehabt, die Höhlen oder Zelte anders, als durch einen offenen Feuerbrand zu heizen, ist sehr zweifelhaft; die Eskimos kommen noch heutigen Tages ohne Herd und Ofen aus, und wär-

men sich lieber durch Pelze und durch überreichliche Fleischnahrung als am Feuer.

Nichts destoweniger war die Annehmlichkeit des Licht und Wärme spendenden Elementes für alle Naturvölker so einleuchtend, daß man schwerlich in der Annahme fehlgreifen wird, an den verschiedensten Orten der Welt sei das Feuer, lange bevor man es künstlich erzeugen lernte, in ebenso sorgfältige Obhut genommen worden, wie es, vielleicht als Erinnerung an diese alten Zeiten, bei den Vestalinnen in Rom geschah.

Man könnte sogar denken, solches durch langjährige aufmerksame Pflege forterhaltenes Naturfeuer noch in unsrer Zeit bei einigen Stämmen Australiens und Tasmaniens angetroffen zu haben. Backhouse hat von einigen australischen Stämmen und Milligan von den Tasmaniern erzählt, daß sie zwar im Besitze des Feuers gewesen wären, aber außer Stande, es nach dem Verlöschen neu zu erzeugen. Ihre Weiber mußten es ängstlich vor dem Verlöschen bewahren, weil man sonst genöthigt war, weite Wanderungen bis zur nächsten Stammesniederlassung anzutreten, um sich dort das unentbehrlich gewordene Cultur-Element auszubitten und es demnächst besser zu bewahren. Daß dies von altersher dort so war, darauf deutet auch die neuseeländische und weit über Polynesien verbreitete Mythe, nach welcher Maui nach der Wohnung seiner großen Ahnfrau Mahuika gegangen sei, um Feuer von ihr zu erbitten; wobei der Mensch nach der auf der Insel Fakaafo heimischen Version dieser Mythe sogleich einige Kochrecepte mit auf den Weg bekam.[70])

Aber so lange man das Feuer nicht selbst erzeugen konnte, handelte es sich nur um eine erste angenehme Bekanntschaft, die um so weniger zu bedeuten hatte, als nichtseßhafte Horden wenig Vortheil daraus ziehen konnten. Erst mit einer vollkommnen Beherrschung des Elementes begann dessen tiefere Bedeutung und darum konnte der wahrhaft zündende Funken für die Culturgeschichte nur derjenige sein, den man unmittelbar selbst hervorzulocken lernte, und die Feuererzeugung war die erste und folgenschwerste Entdeckung, die der Mensch jemals gemacht hat. Sie ist wahrscheinlich mehr als einmal und an den verschiedensten Orten selbstständig gemacht worden, und obwohl sie, wie wir sehen werden, gewissermaßen unvermeidlich in der natürlichen Entwicklungsgeschichte der Cultur auf einer bestimmten Stufe eintreten muß, haben die verschiedenen Völkerstämme nicht unrecht, trotz dessen Alle ihren ersten Feuererfinder zu verehren und zu preisen. Was nun den Hergang der Sache betrifft, so ist es, wie Lubbock, Caspari und andre Forscher gezeigt haben,[71]) wahrscheinlich, daß die Erzeugung der Steinwaffen, deren sich der Urmensch in Ermangelung der Metalle überall zunächst bediente, zur Feuererfindung führen mußte.

Hier ist nun eine Beobachtung wesentlich, die sich jedem aufdrängt, der sich mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigt, die aber doch erst von Caspari in seiner „Urgeschichte der Menschheit" des Weiteren ausgeführt worden ist. Sie betrifft die erste Arbeitstheilung unter den Urmenschen, wenn man jene früheste Trennung in Arbeiter und Nichtarbeiter, welche den Keim der so-

cialen Frage in sich trug, eine „Arbeitstheilung“ nennen will. Ein Blick auf die in Staaten lebende Thierwelt (namentlich auf die Ameisen), mehr aber noch ein Blick auf die sonderbar ungerechte Arbeitstheilung der auf niedern Stufen stehenden Naturvölker der heutigen Zeit, muß uns rasch genug die Ueberzeugung beibringen, daß der primitivste und früheste Urstaat bereits den Sclavenstand zum Ausdruck brachte. Fast immer zeigt es sich hier, daß es das stärkere Geschlecht, oder allgemeiner gesagt, die Kräftigen sind, welche sich der Faulheit ergeben, indem sie die Schwächeren zwingen, für sie zu arbeiten. Bei unseren heutigen Naturvölkern sind es, den gegebenen Bedingungen gemäß, leider zumeist die Frauen, welche zum Sclaventhum verurtheilt erscheinen, neben ihnen selbstverständlich die Schwachen und Krüppel, d. h. solche, die durch irgend welche äußere Gebrechen nicht zur Aristokratie der Kraft und Gewalt gezählt zu werden vermögen. Insofern bleibt die Bezeichnung als Arbeitstheilung richtig, als die Herren und Gebieter wenigstens die Vertheidigung des Stammes übernahmen, ihn auch wohl mit Jagd- oder Kriegsbeute versahen, wovon freilich den Krüppeln und Schwachen nur dann ihr rechtmäßig Theil zukam, wenn die Beute reichlich ausgefallen war. War dies nicht der Fall, so mag oft genug geschehen sein, was Schmitz bei den Apachen beobachtete. Gehen dieselben nämlich auf einen Raubzug aus, so schaart sich die nicht kleine Zahl der Invaliden und Krüppel zu einem besonderen Trupp, um sogleich zu flüchten, wenn die Beute nicht ergiebig war, da sie bei jeder Knappheit der Nahrungsmittel vom Mitgenuß zurückstehen

und verhungern müssen, ja wohl gar niedergemacht werden.

Da eine solche einfache Lösung der Pensionsfrage in den Zeiten der rohesten Barbarei überall gedroht haben dürfte, so müssen die Krüppel und Schwachen überall von selbst angetrieben worden sein, sich ihren Stämmen nützlich, ja wohl selbst unentbehrlich zu machen, und dies konnte, wenn nur Mangel an bedeutenderer Körperkraft, oder Verkrüppelung und Lahmheit der Füße die Ursache war, welche sie von der Theilnahme an Jagd und Krieg zurückhielt, selbstverständlich am besten geschehen durch Erwerbung einer Handgeschicklichkeit zur vollkommensten Herstellung der nothwendigsten Werkzeuge ihrer Herren Stammgenossen. Es sind dies die Anfänge des Handwerks, welches man nicht ebenfalls noch den Frauen aufbürden konnte, die schon mit den Sorgen für die persönlichen Bedürfnisse ihrer Gebieter und deren Nachkommenschaft mehr als überlastet waren. Caspari nennt diese frühesten Handarbeiter in Hinsicht auf die körperlichen Gebrechen, an denen sie laborirten, doppelt bezeichnend Laborarii. Daß sich von diesen verkrüppelten Waffenfabrikanten der Urzeit das Geschlecht der über die ganze Welt verbreiteten lahmen Feuergötter und göttlichen Schmiede herleitet, wie wir sie in der ägyptischen, griechisch-römischen und nordischen Mythologie antreffen, ist eine sehr wahrscheinliche Annahme und es mag hier nur bemerkt werden, daß Livingstone solche krummbeinige Gottheiten bei afrikanischen Stämmen, andere Reisende aber in Australien und Südafrika ebensolche Gegenstücke des Phthas-Hephästos-Wieland angetroffen haben,

zum Beweise, daß diese Phantasieschöpfung eben tiefere Gründe in überall durchwanderten Entwickelungsverhältnissen gehabt hat.

Schon hierin ist es für den Tieferblickenden deutlich erkennbar, daß jene Krüppel und Lahmen es am häufigsten gewesen sein müssen, die bei Bearbeitung der Kieselsteine, des Holzes und Hornes zur Entdeckung der Feuererzeugung gekommen sind. Das bloße Zersplittern und Aufeinanderschlagen der Steine zeigte ihnen, wenn bis zur Dunkelheit fortgesetzt, ein Hervorbrechen von phosphorischem Lichte, was wir schon gewahren, wenn wir im Dunkeln ein Stück Candis zerbrechen, oder es mit kräftigen Zähnen zermalmen (wobei der ganze Mund Feuer zu sprühen scheint). Ein Versuch, die Steinwerkzeuge mit Löchern zu versehen, sie anzubohren, zu poliren oder zu schleifen, mußte jenes Phänomen erzeugen, was man in den Achatschleifereien, z. B. in Idar bei Oberstein, bewundert: das ganze Stück des halbdurchsichtigen Steines beginnt durch und durch zu leuchten, so daß es im Schatten wie glühend erscheint. Und wie leicht konnte es zur Hervorlockung wirklicher Funken aus dem Steine kommen, wenn man z. B. mit Eisenkies gegen Feuerstein schlug, und nach hartem Bearbeitungsmaterial suchte. Der belgische Forscher Dupont fand im Trou de Chaleux (Namur) eine Eisenkiesniere, welche eigenthümliche Schrammen zeigte, als ob sie zum Feuerschlagen gedient hätte, und ähnliche Stücke sind auch an andern Orten gefunden worden. Sicher mußte die bei der Bearbeitung von Stein und Holz auftretende Hitze, die den Arbeiter unter Umständen nöthigte, die Stücke aus der

Hand zu legen, seine Neugierde wecken, und sobald er die Ursache in der anhaltenden Reibung der Werkstücke erkannt, ihn veranlassen, seine Anstrengung und Emsigkeit zu verdoppeln, um zu sehen, was daraus wird. Jeder Schulknabe, der einmal mit seinem Holzlineal in einem Einschnitt der Tischkante gearbeitet hat, weiß, daß gar keine besondere Anstrengung dazu gehört, um die Hölzer zum Qualmen zu bringen, obwohl man damit noch ein ganzes Stück vom Ausbruch der Flammen entfernt ist. Aber man kann annehmen, daß kaum ein Laborarius der Vorzeit, in dessen Händen ein Holzstück, sei es beim Bohren oder Glattschaben, zu qualmen anfing, dabei stehen geblieben sein wird, ohne zu erfahren, wessen Vorboten der Rauch und brandige Geruch seien. Ein wenig Sand als Politurmittel angewendet, konnte das Ausbrechen der Gluth beschleunigen, und so sah Zuchelli die Neger Westafrika's sich Feuer verschaffen, indem sie einen mit feinem Sand bestreuten Feuerstein gegen Holz rieben. Da es das Holz war, was in Gluth gerieth, so mußte man endlich dahin kommen, die Reibung der Hölzer gegen einander zu probiren, und so konnte die Entdeckung wohl nicht ausbleiben, daß die Reibung eines trockenen harten Holzes gegen ein trockenes weicheres das beste Mittel zur Feuererzeugung sei, ohne daß im Sturm aufeinanderschleifende Aeste ein Vorbild gegeben haben müßten. Mit einem Worte, die Entdeckung des Feuers war eine nothwendige und regelmäßige Folge der durch Arbeitstheilung zu einer gewissen Stufe gesteigerten Handgeschicklichkeit der ältesten Waffen- und Werkzeugsarbeiter und darum eine an den verschiedensten Orten der Erde unab-

hängig gemachte Entdeckung, die, wenn es damals schon Patente gegeben hätte, den Keim zu einem ungeheuren Prioritätsstreite geboten haben würde.

Aber wie mechanisch eine solche Erfindung auch gemacht werden konnte, sie steht, wenn man ihre Folgen überblickt, nichtsdestoweniger als die Urmutter und größte aller Erfindungen da, und in dem ersten Ingenieur steckte der Ahn alles ferneren Fortschrittes in Gesittung, Künsten und Gewerben. Denn nicht allein die Physik und Chemie, die Metallurgie und Schmiedekunst, die Kochkunst, Arzneikunde und Töpferei nahmen hier ihren Anfang, sondern auch wie Caspari zu zeigen gesucht hat, die Theologie und Philosophie, durch das Nachdenken, welches der entspringende Funken entzündete. Es ist ein nicht zu unterschätzender Gedanke, des griechischen Mythos, daß er den Feuerbringer zugleich zum Vater des Menschen und zum götterverachtenden Philosophen, zum Lichtbringer im geistigen Sinne machte. Aber auch das Gemüth, die Herzensbildung ging dabei nicht leer aus, und wenn sich im alten niedersächsischen Bauernhause, der gesammte Hausstand um den offenen Herd der „großen Diele" Abends zusammenfindet, wenn die feine pariser Gesellschaft sich um den Marmorkamin des Gastgebers gruppirt, so mögen sie sich erinnern, daß dieser warme Herd und die von ihm ausstrahlende Behaglichkeit auch auf den wilden Jäger der Urzeit seine Wirkung nicht verfehlte, und den mächtigsten Anziehungspunkt für die Begründung des Familienlebens bildete.

Aber betrachten wir zunächst jenes älteste kleine Feuerzeug, von dem so Großes ausgegangen ist. Wir

denken gewöhnlich viel zu gering von den geistigen Kräften der Naturmenschen. Ihre Feuerzeuge können uns eines Besseren belehren. Zu welcher Vollkommenheit haben manche Wilde, oder sagen wir: ihre Ingenieure, jene erste Maschine gebracht, die das Feuer erzeugte, während umgekehrt unsre Maschinen mit Feuer betrieben werden. Nachdem sie mit bewunderungswürdigem Spürsinn überall die geeignetsten Holzarten ausfindig gemacht, haben sie bald sinnreiche Vorrichtungen ersonnen, die mindestens ebenso schnell und bequem Feuer geben, wie der Stahl am Feuersteine, den vielleicht mancher meiner Leser noch in seiner Jugend gebraucht hat. Es ist aber andererseits natürlich, daß sich der Scharfsinn der ersten Ingenieure darauf concentrirte, dem wichtigsten Bedürfnis Abhilfe zu verschaffen. Ein Streichholz als das denkbar bequemste Mittel der Feuerzündung ist einem Naturvolke, welches nie dergleichen gesehen, ein Wunderwerk. Ich weiß nicht, war es Schweinfurth oder ein andrer Afrika-Reisender, der eine Versammlung von Wilden einen langen Abend hindurch mit Streichhölzchen-Anzünden belustigte. Man konnte nicht müde werden, das Wunder des Feuerfangens bei dem ersten Strich immer von Neuem anzustaunen.

Freilich das Feuerreiben in einer Holzrinne, wie es z. B. Ascherson noch vor wenigen Jahren auf einer Oase der libyschen Wüste sah, ist nicht von so schnellem Erfolge begleitet. Sie nehmen die trockene Rippe eines Dattelpalmenblattes, machen eine Rinne hinein, und ein Mann bewegt ein anderes Stück der Rippe in der Rinne emsig auf und ab, während ein

andrer erstere mit dem Fuße am Boden festhält. Trotz der größten Geschicklichkeit und Anstrengung vergehen 1 1/2—2 Minuten, bis die abgeriebenen Fasern des kieselsäurereichen Holzes zu glimmen beginnen, und im Stande sind, ein Bündel trocknen Grases in Flammen zu setzen. An die Stelle des einfachen zugespitzten Stabes, welchen man innen in der Holzrinne hin und herzog, oder in einem Loche wie einen Küchen-Quirl mit den Händen in schnellster Bewegung erhielt, setzten bereits die alten Inder einen durch das Hin- und Herziehen einer umgeschlungenen Schnur bewegten Quirl, wie ihn noch heute die Eskimo anwenden. Zu diesem Zwecke muß dem Quirl auch eine obere Stütze in Gestalt eines zweiten, von der Hand oder dem Munde gehaltenen Zapfenlagers gegeben werden, die beiden Arani der Inder, um dem Quirl beim gewaltsamen Hin- und Herziehen der Schnur den nöthigen Halt zu gewähren. Solche im Centrum mit einer Aushöhlung versehene viereckige oder scheibenförmige Granitplatten hat man unter andern in den Höhlen aus der Steinzeit im Périgord gefunden, und ihre Beschaffenheit ist derartig, daß Lartet und Christy sie als Bestandtheile des ältesten Feuerzeugs erkannten. Die Inder nannten die ganze von einem Brahminen bei feierlicher Gelegenheit in Bewegung gesetzte und einem göttlichen Zimmermann (Twastri) zugeschriebene Maschine: »Svastika« und hatten dafür ein Zeichen (卐 oder 卍), welches Schliemann merkwürdigerweise auf den thönernen Spinnwirteln wiederfand, die er in so großer Anzahl unter dem Schutt des alten Ilium ausgegraben hat. Die Sioux und kanadischen Indianer benützten noch zweckentsprechender die

um den Quirl gelegte Schlinge einer Bogensehne, um durch eine geeignete Bewegung, die blos eine Hand erfordert, den Quirl in schnellste Drehung zu versetzen. Die Irokesen endlich wenden seit undenklichen Zeiten eine wirklich geistvoll construirte Feuerpumpe an, die gleichzeitig ein ausgezeichnetes Werkzeug ist, um Löcher in Stein, Holz und Metall zu bohren, wobei eine Art Schwungrad die todten Punkte überwinden hilft und den Effect beschleunigt, ein sehr nachdenkliches Product des Erfinder-Instincts in welchem die Erfindungsweise des Feuers gleichsam verewigt ist, sofern die Feuerpumpe zugleich als Bohrer dient.

Es kann das Gefühl eines jeden Menschen wohl nur angenehm berühren, zu erkennen, daß Poesie und Mythus aller Völker die Größe dieser That erkannt haben, und überall einen ersten Spender des Culturelements als übermenschliches Wesen verehren. Zu unserer besonderen Genugthuung gereicht es dabei, zu sehen, daß die poetisch vollkommenste Bearbeitung dieses Stoffes, die Prometheussage unmittelbar in der fernsten Vorzeit ihre Wurzeln hat. Wie Prof. Adalbert Kuhn in Berlin zuerst klar dargelegt hat, ist die Prometheus-Dichtung ein indogermanischer Mythus, der sozusagen unmittelbar, wie der zündende Funke selber aus dem ebenbeschriebenen Feuerquirl hervorgesprungen ist. Pramatha oder Pramathyu wurde nämlich bereits der indische Wohlthäter genannt, der das Feuer dem ersten Menschen (Manu) mitgetheilt haben sollte, und die indischen Etymologen deuteten diesen Namen ganz wie die griechischen als der „Voraussehende.“ Aber in Wirklichkeit entsprang dieser Name der uralten Sanskrit-Be-

nennung des Feuerquirls pramantha, mit dessen Hilfe die indischen Brahmanen noch heute, wie zu den Zeiten der Veden das heilige Feuer entzünden. Die Wurzel manth, welche wir in der Sprache unserer Wäscherinnen noch in den Bezeichnungen „Mangeln" „Mangelholz" (Rolle) antreffen, bedeutet nämlich ursprünglich quirlen, buttern, bohren, und die Vorsilbe pra verstärkt die Bedeutung zu einem gewaltsamen Hervorquirlen, Herausbohren des Feuers, wodurch die Urform des Prometheus-Namen, das indische Pramâtha, die Nebenbedeutung der gewaltsamen Aneignung, des Raubes gewann. Wir begreifen nun leicht, wie daraus die Sage entstehen konnte, daß Pramâtha das Feuer aus seinem dunklen Verstecke geraubt, um es dem ersten Menschen, der damit gleichsam sein Geschöpf wird, mitzutheilen. Und wie dem griechischen Prometheus in dem ersten Menschen Phoroneus — nach griechisch-germanischer Sage ein Sohn der Esche, — ein Gegenbild erwuchs, sofern die peloponnesische Sage diesen als Feuerbringer feierte, so entsprach dem indischen Pramâtha ein zweiter Name des Feuerbringers, Bhuranyu (der „Schnelleifrige"), in welchem die Urform des Phoroneus nicht weniger deutlich zu erkennen ist.

In der That, die Völker des Alterthums haben die Feuerbringer immer gefeiert, und zum Andenken an das große Ereignis der ersten Feuererfindung auf ihren Altären eine heilige Flamme unterhalten, die überall, in Griechenland wie in Rom, im alten Germanien wie in Indien, in Mexico und Peru nach altväterlicher Weise alljährlich stets durch Bohrung aus dem Holze neu entzündet werden mußte, und selbst die Christen haben

hier und da lange an diesem Gebrauche festgehalten. Aber erst uns, den Menschen des Dampfzeitalters ist die Tragweite der Erfindung jener Ungenannten, welche das erste künstliche Feuer aus Stein oder Holz hervorlockten, völlig klar geworden, und wir dürfen aussprechen, was die alten Feuerverehrer instinctiv ahnten: ohne die Hilfe des Feuers konnte der Mensch nie werden, was er geworden ist.

Die Anfänge der Kochkunst und Töpferei.

Da nahm Edda einen Laib aus der Asche,
Schwer und klebricht und voll von Kleien.
Edda, Rigsmal.

Wer da glauben wollte, daß man sich des Feuers bald nach seiner Erfindung zur Zubereitung der Speisen bedient habe, würde sich einem starken Irrthume hingeben. Hat man doch in den letzten Jahrhunderten noch sehr zahlreiche Völker angetroffen, welche von der edeln Kochkunst noch keine Ahnung hatten, obwohl ihnen das Feuer seit undenklichen Zeiten bekannt war. Woher sollten sie auch wissen, daß vom Feuer berührte Nahrung schmackhafter, verdaulicher und zum Theil auch gesünder sei, als die rohe Naturgabe, die sie bisher mit gutem Appetit verzehrt hatten? Vielleicht haben sie das Räuchern des Fleisches früher als das Braten entdeckt, indem sie die Theile der Jagdbeute, die sie nicht sogleich verzehren konnten, in den Rauch ihre Feuerstellen hingen, um sie vor Insectenschwärmen und vielleicht auch vor ihren Hunden in Sicherheit zu bringen. Das Räuchern ist ein langsames Kochen, und wenn das so behandelte Fleisch

wohlschmeckend befunden wurde, mochte man dazu kommen, es auf hohem, von der Flamme nicht erreichten Holzroste langsam über gelindem Feuer gar zu machen, ein bei wilden Stämmen in allen Welttheilen bekanntes Verfahren, welches man Bucaniren nennt, nach dem Worte bucan, mit welchem brasilianische Indianer nach dem Berichte Jean de Lery's vom Jahre 1557 den hohen Holzrost bezeichneten, auf welchen sie das Fleisch legten.

Für manche Völker mag auch die oben (S. 123) erwähnte Meinung des Porphyrius zutreffen, nach welcher man erst durch Brandopfer die Schmackhaftigkeit gewisser vom Feuer berührter Speisen kennen gelernt haben soll. Verehrten Wesen Speise und Trank anzubieten, ist eine Folge der ursprünglichsten Gefühlsregungen des Menschen, und schon in den Gräbern der ältesten Vorzeit stoßen wir auf Reste von Speisen (Thierknochen), die dem Verstorbenen mit in sein Höhlengrab hineingelegt wurden. Dem vom Himmel herab gekommenen Feuer, welches bei vielen Völkern als ein göttliches Wesen verehrt wurde, Speise anzubieten, lag um so näher, als es dieselbe begierig verzehrte, und wir ersehen aus den Hymnen des Rîg-Veda, daß man dem Kinde des Himmels besonders Butterspenden reichte, um es zu stärken, und wie sich die Idee des Brandopfers daraus entwickelt haben mag. Wenn man bedenkt, daß noch bei den historischen Völkern die geopferten Thiere verzehrt wurden, so kann man darin leicht einen Nachklang der Idee finden, das Fleisch erst dem Feuer darzubieten und es dann selbst zu verzehren.

Mag aber der erste Versuch, das Fleisch über offnem Feuer zu rösten oder zu braten geschehen sein, wie er wolle, jedenfalls ist dieser Fortschritt nicht sehr hoch anzuschlagen: trocken am Spieße gebratenes Fleisch bildet noch keinen Triumph der Kochkunst. Aber sehr bald mußte man hierbei bemerken, daß diejenigen Theile am schmackhaftesten wurden, welche vom Feuer nicht unmittelbar berührt worden waren, und aus dieser Beobachtung entwickelte sich die Bäckerei, welche viel älter ist, als die Kochkunst im engeren Sinne. Man begann Fleisch und andere Nahrungsmittel durch Berührung mit Asche und erhitzten Steinen gar zu machen, wie wir den Backofen vorher heizen und dann das Brot oder den Kuchen hineinschieben oder Kartoffeln in der Asche braten. Die Australier, Südsee-Insulaner, Feuerländer und andere amerikanische Stämme, Buschmänner u. A. kannten, als sie zuerst mit Europäern in Berührung kamen, noch keine andern Methoden zur Speisebereitung als Braten, Rösten und Backen. Darwin gibt uns in seiner „Reise um die Welt“ [73]) ein anschauliches Bild davon, wie die Tahitianer, ohne Kochgeschirr zu besitzen, ein leckeres Mahl bereiteten. Nachdem sie das Feuer durch Quirlen eines sehr leichten, weißen Holzes erzeugt hatten, was Darwin nach vieler Mühe ebenfalls gelang, legten sie auf die brennenden Holzstäbe etwa zwanzig Steine, so groß wie Cricketbälle. In ungefähr zehn Minuten war das Holz verbrannt und die Steine heiß. Vorher schon hatten die Leute Rindfleischstücke, Fische, reife und unreife Bananen und die Spitzen des wilden Arum in Pflanzenblätter eingeschlagen. Diese grünen Paketchen wurden in je einer Schicht zwischen

zwei Schichten heißer Steine gelegt und das Ganze mit Erde bedeckt, so daß kein Dampf oder Rauch entweichen konnte. In ungefähr einer halben Stunde war Alles auf das Köstlichste fertig gebacken. „Die ausgesuchten grünen Paketchen wurden nun auf ein Tischtuch von Bananenblättern gelegt; aus einer Kokosschale tranken wir das kalte Wasser des Baches und genossen so freudigst unser ländliches Mahl."

Eine solche Methode, welche den Vortheil darbot, zugleich die Einwirkungen der Pflanzenblätter auf den Geschmack des Fleisches zu zeigen, lieferte verhältnismäßig gute Resultate und bildete vor fünfzig Jahren dort und ohne Zweifel auch noch heute an vielen Orten der Erde die höchste Stufe der Kochkunst. Es ist also nicht wahr, was das Sprichwort behauptet, daß überall mit Wasser gekocht wird; von der Wirkung des siedenden Wassers, ja überhaupt davon, daß das feuerfeindlichste Element Feuerwirkungen übertragen kann, konnte der Naturmensch ja keine Ahnung haben. Auch hatte man keine feuerfesten Gefäße, um einen Versuch zu machen. Die ältesten Kochgeschirre waren Thierhäute, in denen nicht nur die Scythen, wie Herodot erzählt, sondern viele wilde Völker ihr Fleisch dämpften. Fynes Morison in seinem um's Jahr 1600 verfaßten „Itinerarium" erzählt von den Irländern seiner Zeit, daß sie Stücke von Ochsen- und Schweinefleisch mit ungewaschenen Eingeweiden in ein rohes Kuhfell einschlugen, das Ganze in einen hohlen Baum steckten und so auf's Feuer brachten. Ganz ähnlich machten es die Bewohner der Hebriden, wie Buchanan am Anfange des 16. Jahrhunderts erzählt. Das Garwerden breiiger und saftiger

Theile in solchen Fellen mußte unmittelbar darauf führen, eine von den Reisenden oftmals beobachtete Nachahmung des Backens in Erdgruben anzuwenden, die darin besteht, daß ein in den Boden gegrabenes Loch mit einer frisch abgezogenen Thierhaut ausgekleidet wird, um so einen undurchlässigen Kessel herzustellen. Dieser Kessel wurde dann mit Wasser gefüllt, in welches man so lange Steine hineinwarf, die man in einem Feuer glühend gemacht hatte, bis das Wasser siedend und das hinein gelegte Fleisch gar war.

Diese langwierige Methode fand der Reisende Catlin unter andern bei einem Stamme nordamerikanischer Indianer, die darnach von ihren Nachbaren die Assinaboins d. h. Steinkocher genannt wurden, aber seit sie in den Besitz von Töpfen gekommen sind, haben sie die Gewohnheit aufgegeben und kehren zu derselben nur noch bei gewissen altheiligen Volksfesten zurück, ähnlich wie alle alten Völker bei gewissen Festen das Opferfeuer nach urväterlicher Art durch Reibung zweier Hölzer entzündeten. Noch in neuester Zeit fand Jakobsen das Steinkochen in hölzernen Kisten oder Trommeln bei den Aneka-Indianern in Britisch-Columbien und bei den Bewohner von West-Vancouverland.[74]) Die Sitte des Steinkochens hat man aber in großer Verbreitung nicht nur in Nordamerika, sondern auch in Neuseeland, Tahiti und auf anderen polynesischen Inseln angetroffen, und es geht schon aus dieser weiten Verbreitung hervor, daß sie die natürliche Uebergangsstufe zum Kochen in Gefäßen bildete. Für diese Methode reichten hölzerne, oder aus Wurzelfasern wasserdicht geflochtene Körbchen aus, wie sie Holmberg bei den Thlinkithen Nordwest-

amerika's für diesen Gebrauch fand. Noch in unserem Jahrhundert beobachteten Cap. Belcher, Crantz, Perry, Lyon u. a. das Steinkochen bei den Eskimos, die wie die nordamerikanischen Indianer nur Gefäße besaßen, welche die unmittelbare Nähe des Feuers nicht vertrugen. Durch das Hineinwerfen der unmittelbar aus der Asche genommenen Steine erhielt aber das Fleisch eine Zugabe von Staub, Ruß und Asche, die nach unsern Begriffen unleidlich wäre. Derjenige, welcher bei den Eskimos zu Gaste ist, muß sich aber, wie Lubbock bemerkt[75]), an alles das und noch Schlimmeres gewöhnen, wenn er es mit ihnen nicht ganz verderben will. Ihre zum Steinkochen benützten Töpfe und Gefäße waschen sie niemals, sondern überlassen die Mühe der Reinigung ihren Hunden. Wollen sie aber einmal einen Gast recht auszeichnen, so lecken sie das Fleisch, was er essen soll, vom Blute und dem Schmutze, der sich im Kessel daran gesetzt hat, rein, und ein Fremder, der das nicht dankbar hinnehmen wollte, würde wegen solcher Geringschätzung ihrer Höflichkeit für einen unmanierlichen Menschen gehalten werden. Einen eigentlichen Feuerherd besitzen die Eskimohütten nicht; ihre Gefäße bestehen aus Topfstein, ebenso die Lampe, in welcher der aus Moos gedrehte und mit Seehundsthran gespeiste Docht brennt. Die Sitten der Eskimos sind um so interessanter für uns, als wahrscheinlich die vorhistorischen Höhlenbewohner unserer Gegenden eine ganz ähnliche Lebensweise gehabt haben.

Aber auch die alten Bewohner Europas waren zu einer gewissen Zeit überwiegend Steinkocher, wie denn die Culturentwicklung überall ähnliche Wege gegangen

sein wird, und gewisse niedere Stufen nicht leicht übersprungen werden können. In der Cro-Magnon-Höhle, die zu der Zeit, als das Renthier bis zur Dordogne hinab Mitteleuropa durchstreifte, von Menschen bewohnt war, hat man solche runden Kochsteine gefunden und Boyd-Dawkins erzählt in seinem auch in deutscher Uebersetzung erschienenen Werke „Höhlenjagd", [76]) daß man in der von ihm genau untersuchten Victoriahöhle bei Settle in Yorkshire viele runde Kieselsteine mit Feuerspuren gefunden habe, die augenscheinlich als Siedesteine gedient hätten. Diese Höhle enthält aber auch Schmucksachen und Münzen, die bis ins fünfte und sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung reichen und zahlreiche Topfscherben, so daß es zweifelhaft ist, ob jene Siedesteine von älteren Bewohnern benutzt wurden oder von den Trägern der emaillirten Schmucksachen aus Bronze und Silber, die hier wahrscheinlich bei dem Einfall der Pikten und Skoten einen Schlupfwinkel und länger benützten Zufluchtsort gefunden hatten. Morison fand in Irland die Kochsteine zum Erwärmen der Milch noch im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in Gebrauch, Linné sah auf seiner lappländischen Reise (1732) in Ost-Gothland das finnische Getränk Lura, wie anderes Bier bereiten, „nur kochte man es nicht, sondern erwärmte es mittelst glühender Steine." Nach kürzlich von H. Germain mitgetheilten Beobachtungen [77]), haben die Basken, die soviele alte Gebräuche beibehalten haben, auch noch den des Steinkochens lebendig erhalten, aber nur für die Milch, von der sie sagen, daß sie auf diese Weise zubereitet, wohlschmeckender werde. Man thut sie in Gefäße aus Zitterpappelholz, die 6—7 Liter

fassen, und bringt sie dann mittelst faustgroßer, heißgemachter Bachkiesel zum Sieden. Der Gebrauch findet sich noch zu Biddaray bei Bayonne und an andern Orten.

Ohne Zweifel aber machte die Umständlichkeit der Anwendung heißer Steine zum Kochen den Wunsch rege, feuerfeste Geschirre zu haben, die man unmittelbar der Gluth aussetzen konnte, und führte auf allerlei Umwegen zur Töpferei. Man behalf sich lange mit Muschelschalen und Thierhörnern, wozu in südlichen Ländern Schildkrötenschalen und Cocosnußhälften, sowie andere ausgehöhlte Fruchtschalen kamen. Die Muscheln und Schildkrötenschalen erlaubten ja wohl das Thier in seinem eigenen Geschirr zu rösten, wie die Gauchos der südamerikanischen Pampas sich Fleischbrühe in Ochsenhörnern bereiten, die sie mit glühenden Kohlen umgeben. Allein alles das sind nur Nothbehelfe. In den Höhlen der Steinzeit hat man zuweilen, z. B. in der Grotte von La Madelaine im Périgord, ausgehöhlte Steine gefunden, die deutlich die Wirkungen der Hitze zeigten, und in eben dieser Höhle, sowie in der von Eyzies, fand man die früher erwähnten Steine mit einer kleinen Vertiefung, die allem Anscheine nach beim Feuerquirlen gedient haben. Aber in keiner Höhle der sogenannten älteren Steinzeit haben sich mit Sicherheit Topfscherben nachweisen lassen, und damit übereinstimmend fanden sich in mehreren derselben die oben erwähnten Siedesteine.

Die Töpferei hatte ihre bescheidenen Anfänge, und die ältesten aus Thon hergestellten Gefäße vertrugen größtentheils das Feuer nicht, da sie aus ungebranntem, nur an der Sonne getrocknetem Thon hergestellt waren. Noch jetzt trifft man Völker, welche die

Töpferkunst nicht verstehen und andere, bei denen sich nur Anfänge finden. Capitän Cook sah in Unalaschka, wo die Töpferkunst noch nicht erfunden war, Gefäße, die aus flachen Steinplatten bestanden, welche man mit thönernen Rändern versehen hatte. Hatte man aber erst den Rand des flachen Behälters mit Thon eingedämmt, so war man gewiß nicht mehr weit von dem Gedanken, das ganze Geschirr aus dem plastischen Material herzustellen. Die Eingeborenen am unteren Murray kochen ihr Essen in einer Erdvertiefung, die sie an Stelle der obenerwähnten Thierhaut mit Thon bekleiden. Auch überziehen sie Kürbißschalen und hölzerne Gefäße mit Thon, damit dieselben die Hitze zu ertragen vermögen. Das sind nun Uebergänge zur wirklichen Töpferkunst, die zugleich auf den Nutzen eines der Anwendung vorhergegangenen Brennens führen mußten. Natürlich wurden die ältesten Geschirre ohne Töpferscheibe hergestellt und boten plumpere Formen dar; aber sehr früh tritt das Bestreben hervor, diese Gegenstände des täglichen Gebrauches durch regelmäßige Eindrücke der Finger und Nägel, durch umgelegte Schnüre und dergl. zu verzieren.

In ähnlicher, wenn auch hier und da im einzelnen abweichender Weise hat sich wohl überall die Kochkunst auf der Erde entwickelt, vom Braten des Fleisches am offenen Feuer ist man auf das Dämpfen in Thierfellen gekommen, dann auf das Backen durch erhitzte Steine und in erhitzten Hohlräumen, endlich auf das Steinkochen, und zuletzt auf das Kochen in feuerfesten Geschirren, erst aus Thon, dann aus Metall. Die Suppe ist offenbar das jüngste Erzeugnis der edlen

Kochkunst, die Töpferei aber nächst der Waffenerzeugung aus Stein, Horn oder Knochen das älteste Handwerk. Mit den Fortschritten der Kochkunst wurde zugleich die vegetabilische Nahrung in einem weitern Umfange zugänglich, denn das Fleisch, was bisher den Löwenantheil der Mahlzeiten bildete, bedarf des Feuers, um schmackhaft und verdaulich zu werden, viel weniger, als zahlreiche Pflanzenstoffe. Vor allem fehlten die Cerealien in der Nahrung, das tägliche Brot existirte noch nicht, und wenn auch dem Südländer neben der Fleischnahrung zahlreiche wohlschmeckende Früchte winkten, der Bewohner des Nordens fand nur hartes Obst und saure Beeren nebst einigen kärglichen Wurzeln, um seine Fleischmahlzeiten damit zu würzen.

Man kann sich vorstellen, daß Feuer, welches von einer Herdstätte ausging und ein reiches Grasfeld schnell in Asche legte, den Urmenschen zuerst auf die kleinen, geröstet wohlschmeckenden Samen aufmerksam gemacht haben könnte, die nach dem Brande in reichlicher Menge den Boden bedeckten. Denn das Wegbrennen des trockenen Strohes ist die einfachste und schnellste Sammelmethode der Grassamen, und nicht nur der mehrerwähnte „reine" Irländer im sechszehnten Jahrhundert bediente sich des Feuers, nach Morison um seinen Hafer zu dreschen, sondern Martin fand dasselbe wegen seiner Schnelligkeit Graddan (von gälisch grad = schnell) genannte Verfahren auch bei den Bewohnern der Hebriden, um ihr Korn einzuernten. Das Kuchenbacken aus den zwischen Steinen zermalmten und mit Wasser zum Brei gerührten Grassamen zwischen heißen Steinen und glühender Asche ist eine alte

Kunst. Schon in einem Grabe aus der Steinzeit bei Nantes hat man eine Handmühle für Getreide gefunden, bestehend aus einer flachen Steinplatte mit einem Handstein, der theils wie derjenige der Farbenreiber bewegt wurde, theils als Rolle zum Zerdrücken. In den Pfahlbauten findet man diese Handmühle sehr häufig.

Natürlich wurden die Körner nur oberflächlich zerdrückt und die erhaltenen Brotreste der Schweizer Pfahlbauten, der sogenannte Pfahlbau-Pumpernickel, läßt noch deutlich halbe und ganze Körner erkennen. Er besteht meist aus Weizen und Hirse, seltener läßt sich darin Hafer oder Gerste nachweisen. Der Mangel an größeren Poren zeigt, daß keine Gährung des Teiges stattgefunden, die verkohlte Kruste, daß der Teig in der Asche gebacken wurde.

Man braucht nicht zu glauben, daß die Cerealien auch in ihrem Heimatslande alsbald cultivirt worden sein müssen; sammelt man doch sogar noch bei uns von wildwachsenden Gräsern (wir erinnern nur an die Mannagrütze) die Früchtchen ein. Zur künstlichen Anpflanzung mußte überall das Aufsprießen der Nährpflanzen und Obstbäume aus den auf den Mahlzeitplätzen und in der Nähe der Niederlassungen verstreuten Samen führen. Der Ackerbau entwickelte sich demgemäß nicht nur in den Culturländern der alten Welt, sondern auch selbstständig in der neuen; uralte Ackerfurchen, die jetzt von tausendjährigen Urwäldern bedeckt werden, zeugen neben den in Pfahlbauten und sonst gefundenen Ueberresten, daß aus den Jägern und Hirten allmälig Ackerbauer geworden waren.

Zu all diesem Segen, den die Erfindung des Feuers mehr oder weniger mittelbar nach sich gezogen, kam endlich als Schlußkrönung die Versammlung der Familie um den häuslichen Herd, die an ihm befestigte Einzelnehe. Wie wir aus sichern Spuren in noch bestehenden Sitten und Ueberlebseln erkennen, hatten die Menschen früher fast allgemein in der sogenannten Gemeinschaftsehe gelebt, bei welcher von einem eigentlichen Familienleben keine Rede sein konnte. Erst mit der Begründung des häuslichen Herdes als des natürlichen Mittelpunktes des Familienlebens, begann die eigentliche Mission des Weibes, und mildere Sitten fanden hier ihre Heimstätte. Daher zog sich der Feuerdienst, der bei den Persern auf allen Altären gelodert, mit Recht bei den weiter fortgeschrittenen Nationen auf den Cultus des häuslichen Herdes zurück, zu welchem bereits der Agni der Inder in so familiäre Beziehungen getreten war. In jedem Hause der alten Griechen war dem heiligen Feuer, als dem Häuser gründenden Elemente, ein Plätzchen gewidmet, Hestia kommt von ἑστια, „der feste Sitz.“ Der Herd im Innern des Hauses ist ihr Heiligthum, ihr Altar, auf dem sie wohnt und auf dem man ihr opfert, auf dem ihr ewiges Feuer brennt, von dem aller Haussegen, alles häusliche Glück und alle Sicherheit ausgehend gedacht wurde. Es liegt eine tiefere Erkenntnis von dem Urzustande des Menschengeschlechtes und von dem Segen, den die Erfindung des Feuers über die Menschheit gebracht, als man den Alten zugetraut hätte, in diesem Cultus des häuslichen Herdfeuers.

Der Wissensschatz des Menschen.

War nur ein holder Traum das Paradies,
So war's ein Traum, der Höchstes wünschen ließ.
Wir sind erwacht, — des Traumes Bild erblicken
Wir immer noch, nur vor uns statt im Rücken:
Ein Eden langsam wachsend aus der Saat
Der Wissenschaft, der Arbeit und der That.
(W. Jordan, Andachten.)

Die alten Volkslehrer weit von einander entfernt wohnender Culturvölker, welche von einem verlorenen Glück der Vergangenheit geschrieben haben, stimmen merkwürdiger Weise vielfach in der Klage überein, daß es der Wissensdrang des Menschen gewesen sei, welcher jenen unersetzbaren Verlust der goldenen Zeit herbeigeführt habe. Bei den Griechen sollte es das Weib, Pandora, gewesen sein, welches von thörichter Neugier getrieben, und dem ihr gegebenen Verbote zuwider, das Gefäß geöffnet hatte, in welchem die Leiden der Menschheit bis dahin eingeschlossen waren, aber nun in überraschender Zahl hervorquollen und die Erdenbewohner befielen. Ganz ähnliche Sagen besaßen die alten Inder, Chinesen, Chaldäer, Perser und Juden, und bei den letzteren wird das Gut, nach welchem

die Hand auszustrecken den Menschen verboten ward, geradezu als die „Frucht vom Baume der Erkenntnis“ bezeichnet. Es müsse eine giftige Frucht gewesen sein, schlossen viele der Urchristen, so daß der Kirchenschriftsteller Theophilus von Antiochien sich veranlaßt sah, diese Meinung ausdrücklich zu widerlegen.

Mit obigen Anschauungen im vollsten Einverständnisse betrachteten daher die älteren Bibelausleger den ersten Menschen als ein unwissendes, halbthierisches Geschöpf, dem erst nach dem Sündenfall höheres Wissen kam. Der Talmudist Rav Jehuda behauptete sogar: „der Mensch ward als thierisches Wesen, und hatte anfangs auch wie die Thiere hinten einen Schwanz; aber Gott nahm ihm denselben der menschlichen Würde wegen.“ Auch in der christlichen Kirche war die Ansicht von der geistigen Beschränktheit Adams die ursprünglich vorherrschende, und noch im fünften Jahrhundert redet der sogenannte Pseudo-Hilarius den neuerschaffenen Adam in seinem Schöpfungsgedichte: „O du seliges Thier (animal)“ an, und verheißt ihm, daß er dereinst, wenn er sündlos bleibe, göttlichen Wesens werden solle. In einem dem Spanier Juvencus (ums Jahr 330) beigelegten Schöpfungsgedichte in Hexametern wird der Zustand des ersten Menschenpaares vor dem Sündenfalle geradezu als eine Nacht geistiger Blindheit und Unwissenheit ausgemalt, die Wirkung des Apfelbisses dagegen als eine Verscheuchung dieser Blindheit und ein Hellerwerden ihrer Augen. Diese ehemals sehr verbreitete Ansicht gründet sich auf die Bibelworte, daß ihnen, nachdem sie vom Baum der Erkenntnis gegessen, sogleich die Augen aufgegangen

seien, und daß sie erst dann bemerkt hätten, daß sie nackt seien. Der heilige Augustin hat viel Mühe gehabt, dieses zu seiner Zeit sehr verbreitete Mißverständnis aufzuklären.

Bis zu den Zeiten dieses Kirchenlehrers hatten seine Vorgänger, namentlich Theophilus von Antiochien, Irenäus und Tertullian, die Unwissenheit und Unschuld der ersten Menschen von ihrem Kindheitszustande abgeleitet. Die Verfasser der mosaischen Schriften beginnen daher auch, gleich den indischen, chinesischen und persischen Historikern, mit einer Aufzählung der ersten Fortschritte des sich selbst überlassenen Menschen und huldigen hinsichtlich der Erziehung des Geschlechts durchwegs evolutionistischen Ansichten. Verschiedene ältere christliche Schriftsteller und Kirchenlehrer folgten ihnen darin, und gaben sich unbefangen dem Einfluß gewisser heidnischer Philosophen hin, unter denen besonders Lukrez das allmälige Emporsteigen der Menschheit aus sprach- und feuerlosen thierischen Urzuständen mit aller Macht der Phantasie geschildert, und selbst die Stufen eines Stein-, Bronze- und Eisen-Zeitalters bereits auseinandergehalten hatte.

Aber sowohl die christliche, wie die jüdische Dogmatik empfand bald die Nothwendigkeit, mit diesen allzu materialistischen Anschauungen zu brechen, und sich einer ganz entgegengesetzten philosophischen Richtung des Alterthums in die Arme zu werfen, obwohl dieselbe mit den Bibelworten in unlöslichem Widerspruch steht. Es scheint, daß die ältesten Spuren dieser Richtung im alten Babylon zu suchen sind. Die Priester dieses, wie

wir (S. 25) gesehen haben, allerdings sehr alten, vielleicht allerältesten Culturvolks rühmten sich, wie Berossos verrathen hat, seit 20.000 Jahren astronomische Beobachtungen angestellt zu haben, und man sprach von einer vor der großen Flut bereits zur höchsten Blüthe gediehenen Wissenschaft, deren keilschriftliche Aufzeichnungen Sisuthrus, der chaldäische Noah, nachdem ihm die Flut verkündet worden war, in der Nähe der alten Sonnenstadt Sippara vergraben haben sollte, um sie den Ueberlebenden zu erhalten. Nach weiteren Nachrichten wäre dies auch glücklich gelungen und nicht nur die Bibliotheken von Erech und von Ninive, sondern auch der ägyptische Priester Manetho wollten ihre urzeitlichen Nachrichten aus derartigen, in Stein eingegrabenen, vorsintflutlichen Schriften geschöpft haben. Mit fast abgöttischer Verehrung blickten die Griechen und Römer auf die Ueberbleibsel, jener im alten Chaldäa, Indien und Aegypten gepflegten Urweisheit und ihre Philosophen pilgerten nach jenen Ländern, um wenigstens ein Bruchtheil der antediluvianischen Philosophie für ihre Hörsäle zu retten.

Fragen wir, worin dieselbe bestand, so heißt es, daß es nicht erlaubt war, darüber offen zu sprechen, daß man sie nur in symbolischer Sprache, von Mund zu Mund unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit verbreiten durfte. Diodor sagt uns ausdrücklich, daß in den samothrakischen Mysterien die Weisheit eines durch die große Flut vertilgten Urvolkes mitgetheilt werde; Platon, Cicero, Strabon und andre gewichtige Autoritäten stimmen in der Andeutung überein, daß dort der tiefste Urgrund der Dinge, welcher

dem Volke nur unter Bildern zugänglich sei, gelehrt werde. Man ließ durchblicken, daß diese Urweisheit der Vorfahren eine ihnen von höhern Mächten offenbarte sei, und zwar wollten die Babylonier dieselbe von einem fischgestalteten Gotte, der sich ihren Küsten näherte, dem Jannes, die Aegypter von dem göttlichen Erfinder der Buchstabenschrift Thoth, die Etrusker vom Tages, einem Sohne des Jupiter, der aus der Ackerfurche emporgestiegen sei, erhalten haben. Natürlich galten überall die Priesterkasten für die berufenen Hüter dieser Urweisheit.

Einem so verlockenden Vorbilde vermochten auf die Dauer weder die jüdischen Rabbinen, noch die christlichen Kirchenlehrer zu widerstehen und sie begannen trotz des unlöslichen Widerspruchs der Bibel und der Logik, auch von einer Urweisheit Adams zu sprechen, die sonderbarerweise gerade durch das Pflücken und Essen vom Baume der Erkenntnis verloren gegangen sein sollte. Mit einem Worte: der Sündenfall sollte ihn nicht bloß körperlich und sittlich, sondern auch geistig ruinirt haben. Bayle hat in einer kurzen Uebersicht zusammengestellt, was die jüdischen und christlichen Theologen alles von der Weisheit Adams zusammenphantasirt haben. Von dem ersten Tage seines Lebens an, sollte er nach Saliani bereits mehr gewußt haben, als ein andrer Mensch durch die längste Erfahrung sich anzueignen vermag; er habe alle Wissenschaften aus dem Grunde verstanden, sei weiser gewesen als Moses und Salomon, und wer daran zweifele, sei ein Ketzer. Daß er ein großer Zoologe gewesen, gehe ja schon daraus hervor, daß er die Namen aller Thiere gewußt

habe, was ihm selbst heute kein Zoologe nachmacht, und die Rabbinen wußten von einem Examen in der Zoologie zu erzählen, das mit ihm angestellt worden wäre, weil die Engel seine höhere Weisheit angezweifelt hätten. Aber er habe glänzend bestanden, während die Engel durchfielen. Selbst von Aristoteles, der doch im Mittelalter als der Inbegriff aller Weisheit galt, wagte der Karthäusermönch Heinrich von Hessen im Beginne des XV. Jahrhunderts nur zu behaupten, daß er nicht minder weise als Adam gewesen sei. Von allen Wissenschaften und Künsten, deren Besitz man ihm zuschrieb, wagte Pinedo nur allenfalls die — Staatskunst auszunehmen, während C. Arndius nicht zögerte, ihm sogar die Kenntnis der Literaturgeschichte zuzuschreiben. Auch Luther zweifelte nicht daran, daß sich bei Adam wie bei Eva die höchste Weisheit, sogar Kenntnis aller Sterne und genauestes astronomisches „Wissen" befunden habe, und es konnte somit nur als arge Ketzerei betrachtet werden, daß Cajetan daran zweifelte, ob er in Astronomie und Chemie recht bewandert gewesen sei. Im Gegentheil, die Alchemisten verehrten ihn als den Erzvater ihrer Wissenschaft und im lange verloren geglaubten Buche Henoch, welches jedenfalls bereits vor Beginn unsrer Zeitrechnung verfaßt worden ist, werden wir, nicht ohne schwerlöslichen Widerspruch mit der oben angedeuteten Meinung von dem geringern Wissen der Engel, dahin bedeutet, daß es gewisse gefallene Engel gewesen wären, welche die ersten Menschen in der Auffindung und Bearbeitung der Metalle und Edelsteine, in der Bereitung der Schminken und andrer Schönheitsmittel, über die Kräfte der

Kräuter, ja selbst in Zauberei und Sterndeutung unterrichtet hätten. So konnte die Sternkunde schon von den Kindern Seths auf eine hohe Stufe gebracht werden, erzählt Josephus, und setzt (ohne Zweifel mit Anlehnung an die obenerwähnten chaldäischen Nachrichten) hinzu, daß sie ihre Entdeckungen sowohl in eine steinerne als in eine thönerne Säule eingegraben hätten, um ihre Wissenschaft vor der doppelten Verwüstung der Welt, einmal durch Feuer und einmal durch Wasser, die ihr Großvater Adam prophezeit hatte, zu bewahren.

Man wird an die Worte des Mephisto erinnert, daß ein vollkommener Widerspruch für Weise und Thoren gleich anziehend sei, wenn man erfährt, daß einige Bibelforscher Adam und Eva trotz ihrer durchdringenden Weisheit und Voraussicht nur wenige Stunden die Last derselben tragen ließen, während andere sie wenigstens einige Tage oder Wochen weise bleiben lassen. Aber bald regte sich die Lust noch mehr zu wissen und sie griffen nach den Früchten von dem Baume der Erkenntnis. Den fernern Widerspruch, daß die Gabe der Erkenntnis einmal als göttlich und dann wieder als teuflisch bezeichnet wurde, suchten die Theologen, um die Theorie vom Sündenfall damit zu retten, dadurch zu lösen, daß sie sagten, der Mensch sei nur zu einer allmäligen Erkenntnis bestimmt gewesen, in dem Maßstabe, wie ihm dieselbe ohne moralischen Nachtheil mitgetheilt werden konnte, und der Fehler des ersten Menschen habe eben darin bestanden daß er die wohlwollenden erzieherischen Pläne der Vorsehung mit seiner sträflichen Neugier durchkreuzt habe. Die gerechte Strafe war, daß ihm und seinen Nachkommen ebenso

wie die andern Vollkommenheiten des Leibes und der Seele auch die offenbarte Weisheit allmälig ganz verloren ging, und das Geschlecht von Stufe zu Stufe sank.

Es ist merkwürdig, daß diese von keinem kanonischen Buche gestützte Idee von der verlornen Urweisheit bis in die neueste Zeit hinein ihre begeisterten Anhänger und Verfechter gehabt hat. Im vorigen Jahrhundert war es der französische Astronom Bailly, der aus den Bruchstücken der astronomischen Kenntnis bei einigen alten Völkern auf das ehemalige Vorhandensein eines weisen Urvolkes in Asien schloß, dessen Kenntnisse in einen dunklen Ursprung gehüllt seien, und in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts bildete sich aus deutschen Gelehrten ein Verein für „Verbreitung von Naturerkenntnis und höherer Wahrheit", in dessen Schooße vor Allem die Idee gepflegt wurde, in den Mysterien und Tempelculten der Alten seien die Trümmer jener alten Weisheit und Naturkenntnis unter geheimnisvoller Verhüllung fortgepflanzt worden und die gesammte Mythologie der heidnischen Völker sei auf ein Mißverstehen dieser uralten Überlieferungen zurückzuführen. Professor Schweigger in Halle, ein auf dem Gebiete des Elektromagnetismus verdienter Physiker, stand nicht an, den Wissenden unter den Alten sogar eine genaue Kenntnis der Gesetze des damals eben „neu" entdeckten Elektromagnetismus zuzuschreiben und meinte, daß man nichts Besseres thun könne, um den Studirenden die schwierigsten Gesetze und Probleme dieses neuen Wissensgebietes anschaulich vorzuführen, als wenn man zu der Bilderschrift der griechischen Tempel zurückgreife.

Vor Allem aber haben einige Winke des alten Herodot und Strabo, nach denen in den äußern Ausdehnungen der großen Pyramide von Gizeh gewisse mathematische Verhältnisse und bestimmte Maßeinheiten niedergelegt seien, die Alterthumsforscher gereizt, hier ein unvergängliches Denkmal der offenbarten Urweisheit zu erkennen, und daraus die tiefsten Geheimnisse der Welt abzuleiten Bereits im Jahre 1637 suchte der Oxforder Professor John Greaves diese Geheimnisse der großen Pyramide mit der Meßschnur zu ergründen, und die Gelehrten der französischen Expedition Le Père und Coutelle fanden, daß die Angabe des Strabo, die Höhe des Baues gleiche genau einem Ägyptischen Stadium, bewunderungswürdig zutreffe, woraus weiter folge, daß die alten Ägypter vor undenklichen Zeiten Gradmessungen mit einer Genauigkeit ausgeführt hätten, die man vor hundert Jahren kaum übertraf. In unserm Jahrhundert widmete zuerst der englische Oberst Howard Vyse der großen Pyramide ein dreibändiges Werk (1837), in welchem er auf Grund der Messungen seines Ingenieurs Perring wunderbare Dinge entdeckt hatte. Ihm folgte der Ingenieur Wild aus Zürich, der in dem Verhältnisse der Maße eine großartige architektonische Vorführung des pythagoräischen Lehrsatzes erkannte. Mr. John Taylor aus London veröffentlichte sodann 1864 die große Entdeckung, daß in dem Maßverhältnis der Pyramidenhöhe zur Summe der Basis-Kanten die Ludolf'sche Zahl mit Ludolf'scher Genauigkeit mehrere tausend Jahre vor demselben architektonisch verewigt sei.

Aber alles das waren nur die Vorläufer der pyramidalen Entdeckungen, welche der schottische Astronom Piazzi-Smyth an der großen Pyramide machen sollte, Entdeckungen, die darauf abzielen, zu zeigen, daß diese Pyramide ein von Gott inspirirtes Werk ist, in welchem die größten physikalischen und astronomischen Entdeckungen unserer Tage, die Maße des Weltalls, vorweg deponirt sind, vor welcher die Kepler, Newton, Herschel und Humboldt das Haupt neigen sollen, in Demuth bekennend, daß sie mit der geoffenbarten Weisheit der großen Pyramide keineswegs concurriren können. Seit dem Jahre 1864 hat Piazzi Smyth eine Bibliothek von sechs, zum Theil sehr dicken Bänden über das ehrwürdige Bauwerk veröffentlicht, von denen wir hier nur auf den letzten verweisen[78]), da er die vollständigste Uebersicht gibt. Wir wollen die wunderbaren Resultate dieser Pyramidenweisheit zur Beschämung der modernen Forschung hier nochmals kurz zusammenstellen: 1. Die Höhe der Pyramide entspricht einem Milliardstel der Entfernung der Sonne von der Erde, mit einer Genauigkeit, wie man sie 1867 noch nicht erreicht hatte, und erst in den jüngstverflossenen Jahren berechnet hat. 2. Die Pyramide ist so genau nach den Himmelsgegenden orientirt, wie es z. B. Tycho Brahe bei seiner Sternwarte auf Uranienberg trotz alles angewendeten Fleißes nicht erreichen konnte. 3. Das Gewicht der großen Pyramide entspricht haarscharf dem hundertbillionsten Theil des Erdgewichts. 4. Ein halbes Milliardstel des Erddurchmessers entspricht dem Pyramiden-Zoll, der zugleich Maßeinheit für den Bau des Weltalls und der —

Stiftshütte war. 5. Die Basiskanten ergeben in Pyramiden-Ellen die Tage eines Jahres bis auf den Bruch. 6. Die Länge des Jahresweges der Erde um die Sonne beträgt genau hunderttausend Millionen Pyramiden-Zolle. Ich will nur noch kurz erwähnen, daß in dem Innern der Pyramide ein Gefäß gefunden wurde, dessen Inhalt mit Wasser gefüllt, zur Bestimmung des Pyramiden-Pfundes dient und zugleich die mittlere Erddichtigkeit ausdrückt, daß die Richtung des geneigten Hauptganges das Erbauungs-Jahr angibt und den unverrückbaren Zeiger darstellt, der das durch das Vorrücken der Nachtgleichen bestimmte große Weltenjahr abmißt, nach welchem alle Constellationen des Weltalls wiederkehren.

Man kann sich denken, mit welchem Enthusiasmus die Ergebnisse dieser Untersuchungen, welche die moderne Wissenschaft vor der offenbarten Urweisheit demüthigen sollen, von christlich conservativen Männern aufgenommen worden sind. Eine große Reihe derselben, von denen nur Prof. Hamilton Smith in New-York, Sir John Vincent Day in Glasgow, Sir John Herschel und Abbé Moigno in Paris erwähnt werden mögen, haben sich mit Smyth vereint, um den Triumph der offenbarten Weisheit vollständig zu machen und man darf demgemäß auch ferner noch auf die überraschendsten Enthüllungen aus diesem Kreise für die Verbreitung höherer Wahrheit rechnen. Schon haben sie entdeckt, daß in der großen Pyramide nicht nur, wie in einem Grundsteine, der Bauplan und die Maße des Weltalls niedergelegt seien, sondern daß darin auch das Jahr der Sintflut, der Geburt und

des Leidens Christi, des Weltuntergangs u. s. w. zwar nur in Maßverhältnissen, aber dem geschärften Auge deutlicher, als wenn es geschrieben stünde, ausgedrückt seien.[79])

Es bleibt uns nur noch übrig, auf einige Umstände hinzuweisen, welche alle diese hochgelehrten Herren für unwesentlich halten, und darum in ihren Schriften kaum erwähnen, nämlich darauf, daß wir eigentlich gar nicht so genau feststellen können, wie groß die ursprüngliche Höhe der Pyramide, die Länge ihrer Kanten und viele andere wichtige Maßverhältnisse gewesen sind. Bekanntlich fehlt derselben die scharfe Spitze und die gesammte äußere Bekleidung, und je nachdem man die letztere etwas dicker oder dünner animmt, kann man durch Multipliciren oder Dividiren jede beliebige Zahl herausbekommen, die man sich zu finden vorgenommen hat. So hat denn auch einer der begabtesten Schüler Smiths, Herr A. Dufey, Mitglied des ägyptischen Instituts in Paris, in vollem Ernste, aber zum Entsetzen des Meisters, aus den Dimensionen der großen Pyramide herausgerechnet, daß ihre Erbauer — Amerikaner gewesen seien[80]), während Prof. Wackerbarth in Upsala vielleicht nicht mit demselben Ernste, aber mit derselben Genauigkeit die wunderbare Zahl π auch aus den Maßverhältnissen seines Fortepianos und aus der Höhe der Paulskirche ableiten konnte und dadurch zu der Meinung gelangte, daß Zahlen in der Hand von Träumern gefährliche Spielzeuge seien.

Auch was die von Bailly und Andern weit übertriebenen. astronomischen Kenntnisse der Urvölker anbetrifft, so hat man dank den Fortschritten der Keil-

schriftentzifferung der unheimlichen Urweisheit etwas genauer auf die Finger sehen können. In der Bibliothek von Ninive wurde unter anderen eine größere Anzahl von Tafeln gefunden, die zu einem großen astronomischen Werke, Namar Bel betitelt, gehören, und wie die meisten dieser Werke im Jahre 700 v. Chr. auf Befehl König Sargon's II. nach Tafeln copirt sind, die vielleicht tausend Jahr und darüber alt waren. A. H Sayce und andere Keilschriftkenner haben diese Sargon'-schen Tafeln übersetzt, und es tritt uns daraus ein respectables Beobachtungsmaterial entgegen. Aber einmal zeigen sich diese Kenntnisse tief gesättigt mit astrologischem Aberglauben, dem deutlichsten Merkmal einer kaum den Kinderkrankheiten entronnenen Wissenschaft, auf der andern Seite begegnet man Angaben über Finsternisse, die nicht zur berechneten Zeit eingetroffen waren, wahrscheinlich weil man nur den sehr einfachen, regelmäßigen achtzehnjährigen Cyklus der Finsternisse kannte, nicht aber zu berechnen wußte, an welchen Orten der Erde dieselben sichtbar sein würden. So hat man ein Täfelchen aufgefunden, auf welchem der Staats-Astronom Abal-Istar dem Könige Meldung über eine derartige ausgebliebene Sonnenfinsterniß macht. Derartige Mißerfolge könnten unsern Astronomen nimmermehr zustoßen und die offenbarte Urweisheit verträgt also wenigstens auf astronomischem Gebiete keinen Vergleich mit unsrer selbsterarbeiteten sündlichen Wissenschaft.

Die Zähigkeit, mit welcher gewisse Gelehrte an dem Traum von einem goldnen Zeitalter des Geistes festhalten, entspricht durchaus der weiten Verbreitung

jener Herzwunschmythe der Menschheit, daß ihre Bestimmung sei, ohne Uebel und Krankheit in göttlicher Faulheit und bei unerschöpflichem Ueberflusse unsterblich zu leben, wie es der ersten Menschen Bestimmung gewesen sei. Gehörte der Paradiesestraum dem armen, hungernden, überbürdeten und leidenden Volke an, so schwelgten in dem Urweisheits-Rausche seit jeher die mit ihrer Erkenntnisstufe unzufriedenen, dürstenden Forscher. Dieselbe Phantasie wird uns heute in einer andern Absicht vorgespielt, nämlich gleichsam als Haupttrumpf und letztes Mittel, um uns zu beweisen, daß die Wissenschaft wirklich umkehren müsse, da die Menschheit sich nicht aus einem Zustande der Barbarei zur Civilisation emporgearbeitet habe, sondern umgekehrt von der höchsten Bildungsstufe in die tiefste Rohheit herabgesunken sei, daß die Lehre von dem Sündenfall eine tiefe Wahrheit enthalte, und daß Platon vollkommen Recht habe, wenn er fordere, daß der göttliche Geist des Menschen sich zurückbesinnen soll auf Alles das, was er seit seiner Incarnation vergessen habe.

Die zuerst von dem französischen Juristen Jean Bodin († 1596), dann von den englischen Philosophen Hobbes und Locke, in der Neuzeit von Lyell, Lubbock, Fraas, Schaaffhausen und vielen andern Forschern vertretene Ansicht, daß der Mensch ursprünglich allerwärts in einem Zustande der Unwissenheit, Uncultur und Wildheit gelebt habe, wie wir ihn noch jetzt bei sehr vielen Naturvölkern antreffen, daß er sogar noch tiefer als halbthierisches Wesen mit unvollkomner Sprache begonnen haben muß, um sich langsam aus dieser Rohheit und Barbarei emporzuarbeiten,

hat bei einigen Forschern, welche die Urweisheitslehre um jeden Preis retten möchten, eine verzweifelte Gegenwehr hervorgerufen. Zu den tollsten Vorkämpfern der paradoxen Ansicht J. de Maistre's (S. 108), daß der Culturzustand der Indianervölker vielmehr umgekehrt das Endergebnis eines allmäligen, durch die Zerstreuung und Isolirung von „Auswürflingen der Cultur" beförderten Rückschreitens und Herunterkommens sei, gehört ein Franzose Namens Hippolyte Clauzel.[8]) Selbst die an so vielen Orten der Erde gefundenen rohen Steinwaffen und Knochenwerkzeuge des prähistorischen Menschen, die man kaum jemals über den Trümmern wirklicher Culturstätten, nicht selten aber unmittelbar unter denselben gefunden hat, wie z. B. auf Hissarlik, können diese fanatischen Parteigänger einer vorgefaßten Meinung nicht überzeugen. Jene vermeintlichen Messer und Beile waren nach Clauzel die religiösen Symbole des weisen Urvolkes, ja die in ägyptischem Styl gehaltenen Darstellungen der vom Himmel herabgetropften Urweisheit selbst! Sie waren zugleich die Abbilder der Paradiesfrucht, welche die von dem Cherub vertriebenen Menschen auf allen Wanderungen mit sich führten, wie Hausgötter verehrten und einander als Erinnerung an den göttlichen Ursprung in's Grab legten! „Alle diese Steine," so hatte Leguay gesagt, „haben den Sinn von Votivgaben; sie entsprechen sozusagen den Immortellenkränzen und ähnlichen Liebeszeichen, die wir auf die Gräber unsrer Verwandten und Freunde legen, einem Brauche folgend, der sich im Dunkel der Zeiten verliert ..... Zu allen Zeiten, auf jeder Culturstufe empfand der

Mensch den Drang, seiner Trauer äußerlichen Ausdruck zu leihen ..... In jenen fernen Epochen nun verfertigte jeder seine Opfergabe selbst, formte seinen Kiesel, und trug ihn selbst herbei. Dieser Auffassung würde am besten die Verschiedenheit der in den Gräbern zerstreuten Kieselstücke entsprechen und insbesondere die Roharbeit einer großen Zahl von weniger geschickten Händen gearbeiteter Stücke unter ihnen." Zu dieser „wohldurchdachten" Vermuthung über die Bedeutung der massenhaften Werkzeuge in manchen Gräbern, bemerkt Clauzel: „Man darf nicht vergessen, daß in jener Zeit, in der man die Gottheit durch Steine versinnlichte, der roheste Splitter dieselbe Bedeutung wie das bestgeformte Stück hatte. Indessen, es ist bemerkenswerth, daß diese Splitter, die man heute lächerlicherweise zu Sägen und Schabsteinen machen möchte, fast regelmäßig und zum Beweise ihrer mystischen Bedeutung die Form eines dreiseitigen Prismas, als Darstellung der Dreieinigkeit, darboten."

Ebensowenig, wie man also aus den rohen Formen dieser vermeintlichen Werkzeuge und Waffen schließen dürfe, daß man damals keine besseren im gewöhnlichen Leben verwendet habe, ebensowenig dürfe aus den megalithischen Bauwerken, den Steinkreisen und rohen Opfertischen geschlossen werden, daß die Erbauer darin etwas ihnen Ebenbürtiges, oder gar ihr Höchstes geleistet hätten, während sie doch anderwärts Wunderbauten vollführt hätten, die wir uns vergeblich bemühen, nachzuahmen. Clauzel erinnert zur Erklärung der Rohheit dieser dem Cultus gewidmeten Monumente der Vorzeit an das biblische Gebot: „So du mir einen Altar errichtest,

sollst du ihn nicht aus behauenen Steinen erbauen, er würde entweiht werden, wenn du ihn mit dem Meißel berührtest," eine Vorschrift, die man, so gut es anging, noch beim ersten Tempelbau zu Jerusalem durchzuführen suchte. Diese Bauten der vorsündflutlichen Kinder der Weisheit, waren eben absichtlich roh gehalten, um die Afterklugheit des neunzehnten Jahrhunderts zu äffen. Von der hohen mathematischen Bildung legt aber die Bewegung und Aufrichtung der colossalen Massen allein schon vollgiltiges Zeugnis ab. Daß die Griechen und andre Völker in einem wohlübersehbaren Entwicklungsgange begannen, die geheime Mathematik ihrer Urahnen anzuwenden und mit Meißel und Loth immer schönere Tempel zu bauen, daß Dädalus die geschlossenen Füße und Arme der archaistischen Bildwerke löste und dem Marmor Leben gab, war also, wie es scheint, bereits Profanation und Decadence, und die rohen Bildwerke der Osterinsel sind als absichtlich roh gehaltene Sculpturen vielleicht von diesem höheren Gesichtspunkte aus „unsrer lieben Frau von Melos" weit vorzuziehen.

Es ist bei dem Zustande unsres thatsächlichen Wissens über diese Dinge beschämend, eingestehen zu müssen, daß sich ähnlichen Phantasiegebilden auch einige bessere Forscher der Neuzeit angeschlossen haben, wie der Präsident der Liverpooler philosophisch-literarischen Gesellschaft Albert Mott (1873) und der Mitentdecker der darwinschen Theorie, Alfred Russel Wallace, in seiner Eröffnungsrede der anthropologischen Abtheilung auf der Glasgower Naturforscher-Versammlung (1876). Allen Ernstes glaubten Mott und Wallace ausreichende Beweise, daß auch unsre Vorfahren die herabgekommenen,

in Unwissenheit gefallenen Kinder einer viel weiseren Urzeit seien, sowohl aus den Ruinen der Vorzeit, als aus thatsächlichen Vorkommnissen und Befunden bei jetzt lebenden Völkern führen zu können. Ihr melancholisches Schlußergebnis lautet: „daß mehrere, vielleicht die Mehrzahl unsrer wilden Völker, (warum nicht alle?) die Abkömmlinge gebildeterer Racen seien, wie denn auch die ihnen bekannten Kunstfertigkeiten in entfernten Continenten mit einander eine erstaunliche Aehnlichkeit darböten, und auf einen gemeinsamen Ursprung von civilisirteren Nationen hindeuteten.“ Insbesondere glaubt Wallace mit dem Dr. Daniel Wilson bei den Urbewohnern Nordeuropa's, die durch das Klima leicht erklärbaren Spuren einer Decadence zu erkennen, da der Mensch wahrscheinlich in ungeheuer zurück liegenden Zeiten in wärmeren Strichen zuerst aufgetreten sei. Es würden demnach die älteren Schichten Zeichen einer größern Kunstfertigkeit als die darauf liegenden jüngern aufweisen müssen. In dem wohldurchsuchten Europa findet diese neue Anschauungsweise weniger Stützen, als in Nordamerika und in der Südsee (vergl. S. 109), aber auch hier gibt es einzelne Erscheinungen, die man in diesem Sinne verwerthen kann. In Trümmern liegen die Wunderbauten der alten Indier, Perser, Chaldäer, Ägypter und andrer Völker, die vor Jahrtausenden stolz auf barbarische Nachbarn herab sahen; wilde Horden, die keine Ahnung von der Weihe des Bodens haben, hausen in den Trümmern. Die Blüthe Griechenlands ist für immer verwelkt, und die Ruinen seiner Tempel, die Fragmente seiner Bildwerke scheinen bedeutungsvoll auf den Verfall der Kunst und Gesittung hinzudeuten,

dessen Endziel mithin wäre, daß die Menschen wieder zu Halb- oder Ganz-Wilden würden.

Gewiß enthält die stumme Predigt der Ruinen, wie sie einst Volney in Worte gekleidet, tiefe Mahnungen zweifellos sind in zahlreichen Ländern die Menschen von höhern Culturstufen herabgesunken, einige Male selbst bis zur Grenze des Thierreichs, und sicher ist mithin das Gerede von einem nothwendigen, in gerader Linie erfolgenden Fortschreiten der Gesittung und des Wissens ebenso falsch, wie das andere von einem zielbewußten Aufsteigen der Thierwelt bis zum Menschen. Wir haben hier aber nicht zu untersuchen, wie weit sich demjenigen, was wir als Blüthe der Cultur und Civilisation bezeichnen, Keime des Verderbens beimischen; nach welchen Gesetzen Staaten entstehen und vergehen; ob die Cultur nach Osten oder Westen fortschreitet; die Frage ist vielmehr: ob von dem Hinsterben einzelner Culturvölker abgesehen, ganz im Allgemeinen ein Fortschreiten oder Rückschreiten stattgefunden? Ob die Cultur an einem bestimmten Orte erlischt, ist für den allgemeinen Fortschritt ganz unwesentlich, wenn deren Errungenschaften von andern entfernt wohnenden Völkern übernommen und fortgeführt werden, auch die Ideale selbst mögen wechseln oder zeitweise unterdrückt werden, uns kann hier nur die Frage interessiren, ob es eine nach allen Richtungen höhere Cultur und höheres positives Wissen im Anfange der Menschengeschichte gegeben hat oder nicht.

Von vornherein würde man sicherlich kein Recht haben, die Möglichkeit einer solchen, durch Fluten oder andere Erdumwälzungen vernichteten Urcultur in Abrede

zu stellen. Allein noch niemals hat man in denjenigen oberen Schichten unserer Erdrinde, in denen sich überhaupt Menschenreste finden, Spuren entdeckt, die man auf eine höhere antediluvianische Cultur beziehen könnte, und die Parteigänger derselben werden sich vor der Hand bescheiden müssen, ihre Hoffnungen auf versunkene Inseln, wie Atlantis oder Lemuria, oder auf den Meeresgrund selbst zu richten, wobei freilich nicht verschwiegen werden darf, daß die neueren Forschungen auf eine größere Beharrlichkeit der großen Meeresbecken hindeuten, als man sie früher annahm. Kurz die Aussichten der Rückschrittler sind sehr gering, auch wenn man von den allgemeinen Beweisen absieht, welche die Vervollkommnung der Wesen in den einzelnen Erdschichten von unten herauf und die Vergleichung der Weltanschauung, Sitten und Gebräuche alter Culturvölker mit denen gewisser heute lebender Naturvölker an die Hand geben, absehen wollte.

Aber wenn man diese Irrwege des menschlichen Geistes aufgibt, drängt sich die Frage heran, wie klein oder groß die geistigen Gaben gewesen sein mögen, mit denen der Mensch seine Laufbahn begann? Darauf kann nur eine ganz allgemeine Antwort gegeben werden, dahin lautend, daß sie von Anfang so groß gewesen sein müssen, um sein Dasein zu fristen, den stärkeren oder schnelleren Wesen gegenüber, die ihn bedrohten oder ihm Concurrenz machten. Ohne Zweifel bildeten angeborne sociale Neigungen, die Nothwendigkeit erst den reißenden Thieren gegenüber, und dann gegeneinander mit vereinten Kräften vorzugehen, das mächtigste Beförderungsmittel der menschlichen Intelligenz. Wir sehen überall, daß Wesen, die sich zu gesellschaftlichem Mit-

einanderleben zusammenschließen, wie zum Beispiel die Ameisen und Bienen unter den Insecten, in den Leistungen ihrer Intelligenz über das Niveau ihrer Verwandten emporsteigen.

Bei dem Menschen kam ein Ausdrucks- und Verständigungsmittel ganz andrer Art, als es die Thiere besitzen, die Lautsprache, hinzu, um den geistigen Fortschritt in niemals vorher dagewesenem Maße zu beschleunigen. Ueber die Entstehung der Sprache ist in den letzten Jahren soviel geschrieben worden, daß wir absichtlich vermeiden, auf dieses Problem hier näher einzugehen. Es ist ja ziemlich unmittelbar erkennbar, daß sie mit Geberden und Lauten zum Ausdruck augenblicklicher Gefühlsregungen (Interjectionen) begonnen haben muß, daß sodann Schallnachahmungen verschiedener Art, z. B. des Meckern der Ziegen, des Vogelgesangs, zur Erkenntnis führen mußten, wie man jedes Jagdthier und jeden Vogel, und schließlich auch mechanische Thätigkeiten, wie z. B. traben, klappern oder raspeln durch Nachahmung ihrer Stimmen und Geräusche sicher bezeichnen konnte, so daß zuletzt jeder Gegenstand und jede Thätigkeit des täglichen Lebens und Gesichtskreises seine bestimmte lautliche Bezeichnung erhalten konnte. In dem Maße wie sich der Gesichtskreis erweiterte, wurde auch die Sprache bereichert, zu den einfachen Benennungen des Einzelnwesens kamen Worte für allgemeine Begriffe und abgeleitete Vorstellungen, die Technik der Sprache erweiterte sich, um Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges leicht auseinanderzuhalten, die Partikel, um die Rede fließend zu gestalten, wurden erfunden.

Das Alles sind keine Hypothesen, sondern nothwendige Annahmen, und ebenso sicher ist, daß in dem Maße, wie die Ausdrucks- und Verständigungsmittel sich ausbildeten und vervollkommneten, wie der dunkle innere Trieb in das Licht des Bewußtseins, der sprachlichen Zergliederung erhoben wurde, auch das Vermögen erweckt und gestärkt werden mußte, abstracte Begriffe zu bilden, Schlüsse zu ziehen und die Intelligenz über die Bedürfnisse des Augenblickes hinaus arbeiten zu lassen. In einem gewissen Grade wird also die Vollendung der Sprache mit derjenigen des geistigen Vermögens Schritt gehalten haben, aber glückliche äußere Umstände müssen hinzutreten, um beide in der einzelnen Person, oder was wichtiger ist, in einem bestimmten Volke zum zeitweise höchsten Ausdruck zu bringen.

Man schlägt die geistigen Fähigkeiten und die Erfindungsgabe der Naturvölker meist zu gering an. Erweisen sie sich auch zur Bildung abstracter Begriffe und zum logischen Verarbeiten derselben vielfach noch unfähig, so liegt dies doch oftmals nur daran, weil sie denselben nicht das nöthige Interesse entgegenbringen; für die Bedürfnisse ihres eigenen Daseins erweisen sie sich im höchsten Grade erfinderisch. Ein Beispiel statt vieler mag dies darthun. Als Schweinfurth die Niam-Niam besuchte, fand er in jedem Weiler eine große Holzpauke, bestehend aus einem von vier Füßen getragenen Baumstamm, der derartig ausgehöhlt ist, daß die Wandung auf der einen Seite stärker als auf der andern ist, wodurch beim Anschlagen derselben zwei verschiedene Töne entstehen. Diese beiden Töne benützt man, um damit, je nachdem man sie wiederholt, oder

in mannigfacher Reihenfolge und Tactart mit einander wechseln läßt, allerlei weithörbare Signale und Aufforderungen zu einfachen Raths- oder Festversammlungen, Jagd- und Kriegszügen, Begräbnissen u. s. w. zu verbreiten, die von der Wohnung des Häuptlings ausgehend, nach wenig Augenblicken auf allen Pauken des Landes wiederholt werden, und wenn nöthig in kürzester Frist Tausende bewaffneter Männer zusammenrufen. Dieselbe telegraphische Trommelsprache fand man später an der Westküste Afrikas (in Kamerun) und in der Nähe der Astrolabe-Bai auf Neu-Guinea, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Eingebornen diese für ihre Zwecke unübertreffliche Einrichtung an vielen Orten unabhängig von einander erfunden haben.

Hinsichtlich der Schnelligkeit, mit welcher bedeutende Culturfortschritte von den Menschen gemacht und verbreitet wurden, haben wir einige Anhaltspunkte, die uns zeigen, daß die schriftlosen Zeiten der Völker nicht diejenige ungeheure Ausdehnung hatten, welche einzelne Forscher ihnen zuschreiben möchten. Wir wissen aus den neueren prähistorischen Forschungen, welche Lartet, Fraas, Mook, Schliemann u. A. auf kleinasiatischem und ägyptischem Gebiet angestellt haben, daß zu derselben Zeit etwa, in welcher bei uns in Deutschland und Mitteleuropa, Menschen lebten, deren einzige Waffen und Werkzeuge aus Stein und Knochen bestanden, d. h. zur sogenannten Eiszeit oder kurz vor derselben, auch in Syrien, Palästina und Aegypten Menschen gelebt haben, deren Cultur ebenfalls noch nicht erheblich weiter vorgeschritten war, als diejenige der damaligen Wilden Europas. Wir entnehmen aus die-

sem Verhalten, daß sich der Mensch schon im Zustande der Wildheit über einen großen Theil der alten Welt verbreitet hatte, daß somit die Renthierfranzosen und deutschen Troglodyten nicht als „Auswürflinge" damals bereits geistig hochstehender morgenländischer Völker angesehen werden dürfen. Wenigstens lebten an der Hauptverkehrsstraße des Orients und Occidents, über welche später die morgenländische Cultur nach Europa gelangte, in Kleinasien damals ebenso uncivilisirte Stämme, wie im Herzen Europa's selbst.

Es geht daraus ferner hervor, daß während und nach der Eiszeit in diesen damals vom Klima mehr begünstigten Ländern im Laufe weniger Jahrtausende eine bedeutende Cultur emporgeblüht sein muß. Wie schnell dies, bei genügender Anregung in begünstigten Ländern geschehen kann, dafür liefert uns das alte Griechenland und Rom ausreichende Beispiele. Schliemanns Nachgrabungen in Mykenae und an andern Orten zeigen uns die Griechen noch als ein halbbarbarisches Volk, dessen Culturstufe in der Zeit, aus welcher die homerischen Lieder stammen, kaum viel höher anzuschlagen ist, als diejenige Nordeuropas zu Beginn der christlichen Zeitrechnung. Eine Plastik, die in ihren damaligen Anfängen, diejenige der Aegypter und Phöniker keineswegs überragte, entwickelte sich in weniger als tausend Jahren zu jener bewunderungswürdigen Höhe, die man lange als den Gipfel aller Kunst angestaunt hat.

In ähnlicher Weise folgte die Glanzepoche der italienischen Malerei, den ersten Anläufen, sich aus byzantinischen Banden zu befreien, in weniger als zwei-

hundert Jahren; die Herrschaft des Dampfes ist hundert Jahre, die der Elektricität kaum fünfzig Jahre alt!

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um die Schnelligkeit zu erweisen, mit welcher die Blüthe der Cultur aus einem wohlvorbereiteten Boden entsprießt, wobei nach Ueberwindung der ersten und schwersten Schritte eine Beschleunigung der Entwicklung als fast regelmäßige Erscheinung eintritt. Man hat gefragt, ob dabei nicht auch eine Vervollkommnung des Denk- und Schlußvermögens an sich im Spiele sein könne. So weit es sich um eine Verfeinerung des Geschmackes, um eine Vertiefung des Gefühls handelt, mag dies zugegeben werden. Allein das folgerichtige Denken, der Scharfsinn und die Durchdringungsfähigkeit dürften mit der Ausbildung des geistigen Handwerkszeugs, der formellen Vollendung der Sprache, eine Art Abschluß erreichen. Was man durch reines Denken über ein unbekanntes Etwas an den Tag bringen kann, dürften die griechischen Philosophen in demselben Verhältnis geleistet haben, wie die späteren, von andern Voraussetzungen ausgehenden; die Strecken, die sie an der großen Straße zum Lande der Erkenntnis gebaut haben, sind nicht geringer zu schätzen, als die ihrer weiterbauenden Enkel. Was diesen eine scheinbare Ueberlegenheit gibt, beruht hauptsächlich auf der soviel höheren Stufe ihrer Erfahrungswissenschaft, die nur schrittweise vorwärts kommen kann. Erfindungen, welche den Stolz und Triumph der Neuzeit ausmachen, Telegraphen, Telephone, dynamoelektrische Maschinen u. s. w. sind schlechterdings undenkbar ohne langwierige Fundamentbauten; das Bell'sche Telephon, so einfach seine Construction ist, konnte weder

vor hundert Jahren noch jemals durch Zufall erfunden werden.

Die Beschleunigung des Fortschrittes der Erfahrungswissenschaften ist so groß geworden, daß man wahrscheinlich nicht zu viel sagt, wenn man unser Jahrhundert das „naturwissenschaftliche" nennt und behauptet, alle vorhergegangenen Jahrhunderte hätten zusammengenommen nicht soviel zur Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises und Könnens beigetragen, als dieses einzige. Man denke an die Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphie, Photographie, Spectral-Analyse, elektrische Beleuchtung, antiseptische Wundbehandlung, und an die ungeheuren Fortschritte, welche die Wissenschaft vom Leben unter dem Einflusse der Darwin'schen Theorie gemacht hat. Bezüglich der wenigsten dieser Fortschritte hatte das vorige Jahrhundert auch nur eine leise Ahnung davon, daß sie eintreten könnten. Sollten wir nun denken, jetzt wüßten wir das Wichtigste, das kommende Jahrhundert könne uns nicht überraschen, denn die noch übrigen Probleme seien meist unlösbar — ignorabimus? Wäre ein solcher Gedanke nicht viel anmaßender als die Hoffnung, auch manche der heute unlöslich scheinenden Probleme dereinst zu lösen?

Die Fortbildung von Sitte und Gesetz.

> .... Noch unbewußt
> Des eignen Schicksals, eignen Leides, lebte
> Die Menschheit harmlos hin, und den geheimen
> Gesetzen, die Natur und Himmel gab,
> Sich fügend, wob der holde Trug und Wahn
> Um alle Dinge seinen weichen Schleier
> Und unser Lebenskahn zog mit der Hoffnung
> Schon sich begnügend, ruhig in den Port.
>
> Leopardi.

Tiefblickende Volkslehrer haben bereits früh die Ursache der Verschlechterung des Menschengeschlechts nicht sowohl in der Erweiterung des Wissens an sich, als in dem damit verknüpften Verluste der Unschuld und Unbefangenheit gesucht. Während Adam und Eva im Paradiese, d. h. die ersten Menschen als reine Naturwesen gedacht, wie Kinder im Stande der Unschuld dahinlebten, sollen sie erst durch den Verführer erfahren haben, was gut und böse sei, und ähnlich beginnt in einer Version der chinesischen Paradiesesmythe der aus der Erdtiefe emporsteigende Drachen seinen Unterricht des ersten Menschenpaares Fohi damit, daß er ihnen den Unterschied der beiden Geschlechter erklärt, der den-

selben bis dahin völlig verborgen geblieben sei. Bedenkt man, daß die goldene Jugendzeit, in welcher der Mensch noch aller Sorgen ledig ist, und bei nur einigermaßen günstigen Umständen ein ungetrübtes Glück genießt, das wahre und einzige Urbild des Paradieses darstellt [82]), so wird man finden, daß jener Mythus, welcher die Unschuld und Ruhe des Menschen in dem Augenblicke versinken läßt, in welchem die Geschlechtsliebe erwacht und Begierden ins Leben ruft, welche ihm fortan seine Unbefangenheit und Genügsamkeit rauben, eines großen Dichters und Denkers würdig ist.

Selbst die idealistische Philosophie unseres Jahrhunderts hat einer solchen Auffassung zustimmen können, weil der Mensch erst von dem Augenblicke an für seine Handlungen haftbar gemacht werden kann, in welchem seine Geistesbildung weit genug vorgeschritten ist, um Gut und Böse zu unterscheiden. Aber die Analogie mit einer derartigen Auslegung der religiösen Urkunden bleibt doch nur eine oberflächliche, denn während diese eine angeborene Unschuld, ein Eingeborensein aller guten Regungen und als getreuen Eckart ein Gewissen, welches sie vor dem Bösen warnt, den Urmenschen zuschrieben, denken die neueren Philosophen gerade an den Mangel des Bewußtseins der Sünde bei dem Naturmenschen, der seinen Trieben instinctiv nachgeht, ohne sich zu fragen, ob er damit in unserm Sinne recht oder unrecht handle.

An die Vorstellungen der heidnischen Philosophen und voraugustinischen Kirchenlehrer vom leiblichen und geistigen Zustande der Stammeltern des Menschengeschlechtes knüpfte im Zeitalter der Renaissance ein auf

der einen Seite im Hexenwahn befangner, auf der andern mit den Vorurtheilen der Theologen muthig aufräumender Freidenker unmittelbar wieder an. Es war der französische Jurist und Publicist Jean Bodin († 1596), der er zuerst wagte, das Bild der Urmenschheit, wie es in der Bibel mit wenigen Zügen angedeutet erscheint, von den entstellenden Zuthaten einer spitzfindigen Theologie zu reinigen. Man könne sich, sagt er in seinem „Lehrgang der Geschichtskunde" (1566), das Leben der ganz der Natur und ihren unausgebildeten Geisteskräften überlassenen ersten Menschen wohl nicht anders als nach der Art der wilden Thiere denken, welche die Noth des Daseins zwingt, sich in jeder nur denkbaren Weise durchzuschlagen. Bei ihnen konnte somit nur das Recht des Stärkeren gelten und es behielt Jeder, was er vermöge seiner Körperkraft behaupten konnte.

Wir sehen hier die moderne Schule der Ethnologen und Sociologen ihren Anfang nehmen und Bodin's Nachfolger Hobbes ging sogar noch einen Schritt weiter, indem er annahm, der Mensch sei ursprünglich nicht einmal ein geselliges Wesen, wie die Heerdenthiere gewesen, welches wenigstens mit seiner eigenen Sippschaft in Frieden gelebt habe, sondern ein einsam jagendes, wie die Raubthiere; es habe von Anfang an Kannibalismus, ein Kampf Aller gegen Alle stattgefunden, wie bei den Wölfen. Homo homini lupus. Erst die bitterste Nothwendigkeit und sein Schutzbedürfnis den noch gefährlicheren vierfüßigen Raubthieren gegenüber, habe den Menschen zu Heerden- und Staatenbildungen gezwungen. Und so sei er allmälig weiter fortgeschritten

und zu den untersten Stufen der Gesittung und Gesellschaftsordnung gekommen, nicht durch angeborene Neigung oder Fähigkeit, sondern durch die rauhe Schule des Lebens und den Zwang der Verhältnisse. Wir brauchen hier nicht näher auf die Ideen einzugehen, welche John Locke bald darauf vom philosophischen und psychologischen Standpunkte in dieses Grundschema des reinen, voraussetzungslosen, nackten Naturwesens hineinphilosophirte und wollen uns nur erinnern, daß er zuerst mit wirksamen Gründen die Lehre von dem Angeborensein moralischer und anderer Ideen bekämpfte. Er wies dabei mit ähnlichen Schlußfolgerungen wie Hobbes auf die Immoralität vieler Naturvölker, auf ihren Kannibalismus und ihre Rohheit nach vielen andern Richtungen hin, um daran zu erläutern, daß dem Menschen von Natur wenig oder gar keine sittlichen Ideen beiwohnen.

Wir wissen jetzt, namentlich durch die Untersuchungen Darwins und seiner Schule, daß sowohl die Ansichten von Locke, als diejenigen von Hobbes stark über das Ziel hinwegschossen, sofern wir den Menschen selbst in seinem rohesten Zustande nicht derjenigen sozialen Triebe ermangelnd denken können, die wir bei so vielen gesellig lebenden Thieren, wie z. B. bei Insecten, Vögeln, Nagern, Hufthieren und zumal bei den Affen ausgebildet finden. Wir wissen, daß bei diesen Thieren neben der Gatten- und Jungenliebe sich eine bedeutende Neigung zur gegenseitigen Hilfsbereitschaft, zur Pflege hilflos ausgesetzter Jungen und Invaliden, also zu Handlungen findet, die wir beim Menschen als moralische betrachten würden, so daß uns kaum triftige Gründe

bleiben, an dem Angeborensein solcher Triebe zu zweifeln und das erste Erwachen sittlicher Regungen erst beim fortgeschrittneren, seiner Handlungen klar bewußten Menschen zu suchen.

Außerdem finden viele barbarische Gebräuche der sogenannten Wilden, welche Hobbes, Locke und die älteren ethnographischen Schriftsteller überhaupt für die Merkmale einer vollständigen Abwesenheit moralischer Bedenken bei denselben ansahen, wie der Kannibalismus, die Kopfjagden der Indianer u. s. w. oft gerade ihre Erklärung in religiösen Regungen und Vorstellungen, in deren Lichte sie dann auch nicht mehr so absolut verdammenswerth und abscheulich aussehen, wie sie dem Fremden zunächst erscheinen, und es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß der Kannibalismus weniger bei ganz tiefstehenden Völkern als bei etwas fortgeschritteneren angetroffen wird. Ebenso werden die Menschenopfer bei Begräbnissen und die weitverbreitete Sitte der Blutrache durch den festen Glauben an die Fortdauer nach dem Tode bis zu einem gewissen Grade entschuldbar, indem angenommen wird, der Verstorbene bedürfe seiner Frauen und Diener auch im Jenseits, oder er könne nicht Ruhe finden, bis der Mörder ihm nachgesandt sei. Indem die älteren Sociologen die nothwendige Vertiefung in den Gedankenkreis und die Beweggründe des Naturmenschen vernachlässigten, thaten sie nicht nur diesem Unrecht an, sondern verurtheilten auch ihre eigenen Forschungen zur Unwirksamkeit: durch die Schroffheit und Unversöhnlichkeit ihrer Schlüsse erklärt sich der geringe Beifall, den sie bei den Zeitgenossen fanden.

Jedenfalls war aber in diesen Anläufen von Bodin, Hobbes u. A. ein lebensfähiger Keim zur Weiterforschung nach einem Kindheitszustande der Menschheit gegeben, wie ihn hinfort Isaak Iselin in seiner „Geschichte der Menschheit" (1764—70), Kant, Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts", Herder in den „Ideen" und Schiller in seinen historisch-philosophischen Studien annahmen. In Anlehnung an den biblischen Bericht zeigten sie, daß die Erzählung vom Stande der Unschuld des ersten Menschen mindestens insofern einen tiefen Gehalt habe, als seine Handlungen ursprünglich einen mehr instinctiven Charakter getragen haben müssen, ähnlich denen der Thiere, und daß er auch da, wo er seinen natürlichen Trieben ohne Zögern gehorchte, keine Sünde begehen konnte, weil ihm das Bewußtsein eines in seinem Thun verborgenen Unrechts noch vollkommen mangelte. Erst nachdem das Nachdenken, die Vernunft in ihm geweckt war, seit er wußte, was gut und böse, vor seinem eigenen Urtheil recht oder unrecht, erlaubt oder verboten sei, begann die Regung des Sündenbewußtseins und Gewissens, welches sich nach der biblischen Erzählung zuerst in seiner Scham und seinem Verstecken äußerte und damit die Sünde selbst.

Allein mit der Unterscheidung von Gut und Böse, mit der dämmernden Erkenntnis der eigenen und der fremden Natur begann auch die Erhebung des Menschen über das sündlose Thier, und mit seinem geistigen Leben die Selbsterziehung, so daß in diesem Sinne der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradiese als das Wohlthätigste und Förderlichste erscheinen mußte, was ihm geschehen konnte, ebenso wie es den jungen

Leuten nothwendig wird, aus der paradiesischen Luft einer guten Familienerziehung in die fremde böse Welt hinausgestoßen zu werden. Schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hatten die Ophiten ähnliche Grundsätze ausgesprochen, indem sie die Paradiesesschlange als das Symbol des Weisheit (Sophia) verehrten. „Konnte der Mensch," ruft Herder in den „Ideen" aus, „nach etwas Höherem (als nach der verbotenen Frucht der Götterweisheit) gelüsten, konnte er auch in seinem Falle mehr geadelt werden?" Schiller hat diese Ideen in seiner akademischen Antrittsrede: „Was heißt und wie studirt man Universalgeschichte?" (1789) und in seiner Vorlesung über die erste Menschengesellschaft (1790) vortrefflich ausgeführt. In der ersteren schließt er sich mehr an Hobbes an, indem er das Leben der wildesten Naturvölker betrachtet, um aus ihm eine Vorstellung von den Urzuständen der Menschheit überhaupt abzuleiten.

„Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Inseln gemacht haben, geben uns," sagt Schiller, „ein ebenso lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herumgelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herumstehen und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völker bis zu dem Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer Cultur weit genug würden vorgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung

auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unseres Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unsrer Kindheit geben und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an...."

In einen starken Gegensatz zu der von Schiller getheilten Auffassung der ältern Sociologen hinsichtlich der niedern sittlichen Stufe der meisten Naturvölker trat eine Schule von Moralisten, an deren Spitze wir Michel Montaigne († 1592) einherschreiten sehen. „Diejenigen," schreibt er, „welche aus der zur Zeit unsrer Väter von den Spaniern entdeckten neuen Welt zurückkehren, können bezeugen, um wie viel redlicher und biederer diese Nationen, obwohl sie weder Magistrate noch Gesetze haben, leben, als die unsrigen, bei denen es mehr Beamte als andere Leute und mehr Gesetze als Handlungsweisen gibt." [83])

Wir finden in diesen Betrachtungen Montaigne's den Kern jener Anschauungen, welche zweihundert Jahre später von Rousseau zum Ausgangspunkte seiner pädagogischen und revolutionären Bestrebungen gemacht wurden. Die sociale und politische Entwicklung Frankreichs war inzwischen auf Wege gerathen, welche, vom Standpunkte des Menschenfreundes betrachtet, kaum schlimmer sein konnten, und wir dürfen, wenn wir zu einem gerechten Urtheil über Rousseau kommen wollen, niemals vergessen, daß er seinen Abscheu vor der sogenannten Civilisation in erster Linie aus dem schamlosen Treiben der Höfe und der Aristokratie Frankreichs im

18. Jahrhundert gesogen hat, obwohl es in manchen anderen Ländern damals auch nicht viel besser zuging. Wie die gekünstelten Umgangsformen jener Tage Poesie und Kunst zum Schäferstück hintrieben, so richtete er seinen Sehnsuchtsblick auf die von aller und jeder Cultur freien Naturzustände des Menschen zurück. Zum großen Nachtheil für die Rechtmäßigkeit seiner Folgerungen hatten ihm aber nur solche Naturkinder, welche glückliche Zonen bewohnen, in denen die Natur bis zum Ueberfluß Alles hergibt, was die spärliche Bevölkerung zu ihrem Unterhalt braucht, für sein Ideal eines paradiesisches Urzustandes Modell gestanden, und seine Beantwortung der Preisfrage von Dijon: „Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen habe?" (1749) würde eben so wie seine späteren Untersuchungen derselben Richtung etwas verschieden ausgefallen sein, wenn er die gesellschaftlichen und moralischen Zustände mancher von der Natur weniger begünstigten Naturvölker, wie z. B. der Bewohner von Feuerland, Australien, Mikronesien, vieler Gegenden Afrika's u. s. w. genauer gekannt hätte. Die einfachen patriarchalischen Sitten, die unbegrenzte Gastfreundschaft und Wahrheitsliebe einiger behäbig lebender Naturvölker hatten sein Urtheil, wie schon vorher dasjenige Montaigne's bestochen, und er sah im Gegensatz zu John Locke nur die Lichtseiten des Charakters jener Naturvölker, während er gegen den Aberglauben, die Trägheit, Sclaverei des weiblichen Geschlechts und andere barbarischen Sitten derselben blind blieb.

Die prähistorischen Forschungen der Neuzeit und die tiefer eindringende ethnologische Untersuchung haben

die Ansichten von Bodin, Hobbes und ihren Nachfolgern bestätigt, während die Culturgeschichtsforscher über die Ansichten von Montaigne und Rousseau zur Tagesordnung übergegangen sind. Aber immer von Neuem lassen sich einzelne Forscher von dem einschmeichelnden Grundgedanken der angebornen Güte und Vollkommenheit der menschlichen Natur bestricken und einzelne Rechts- und Sprachforscher wie R. v. Jhering u. A. haben in diesem Sinne sogar neuerdings aus einer Eigenthümlichkeit der Sprachen Beweise für das ursprüngliche Vorhandensein einer Paradieses-Unschuld hernehmen wollen, sofern die Tugenden meist durch eigene Worte, die Laster durch Negationen bezeichnet würden, wie Treue und Untreue, Gastlichkeit und Ungastlichkeit, Recht und Unrecht, Gehorsam und Ungehorsam. Aber es ist klar, daß es sich hierbei, wie W. Wundt gezeigt hat,[81]) nur um eine Eigenthümlichkeit der Sprache handeln kann, nicht um ein zeitliches Früher und Später der Wortbildung, da beide Begriffe nur in ihrem Gegensatz überhaupt denkbar sind. Das Gute konnte nicht früher erkannt werden als das Böse und es ist sogar eher das Gegentheil richtig, denn die Unschuld wird in ihrem Werthe erst durch das Bewußtsein der Schuld erkannt, wie in diesem Falle durch die Sprache gewissermaßen erhärtet wird.

Den Fortschritt, welcher in der Unterscheidung des Guten und Bösen nach stattgehabtem Sündenfall liegt, hat Schiller sehr treffend erörtert, indem er sie als ein Losreißen von dem Gängelbande des Instincts bezeichnet, an welchem der Mensch bis dahin glücklich und unschuldig wie das Thier gelebt hatte.

„Dieser Abfall des Menschen vom Instincte," sagt er, „der das moralische Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur, um das moralisch Gute darin möglich zu machen, ist ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte; von diesem Augenblicke her schreibt sich seine Freiheit, hier wurde zu seiner Moral der erste entfernte Grundstein gelegt. Der Volkslehrer hat ganz Recht, wenn er diese Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen behandelt, und wo es sich thun läßt, nützliche moralische Lehren daraus zieht, aber der Philosoph hat nicht weniger Recht, der menschlichen Natur im Großen zu diesem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen." [85])

Die durch Darwins Auftreten ins Leben gerufene genetische Betrachtung aller Verhältnisse hat bei ihrer Anwendung auf die gesellschaftlichen Pflichten, auf Sittlichkeits- und Rechtsbegriffe ergeben, daß dieselben mit Nothwendigkeit aus der Neigung des Menschen zum gesellschaftlichen Miteinanderleben hervorgehen mußten, auch wenn ursprünglich nicht die geringste Veranlagung dazu vorhanden gewesen wäre. Es wurde bereits erwähnt, daß heerdenweis lebende Thiere sich zu Handlungen aufschwingen, die den vollen Anschein moralischer Handlungen darbieten, sie werden aber gewiß nicht durch Ueberlegung oder sittliche Betrachtungen ins Leben gerufen, sondern sind durch das Beieinanderleben erzeugte gesellschaftliche, oder wenn man will, moralische Instincte. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Vögel, die einen blinden Genossen pflegen, oder ein Nest schreiender Jungen adoptiren,

deren Eltern umgekommen, dabei eine gewisse Befriedigung empfinden, jedenfalls aber hoffen sie dafür nicht auf einen Lohn im Jenseits. Was nun die analogen Triebe des Menschen, die zum Theil auch instinctmäßig geübt werden, und somit als angeboren betrachtet werden müssen, von ersteren unterscheidet, läßt sich dahin zusammenfassen, daß sie in das helle Licht des Bewußtseins erhoben, und dadurch einer Vertiefung zugänglich werden. Neuere Psychologen, die sich der genetischen Methode zugewandt haben, wie Wundt, Preyer, Herbert Spencer, Romanes und A. haben dies vollkommen anerkannt und Rudolph von Jhering steht nicht an, seine Meinung dahin auszusprechen, daß alle sittlichen Regungen und darauf begründeten gesellschaftlichen Einrichtungen des Menschen, vor allem die Rechtspflege durch die Bedürfnisse des Zusammenlebens erzwungen sein würden, auch wenn man das Gemüth des Urmenschen als vollkommene tabula rasa betrachten und ihm alle angeborenen sittlichen Regungen absprechen wollte.[86]) „Das Sittliche," sagt er, „ist nicht das Werk der Natur, welche den natürlichen Menschen in die Welt gesetzt hat, so daß der Mensch es bereits fertig mit zur Welt brächte, sondern das Werk der Geschichte, welche aus dem natürlichen den geschichtlichen, das ist gesellschaftlichen oder sittlichen Menschen bildet, der Geschichte, welche die Natur ablöst, um ihr Werk ganz in ihrem Sinne und Plan fortzusetzen, und den Gedanken der Selbsterhaltung auch in Bezug auf die Gesellschaft zu verwirklichen."

Was wir Moral nennen, ist nach allen philosophischen, psychologischen und entwickelungsgeschichtlichen

Untersuchungen die Unterordnung der Naturtriebe, die dem Egoismus dienen, unter das Wohl einer Mehrheit, möge dieselbe nun blos aus wenigen Familiengliedern oder aus vielen Stammes-, Gemeinde- oder Staatsgenossen bestehen. Mit der Anerkennung des gleichen Rechtes aller Gesellschaftsglieder beginnt der Entsagungsweg, der dazu führen kann, sich ganz dem Wohle der Anderen zu widmen, ja demselben aufzuopfern. Aller Anfang aber ist schwer, und die Anfänge einer jeden Entwickelung sind unbedeutend, so daß man gewöhnlich kaum erkennen kann, was daraus hervorgehen wird. Es ist darum ganz verkehrt, eine hohe Stufe moralischer Bildung bei Naturvölkern suchen zu wollen, die eben erst auf den untersten Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung angelangt sind. Diejenigen Moralisten, welche sie dort zu finden geglaubt haben, wie Montaigne und Rousseau haben eben nicht sehr genau hingesehen und waren auch gar nicht in der Lage, dies zu thun. Ihr Auge, war wie erwähnt, zufällig auf Naturvölker gefallen, die nicht mehr auf ganz niedrigen Stufen der Entwicklung stehen, und die obendrein in glücklichen Zonen wohnen, in denen nicht nur das Leben, sondern auch die Tugend leicht ist. Man darf nie vergessen, daß die zehn Gebote, welche die nothwendigsten Forderungen des Gesellschaftslebens umgrenzen, in wenig bevölkerten Ländern, wo Jeder bequem seinen Unterhalt findet, ohne Selbstüberwindung zu erfüllen sind; das Verdienst solcher Leute, das Eigenthum der andern zu achten, immer die Wahrheit zu sagen, Gastfreundschaft im weitesten Maßstabe zu üben u. s. w., ist nicht so groß, um Rousseau's Bewunde-

rung zu verdienen, denn die Ausübung dieser Tugenden wird ihnen leicht und fordert keine starken Anstrengungen, ebenso wie es dem Begüterten leichter wird, die ersten Pflichten des Gesellschaftslebens zu achten, als dem Besitzlosen. Außerdem haben Naturmenschen einander wenig zu stehlen, und die Gastfreiheit ist in Ländern, wo es keine Gasthäuser gibt, eine selbstverständliche, durch die einfachsten Gründe der Gegenseitigkeit gebotene Pflicht. Die Forschungsreisenden haben aber häufig genug erfahren müssen, daß die vielgerühmte Gastfreundschaft der Naturvölker keine harten Proben verträgt, und ebenso stellt es sich mit ihrer Treue, Zuverlässigkeit, Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit heraus. In dem Maße, wie die Ausrüstung, Waarenschätze u. s. w. der Fremden die Begehrlichkeit ihrer Wirthe und Beschützer reizten, wurden sie nur allzuhäufig bestohlen oder gar ermordet. Daß hier wie überall Ausnahmen vorkommen, soll in keiner Weise in Abrede gestellt werden.

Werden die gesellschaftlichen Tugenden, die man verschiedenen Naturvölkern in Bezug auf ihren innern Verkehr nachrühmt, in gleichem Maße von Angehörigen solcher Culturvölkern geübt, die unter drückenderen Erwerbsverhältnissen leben, so werden sie an sich bedeutend höher zu schätzen sein. Denn mit jeder Erschwerung des Kampfes um's Dasein, vor Allen mit der Zunahme der Bevölkerung wachsen naturgemäß die Schwierigkeiten, das Recht der Anderen gewissenhaft zu achten, ohne sich selbst zu benachtheiligen, und allerlei kleine Künste, die der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit nicht förderlich sind, werden gebraucht, um sich und die Seinigen durch-

zuschlagen. Dadurch wird es, so paradox dies klingen mag, dem Culturmenschen schwerer, dem Zuge seines Herzens zu folgen, als dem Canadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennt, und dies ist ein schlimmerer Genoß der Cultur als die Verweichlichung, Verführung u. s. w. durch Luxus, Künste und Sittenverfeinerung, welche Montaigne und Rousseau als die eigentlichen Verführer und Verderber der Sitten anklagten.

Auf der andern Seite darf man aus gewissen schlechten Erfahrungen, welche die Reisenden bei Naturvölkern machen, wie z. B. hinsichtlich des Bruches der Gastfreundschaft keine gar zu nachtheiligen Schlüsse über den Stand ihrer moralischen Fähigkeiten ziehen. Denn ein Fremder nimmt eine Ausnahmsstellung in den Gefühlen eines Naturmenschen ein und man darf nicht ohne Weiteres annehmen, daß sie gegen einen Stammesgenossen ebenso handeln würden. Die Gesellschaftsmoral ist bis zu einem gewissen Grade eine innere Angelegenheit jedes Gemeinwesens und zunächst nur der Ausdruck dessen, was sich als nothwendig für dessen Bestand und Erhaltung erwiesen hat. Dem Fremden oder gar dem Feinde die gleichen Rechte, wie dem Stammesgenossen einzuräumen, liegt zunächst außerhalb jeder Verpflichtung Es folgt dies aus der Entstehung moralischer Gefühle innerhalb engerer Gesellschaftskreise. Ich habe früher zu zeigen gesucht, daß die Vertiefung des Familienlebens daran einen wesentlichen Antheil hat. Auf den untersten Stufen der menschlichen Entwicklung scheinen die Menschen vielfach wie gewisse Thiere in geschlechtlicher Gemeinschaft gelebt zu haben, wenig-

stens hat man ähnliche Verhältnisse und deren Nachwirkungen noch jetzt bei vielen Naturvölkern angetroffen. Bei einer solchen Gesellschaftsordnung, in welcher einige naive Schriftsteller unsrer Zeit den wahrhaft paradiesischen und wieder erstrebenswerthen Zustand zu erkennen meinten, fehlte der Selbsterziehung des Menschen die wirksamste Triebfeder in demjenigen Verhalten, welches ich die „Zähmung der Alten durch die Jungen" genannt habe. [87]) Die Männer entzogen sich jener Schule der Selbstentäußerung, welche die Kinderpflege mit sich bringt, mehr oder weniger vollständig und natürliche Bande wurden von ihnen wenig geachtet. Selbst in Ländern, wo dauernde Familienverbindungen geschlossen werden, aber Polygamie herrscht, dringt die erziehliche Wirkung des Familienlebens nicht tief, wie wir unter anderm an dem kaltblütigen Hinschlachten der Seitenverwandten bei orientalischen Despoten beobachten können.

Erst die Einführung der monogamischen Ehe brachte Besserung in diese Verhältnisse und trug mächtig zur Milderung der Sitten bei, indem sie die Sclavin des Mannes zu seiner Frau erhob, und ihn selbst, als Oberhaupt der Familie veranlaßte, im weiteren Umfange als bisher, für die Seinigen zu sorgen. Während aber in der Familie selbst deren Oberhaupt, sei es nun der Vater, Großvater oder selbst Urgroßvater der Zugehörigen unbeschränkte Gewalt im Schlichten von Streitigkeiten übte und über Leben und Tod verfügen konnte, regelte sich das Verhalten der Familienhäupter und Familien gegeneinander nach der jeweiligen Sitte, und der nach dem Muster des Familien-Oberhaupts ge-

wählte oder erblich regierende Häuptling der Horde besitzt bei tiefstehenden Naturvölkern in der Regel nur soweit Macht, Ansehen und Gehorsam, als er streng über die Beobachtung der Sitten wacht, die sich als vortheilhaft oder geeignet für den Bestand der betreffenden Gemeinschaft herausgebildet und seit lange bewährt haben.

Wie noch heute, so erwies sich von Anfang an das gegenseitige Einverständnis, die allgemeine Billigung der Handlungen des Einzelnen, als das wichtigste Erhaltungsmittel der für zweckmäßig oder nothwendig erkannten Gewohnheiten und Sitten, und als wirksamstes Einschränkungsmittel gelegentlich hervortretender Neigungen Einzelner, sich darüber hinwegzusetzen. Ja die „öffentliche Meinung" übt bei Naturvölkern einen noch viel stärkern Zwang als bei civilisirten Nationen, trotz der großen Unterstützung, die sie heute durch die Presse erhält, und wir dürfen überzeugt sein, daß die unwiderstehlichen Wirkungen des Schamgefühls und des kategorischen Imperativs oder Gewissens die Incarnationen jener Ansichten von der Unverletzbarkeit des alten Herkommens sind.[88]) Da die öffentliche Meinung aber dasjenige im Wesentlichen bestimmt, was wir die Landessitte nennen, und an sich durch die äußern Lebensverhältnisse bestimmt wurde, so können wir uns nicht wundern, daß, wie das Sprichwort sagt, in jedem Lande andere Sitten herrschen und die Gesetze, nach Montesquieus richtiger Bemerkung wesentlich mit den Breitegraden wechseln. Der Neger hat auch ein Gewissen, aber sein Herz pocht bei andern Veranlassungen, wie das unsrige: Sitte und

Sittlichkeit in unserem Sinne sind himmelweit verschiedene Begriffe, bis zu dem Grade, daß wir viele Volkssitten und heiligen Gebräuche der Jetztwelt und Vorzeit für im höchsten Grade „unsittlich" erklären müssen.

Die Volkssitte bildet für unzählige Naturvölker, welche keine Polizei oder ordentlichen Gerichte haben, die einzige Richtschnur des Handelns, nach der das Erlaubte und Unerlaubte, die Befugnisse und Rechte, wie die Ueberschreitungen des Einzelnen bestimmt und beurtheilt werden. Innerhalb jener althergebrachten Grundsätze hatte mithin, da ausführende und schützende Organe nicht von Anfang an vorhanden waren und bei vielen Naturvölkern noch heute fehlen, jeder sein Recht selbst zu suchen und zu wahren und nur wenn das Gemeinde-Eigenthum verletzt oder Hilflose beeinträchtigt wurden, mochte die Gemeinschaft als solche hemmend, schützend und strafend eintreten. Selbst nachdem Volksgerichte entstanden waren, die in der heiligen Vehme und in unsern Schwurgerichten, ja in den Lynchgerichten über dem Gesetze unerreichbare Verbrecher, ihre Nachbilder finden, oder nachdem der Häuptling die obrigkeitliche Gewalt übernommen hatte, wurden bestimmte Fälle lange der Selbstrache vorbehalten, so namentlich die Verfolgung und Bestrafung eines Mörders den nächsten Angehörigen des Ermordeten. Es scheint, daß man die Befriedigung, welche die eigenhändige Bestrafung des Mörders gewährte, nicht dem dazu vor Allem Berechtigten zu entziehen wagte, und so sehen wir noch im Nibelungenliede dieses heilige Recht von der Chriemhilde eigenhändig an dem Mörder ihres Gatten üben, nachdem die Anklage und Ueber-

führung an der blutenden Leiche nicht zur Bestrafung desselben geführt hatte.

Nachdem Corsica von Frankreich annectirt worden war und die Sitten dieser vom allgemeinen Weltverkehr ziemlich abgeschlossenen Insel näher bekannt wurden, betrachtete man die damals dort noch in vollster Blüthe stehende Sitte der Blutrache wie eine interessante ethnologische Eigenthümlichkeit, die alsbald von verschiedenen französischen Dichtern (Balzac, Merimée u. A.) als tragisches Motiv für allerlei poetische Conflicte verarbeitet wurde. Aber diese Autoren ahnten kaum, daß die Blutrache eine ehemals über die ganze bewohnte Welt ausgedehnte Institution gewesen ist, die sich auf dieser isolirten gebirgigen Insel nur eben länger in Geltung erhalten hat als anderswo. Wie heilig die Pflicht des Sohnes den Mörder des Vaters zu tödten, um dem Ermordeten Ruhe zu schaffen, noch im alten Griechenland galt, zeigt die Sage vom Orest, der der eignen Mutter nicht schonen durfte, während in der Hamletsage die Zweifel an der Berechtigung dieser Sitte erwogen werden. Im deutschen Mittelalter war selbst einzelnen Lehrern der christlichen Kirche die Berechtigung der Blutrache nicht zweifelhaft, und Rupert von Deutz († 1195) nimmt von dem Gebote: „Du sollst nicht tödten!" ausdrücklich den Pflichtmörder aus, welcher den Tod eines Blutsverwandten zu rächen hat. Dieser heiligen Pflicht wagte lange niemand Einhalt zu thun, mochten ihretwegen auch ganze Familien sich gegenseitig Glied um Glied ausrotten. [89])

Der alte Rechtsgrundsatz, der sich in diesen, wie in vielen andern Volksgesetzen ausspricht, heißt: Auge um

Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben und führte zu unmenschlichen Folgerungen, wie z. B. der im „Kaufmann von Venedig" nachklingenden, daß ein Schuldner, der seine Schuld nicht dem Versprechen gemäß tilgen konnte, zum Leibeignen des Gläubigers wurde, damit dieser sich in jedem Falle schadlos halten konnte. Solche barbarische Nachwirkungen der ursprünglich so berechtigt scheinenden Formel: „Wie Du mir, so ich Dir," die immer nur das persönliche Verhältnis des Geschädigten zu dem Schädiger, die Selbstrache und Selbstschadloshaltung im Auge behielten, ohne einen rechten Unterschied zwischen absichtlicher und absichtsloser Schädigung, zwischen Noth, Zwangslage und Willkür zu machen, mußten endlich wohlmeinende und weiterblickende Personen veranlassen, diese Verhältnisse der Willkür des Einzelnen zu entziehen und durch feststehende Satzungen zu regeln.

Es ist leicht zu verstehen, weshalb die Gesetzgeber, welche nach tiefer Ueberlegung versuchten, das tiefgewurzelte Recht der Einzelnen, sich auf eigene Faust Befriedigung zu verschaffen, einzuschränken, wiederholt für nöthig erachteten, ihren neuen Gesetzen einen übernatürlichen Ursprung zuzuschreiben, deren Wortlaut auf eine höhere göttliche Autorität zu stützen und in der Mythologie der verschiedensten Völker kehrt deshalb die Person eines göttlichen Gesetzgebers und mächtigen Schützers der von ihm eingesetzten Gesetze wieder. Gerechte, den Zuständen angemessene Gesetze können nur von geistig und sittlich hervorragenden Menschen gegeben werden, und da sich solche ehemals im Priesterstande häufiger als in anderen Ständen fanden, so begünstigte

auch dieser Umstand eine frühe Verquickung von Sittenlehre und Rechtswesen mit der Religion, die nach vielen Richtungen verhängnisvoll und schädlich geworden ist.

Man braucht sich in dieser Beziehung nur an die sehr alterthümlichen, bei den Wilden der meisten Gegenden gebräuchlichen Gottesgerichte zu erinnern, die trotz ihres Ursprungs in den Köpfen auf niederster Culturstufe stehender Menschen noch zu den Vorurtheilen gewisser Stände unserer Gesellschaft gehören und dem Ehren- oder Eitelkeits-Morde im Zweikampf bis auf diesen Tag eine gewisse Sanction geben müssen. Sie dienen zwar heute mehr als einer Art Muth- und Tapferkeits-Probe, aber sie beweisen nur, daß die Duellanten nicht den Muth besitzen, einem alten Vorurtheil zu trotzen und ein Ueberbleibsel alter Barbarei von sich zu werfen.

Noch Schlimmeres richtete die unnatürliche Verbindung zwischen Gesetzgebung und Religionspflege durch die übermäßige Verschärfung der Strafen gegen Religionsverbrechen und was dafür gehalten wurde, an. Dem Zwecke der bürgerlichen Gesetzgebung entgegen, maßte sich die Kirche eine Machtbefugnis an, um nicht bloß die Beeinträchtigung der Rechte von Gesellschaftsmitgliedern gegeneinander zu schützen, sondern auch eine angebliche Beleidigung der Gottheit — sei es durch ausdrückliche Lästerung oder durch Verbindung mit einem mächtigen Gegner derselben (Ketzerei, Teufelsbündnis, Zauberei u. s. w.) — mit den grausamsten leiblichen Strafen zu belegen. Mit welcher schrecklichen Unbarmherzigkeit und Blutgier die Ketzer- und Juden-Verfolgungen, sowie die Hexenprocesse und Gottes-

lästerungs-Anklagen durchgeführt wurden, braucht nicht des Näheren charakterisirt zu werden. Angebliche Gotteslästerungen, wie die des Chevalier de la Barre, eines jungen französischen Offiziers von 19 Jahren, wurden noch im vorigen Jahrhundert mit Zungen-Ausreißen, Peinigen mit glühenden Zangen und ähnlichen unglaublichen Strafen, wie sie nur der Fanatismus ersinnen kann, bestraft! Der zufällige Umstand, daß die jüdische Tradition gewisse geschlechtliche Verirrungen, die meist aus krankhafter Anlage entspringen, mit der Zerstörung zweier Städte durch vom Himmel fallendes Feuer in Verbindung bringt, hatte für arme Kranke und Verirrte dieser Richtung, trotz des geringen Schadens, den sie gewöhnlich anrichten, die Strafe des lebendig Verbranntwerdens zur Folge, während auf der andern Seite viel schwerere Verbrechen auf das bloße Angelöbniß der Reue hin von den Dienern der Kirche vergeben, ja die Erlaubniß zu künftigen Sünden verkauft wurde.

Es muß als eine der größten Errungenschaften der Rechtspflege und als der höchste Vortheil für die Volksmoral betrachtet werden, daß es nach und nach gelungen ist, den Einfluß der Kirche auf die Rechtspflege einzudämmen, und die Sittlichkeit an sich wird erst dann eine höhere Stufe erreichen können, wenn sie sich vollkommen von religiösen Dogmen befreit hat, die sich seit jeher mehr mit dem Wohle der Todten als mit dem der Lebenden beschäftigt haben. Obwohl dieser Emancipations-Proceß der Sitte von der Kirche schon mit der Einsetzung des ersten bürgerlichen Gerichtshofes begonnen hat, kann man leider auch heute noch nicht sagen, daß er beendet wäre, und auch den kommenden

Geschlechtern bleibt in dieser Richtung noch Arbeit genug übrig.

Aber auch in sich selbst und ganz von den religiösen Einflüssen abgesehen, haben die Anschauungen über Sittlichkeit und Rechtspflege die denkbar stärksten Wandlungen durchgemacht, und das Studium dieser Entwicklung von den niedersten Anfängen an, beginnt auch der Rechtswissenschaft, die nicht ohne Grund früher als die ödeste aller Wissenschaften galt, jenes lebendige Interesse zu verleihen, welches in dem tieferen Verständnis jeder gesetzlich bedingten Entwicklung liegt. Wichtige archäologische Funde der Neuzeit, wie z. B. jener der in Stein gemeißelten Gesetze von Gortyna, haben diesen Studien eine bedeutsame Unterstützung geliehen. Was uns bei den in Rede stehenden Wandlungen besonders auffällt, ist der Ersatz des Gedankens einer persönlichen Rache und Bestrafung durch den der Entschädigung und Sühne der ganzen Gesellschaft gegenüber, wobei die ältere, den reichen Leuten so günstige Auffassung, welche auch von der Kirche adoptirt worden war, daß die meisten Uebelthaten durch Geldstrafen zu sühnen seien, — eine Idee, welche in dem Abkaufen und Ablösen der Privatrache wurzelt, — mit Recht auf die leichteren Vergehen beschränkt worden ist.

Vielfach ist dabei allerdings der eigentliche Antrieb der ganzen sittlichen Bewegung, die Gesellschaft so glücklich wie möglich zu machen, von einem unklaren Humanitätsdrang erstickt und beeinträchtigt worden. Der Plan, durch leichte Strafen die Saumseligen an ihre Pflichten zu gemahnen, von den schweren und rückfälligen Verbrechern aber die Gesellschaft durch deren Unschäd-

lichmachung zu schützen, hat einem optimistischen Bestreben, alle Verbrecher zu bessern und sie wieder zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu erziehen, Platz machen müssen. Was die Idee der Besserungsanstalten und Zuchthäuser betrifft, so hat man indessen mehr und mehr einsehen müssen, daß die Bestrebungen, den Menschen sittlich zu heben, anderswo einzusetzen haben, wenn sie irgend zur Wirksamkeit gelangen sollen, nämlich in der Jugenderziehung und daß es einem übertriebenen Zartgefühl gleichkommt, den Freiheitsdrang und das Leben derjenigen zu schonen, welche ihre Freiheit mißbrauchen, und das Leben ihrer Mitmenschen nicht zu achten gewillt sind.

Werfen wir zum Schlusse einen Blick auf das bisher Erreichte, um darnach die Aussichten der Zukunft zu beurtheilen, so haben wir, wie mir scheint, keine Ursache zu verzweifeln. Wenn in den civilisirten Staaten gewisse Abweichungen von dem Pfade der Rechtlichkeit häufiger werden, als sie bei den Naturvöikern vorkommen, so darf man eben die Erschwerung ihrer Lebensverhältnisse nicht übersehen und der Vermuthung Raum geben, daß in ähnliche Verhältnisse versetzte Naturmenschen noch viel häufiger straucheln, und sehr viel schlechter handeln würden, als die Culturmenschen, denen mancherlei Entlastungsgründe zugebilligt werden müssen. In dem Maße, wie ein immer größerer Bruchtheil der Gesammtheit erkennt, daß die Ansprüche an das Lebensglück für alle gleich sind, wird sich auch die Ueberzeugung festigen, daß volle innere Befriedigung nur in der vollkommensten Achtung und Anerkennung der Rechte Anderer gefunden werden kann, bis zu dem Grade, daß

der Einzelne unverdiente Vorzüge seiner Geburt und Lage z. B. ererbte Besitzthümer zur Begünstigung Nothleidender verwendet. Noch ist diese Wahrheit weit davon entfernt, allgemein anerkannt zu werden, aber sie ist auf dem Wege dazu und die Umstände, welche ihr zu einem vollen Durchbruch verhelfen, werden sich früher oder später einstellen. Dies ist die Hoffnung wohl aller Anhänger der Entwicklungslehre, welche als eine ihrer Hauptaufgaben betrachtet, die Ueberzeugung zu stützen, daß das goldne Zeitalter, soweit seine Verwirklichung der Möglichkeit entspricht, nicht ein unwiderbringlich verlornes Gut der Vorzeit war, sondern vor uns in der Zukunft liegt, und daß es in unsre Macht gegeben ist, uns demselben täglich mehr zu nähern, und die Vorfreuden desselben schon in der Gegenwart zu kosten.

Anmerkungen.

1) (S. 8.) Nach E. B. Tylor, die Anfänge der Cultur, deutsch von Spengel und Poske. Leipzig 1873. Bd. II. S. 57.

2) (S. 8.) F. Denis, Le monde enchanté. Paris 1843. p. 49.

3) (S. 9.) Humboldt, Ansichten der Natur. Bd. I. S. 183.

4) (S. 12.) The Voiage and Travaile of Sir John Maundeville. London 1725. p. 204.

5) (S. 15.) O. Fraas, Aus dem Orient. Bd. II. S. 113. Stuttg. 1878.

6) (S. 22.) F. Delitzsch, Wo lag das Paradies? Leipzig 1881.

7) (S. 23.) F. Kaulen, Assyrien und Babylonien. Freiburg 1885. S. 164.

8) (S. 26.) E. Renan, Histoire générale et Système comparée des langues sémitiques. Paris 1864. p 480—481. Vergl. O. D. Müller im American Antiquarian Vol. III. (1880) p. 39 ff. — Es mag hier noch hinzugefügt werden, daß der weiterhin im Text (S. 30) erwähnte Paradiesesberg der Mongolen, der Altai der Alten, von vielen Autoren in dieselbe Gegend versetzt wird. Vergl. die Anmerkung 170 zu Bürck-Neumanns Ausgabe des Marco Polo. (Leipzig 1855.)

9) (S. 27.) G. Maspéro, Histoire ancienne des peuples de l'Orient. 2 éd, Paris 1876.

10) (S. 36.) Procop, de bello Gothico IV. 20.

11) (S. 38.) Justinus, Philippische Geschichte II. 1.

12) (S. 42.) Gobineau, Essai sur l'inégalité des races humaines. 4 Vols. Paris 1853—1855.

13) (S. 48.) Erasmus Darwin und seine Stellung in der Geschichte der Descendenz-Theorie von Charles Darwin und Ernst Krause. Leipzig 1880. S. 172.

14) (S. 52.) Morris, Proceedings of the Academie of Natural Sciences of Philadelphia 1885 III. p. 385.

[15]) (S. 55.) Ch. Darwin, Reise um die Welt. Stuttg. 1875. S. 444 und 457 ff.

[16]) (S. 58.) Ch. Darwin, Kleinere Schriften, herausgegeben von E. Krause. Leipzig 1886. S. 89.

[17]) (S. 59.) W. Preyer, Aus Natur und Menschenleben. Berlin 1885. S. 88 ff.

[18]) (S. 64) Augustinus, de Civitate Dei XII. 9; XV. 12.

[19]) (S. 64) O. Zöckler, die Lehre vom Urzustande des Menschen. Gütersloh 1879. S. 244 ff.

[20]) (S. 66.) Parrot. Revue scientifique vom 22. Juli 1882.

[21]) (S. 68.) Prunières' und Brocas Untersuchungen sind in der Revue d'Anthropologie Vol II (1873). 18 et Vol VI. (1877). p. 1 et 193 erschienen, über Miklucho-Maclay's Beobachtungen vergl. Langenbecks Archiv für klinische Chirurgie. Bd. XXVIII Heft 4.

[22]) (S. 70.) Dönhoff, Archiv für Anatomie und Physiologie 1881. Physiol. Abtheil. S. 161.

[23]) (S. 71.) Weismann, Über die Dauer des Lebens. Jena 1882.

[24]) (S. 74.) A. Götte, Über den Ursprung des Todes. Hamburg und Leipzig. 1883.

[25]) (S. 83.) Josephus, Jüdische Alterthümer II. 3; V. 2.

[26]) (S. 84.) Duc de Luynes, Voyage d'Exploration à la Mer morte. Vol. I. p. 322. Paris 1871.

[27]) (S. 84.) Augustinus, de Civitate Dei. XV. 9

[28]) (S. 89.) Büttner, Rudera diluvii testes d. h. Zeichen und Zeugen der Sündfluth (Leipzig 1710) S. 283 u. 289.

[29]) (S. 95.) St. Hilaire, Histoire générale et particulière des anomalies de l'organisation chez l'homme et les animaux. Paris 1831 37.

[30]) (S. 104.) Bourignon, † 1680 (nicht 1618); eine ausführlichere Schilderung ihres Portrait Adams findet man in der Zeitschr. Kosmos. Bd. I. (1877.) S. 504.

[31]) (S. 106.) Vergl. Carus Sterne die Krone der Schöpfung (Wien u. Teschen.) 109—121.

[32]) (S. 114.) H. Schaaffhausen, Verhandl. des naturhistor. Ver. der preuß. Rheinlande u. Westphalens. Bd. XL. S. 279—309. — R. Baume, die Kieferfragmente von La Naulette und der Schipkahöhle. Leipzig 1883.

[33]) (S. 116.) Baume, A. a. O. S. 32.

[34]) (S. 121.) Man darf hierbei natürlich nicht an unsere, nur zur Schweinemast geeigneten Eicheln denken. In Südeuropa werden seit alten Zeiten verschiedene Eichenarten cultivirt, die eine ganz schmackhafte Frucht tragen. Das gilt nicht blos von der Speise-Eiche, einer veredelten Abart unserer

Wintereiche, sondern auch von verschiedenen Abarten der immergrünen Eiche (Quercus Ilex), deren Früchte noch heute im nördlichen Afrika, in Spanien, und selbst im südlichen Frankreich wie Kastanien zur Speise geröstet werden, so daß auch in ihnen nur eine gebräuchliche Kost der ärmeren Leute als Nahrungsmittel des goldenen Zeitalters ausgegeben wurde.

35) (S. 124.) Porphyrius, de abstinentia IV, 15.

36) (S. 125.) F. Spiegel, Erânische Alterthumskunde. Leipzig 1871. Bd. I, S. 533.

37) (S. 127.) Porphyrius A. a. O. III. 20.

38) (S. 140.) Eine weitere Ausführung dieser Auffassung habe ich im Kosmos, Bd XIX. (1886.) S. 161—175 gegeben.

39) (S. 144.) M. Much, Ueber die Zeit des Mammuth im Allgemeinen und über einige Lagerplätze von Mammuthjägern im Besondern. Wien 1881.

40) (S. 150.) A. Nehring hat in der Sitzung der Berliner Anthropol. Gesellsch. vom 19. Jan. 1884 eine nähere Beschreibung dieses Fundes gegeben.

41) (S. 157.) Nicols. Natural history sketches among the carnivora. London 1885.

42) (S. 161.) Vorliegende Arbeit über den Gebrauch der Giftpfeile im alten Europa erschien zuerst 1878 im 3. Bande des „Kosmos", wie hier bemerkt werden muß, da einige Autoren meine Angaben ohne Quellenangabe in neuere Werke aufgenommen haben.

43) (S. 162.) Eine Übersetzung der Abhandlung von P. Förich findet sich in E. Darwin's Botanic Garden London 1794. Bd. II. p. 185—191.

44) (S. 168.) Aelian, historia animalium V. 16.

45) (S. 168.) Aristoteles, de mirabilium auscultationibus c. 153. (S. 316 der Beckmann'sche Ausgabe.) Vergl. Ovid, ex Ponto IV. Ep. 9 v. 83.

46) (S. 168.) Aelian, A. a. O. IX. c. 15.

47) (S. 169.) Plinius histor. natur. L. XI. c. 53.

48) (S. 169.) Fr. Redi, Experimenta. Amstelod. 1685. p. 266.

49) (S. 169.) Diodor IV. c. 11 u. 38.

50) (S. 171.) Globus Bd. 49 (1886) S. 156.

51) (S. 176.) Plinius, historia naturalis XVI. 10.

52) (S. 176.) Dioscorides, Alexipharmaca c. 20.

53) (S. 178.) Aristoteles, A. a. O.

54) (S. 178.) Celsus, de medicina V. 27.

55) (S. 178.) Plinius, A. a. O. 25, 5. u. Aulus Gellius, Noctes atticae 17, 5.

56) (S. 178.) Plinius, A. a. O. 27. 11.
57) (S. 178.) Strabo, Geograph. IV c. 4.
58) (S. 179.) Verhandl. der Berliner Anthropol. Gesellsch. in der Zeitschr. f. Ethnologie. Bd. X. (1878) S. 431.
59) (S. 181.) Dio Cassius, historia roman. 67, 11 u. 72, 14, womit zu vergleichen: Eusebius Salverte, des Sciences occultes. Paris 1829 II. p. 243. — Auch Cleopatra soll sich nach einer von Dio Cassius (51, 14) mitgetheilten Sage mit solchen vergifteten Nadeln getödtet haben.
60) (S. 182.) Gregorius Turonensis, histor. Francor. II. 9.
61) (S. 182.) Le Grand d'Aussi, Histoire de la vie privée des Français. Paris 1782 I. p. 349.
62) (S. 182.) Graf U. zu Scharffenberg, Zur Geschichte der Heilkunde. Berlin 1875. S. 325.
63) (S. 183.) Ruffi, Histoire de Marseille II. p. 283
64) (S. 184.) Appun, Unter den Tropen. Jena 1871. II. S. 463 ff.
65) (S. 184.) Mathias Lobel et Peter Pena. Stirpium adversaria nova etc. p. 263.
66) (S. 186.) Gesner, Historia quadrupedum I. p. 372 et 746. — De Aconito primo Dioscoridis. Tiguri 1577 — De raris et admirandis herbis, quae Lunariae nominantur. Tiguri 1555 p. 38 ff.
67) (S. 187.) Tabernämontan, Kräuterbuch, Ausgabe von 1687. S. 985.
68) (S. 187.) Strabo, Geograph. XV. 1.
69) (S. 187.) Theophrast, Naturgeschichte der Gewächse, herausg. von K. Sprengel. Bd. II. S. 385.
70) (S. 196.) Vergl. E. B. Tylor's Early history of Mankind Cap. IX. u. Klemm's Allgem. Culturgeschichte, wo die im Text erwähnten Autoren genauer citirt sind.
71) (S. 197.) Sir John Lubbock, Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts. Jena 1875. — Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit. Jena 1874. — O. Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit. 2. Aufl. Leipz. 1877.
72) (S. 205.) A. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Berlin 1859.
73) (S. 210.) Ch. Darwin, Reise um die Welt. Stuttg. 1875. S. 470.
74) (S. 212.) A. Woldt, Capit. Jakobsen's Reise an die Nordwestküste Nordamerikas. Leipzig 1884. S. 58 u. 110.
75) (S. 213.) Lubbock, Vorgeschichtl. Zeit. Jena 1874. Bd. II. S. 197.
76) (S. 214.) Boyd-Dawkins, Die Höhlen und die Urbewohner Europas. Leipzig und Heidelberg 1876. S. 72.

77) (S. 214.) H. Germain, Bullet. de la Société d'Anthropologie. 1883. p. 682.

78) (S. 229.) Piazzi-Smyth, Our Inheritance in The great Pyramid. II Ed. London 1874.

79) (S. 231.) A. Moigno, La grande Pyramide, ses merveilles, ses mystères et ses enseignements. Paris 1875.

80) (S. 231.) A. Dufeu, Découverte de l'âge et la véritable destination des quatres Pyramides de Gizeh, principalement de la grande Pyramide. Paris 1873.

81) (S. 234.) Clauzel, Le triomphe du Christ ou découverte d'une Science immense perdue depuis 5000 ans. Bergerac, 1875. p. 115—164.

82) (S. 247.) Carus Sterne, Die Krone der Schöpfung. Wien und Teschen. S. 277 ff.

83) (S. 253.) Michel Montaigne, Essais II. 12.

84) (S. 255.) W. Wundt, Das Sittliche in der Sprache. Deutsche Rundschau. April 1886.

85) (S. 256.) Schiller, Etwas über die erste Menschengesellschaft. Bd. X. (der Ausgabe in 12 Bdn.), S. 382.

86) (S. 257.) R. von Ihering, Der Zweck im Recht. 2. Aufl. Leipzig 1886.

87) (S. 261.) Carus Sterne A. a. O. S. 292.

88) (S. 262.) Vergl. Paul Rée, die Entstehung des Gewissens-Berlin 1885 und Carus Sterne A. a. O. S. 94.

89) (S.) 264.) Köhler, Zur Lehre von der Blutrache. Würzburg 1885.

K. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.
Papier der Schlöglmühl.

Im Verlage der k. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska, Wien und Teschen ist als ein Band der „Salon-Bibliothek“ früher erschienen:

Die Krone der Schöpfung.

Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur.

Von

Carus Sterne.

Broschirt fl. 2.50 = M 4.50, Elegant gebunden fl. 2.80 = M. 5.

Dieses Buch bildet eine Ergänzung zu dem vorliegenden Werke „Plaudereien aus dem Paradiese“.